



LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0285 9880






ALTERIVS NON SIT QVI SVVS ESSE POTEST
AVREOLI THEOPHRASTI AB HOHEN HAIM EFFIGIES SVE ÆTATIS 45
15 AH 38
Theophrastus von Hohen,
heim, der heiligen gschrift
und beider arzenij doctor

Theophrast von Hohenheim

Von

R. Julius Hartmann

Mit einem Bildnis Hohenheims



Stuttgart und Berlin 1904
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort

Keiner der bedeutenden Männer des Reformationszeitalters ist so wenig gekannt, so viel verkannt wie Theophrast von Hohenheim. Die nachfolgenden Blätter bieten den Versuch ein Bild seines Lebens und Wirkens, seines Denkens und Glaubens zu zeichnen auf Grund seiner eigenen schriftlichen Äußerungen. Dieselben sind solchen Schriften entnommen, welche mit Sicherheit als echt theophrastisch bezeichnet werden können. Daneben ist das urkundliche und bibliographische Material verwertet, das vor allem Dr. Karl Sudhoff vorgelegt und bearbeitet hat. Erst seit den Arbeiten dieses hochverdienten Paracelsusforschers konnte es überhaupt unternommen werden, ein zutreffendes Lebensbild des Theophrasts von Hohenheim zu zeichnen. Für alle Angaben ist in den Anmerkungen der Nachweis gegeben. Das Bildnis Hohenheims, von Augustin Hirschvogel nach dem Leben gezeichnet, entnehmen wir dem Werke von Dr. C. Aberle, Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus (Tafel V), die Wiedergabe seiner Namensschrift dem Werke Karl Sudhoffs, Paracelsus-Handschriften (Tafel II).

Ich füge noch die Worte Husers an, welche er an die Leser der von ihm herausgegebenen Werke Hohenheims richtet; sie mögen auch dem Leser der nachfolgenden Blätter gelten:

> Befehl also hiemit Dich in Gottes gnädigen Schutz, Theophrastum aber in Dein günstigs und unparteiisches Urteil.

R. Julius Hartmann

Inhaltsübersicht



I

Familie und Kindheit

Eine starke Wegstunde von Maria-Einsiedeln führt eine Brücke über die Sihl. Man nennt sie wie die alte, die zuvor an derselben Stelle die Sihl übersetzte, die Teufelsbrücke. Hart an der Brücke stand ein stattliches Bauernhaus, nach Schweizerart gebaut, der ganzen Länge nach mit einer Laube versehen. Ein alter Holzschnitt aus dem Jahre 1577 hat uns das Bild des Hauses und der Brücke aufbewahrt[1]).

In diesem Hause hatte der Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim[2]) anfangs der neunziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts seine Wohnung aufgeschlagen. Und unter diesem Dache ward ihm sein einziger Sohn geboren, Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus[3]).

Wie der einem schwäbischen Adelsgeschlecht[4]) entstammte Doktor Wilhelmus hieher verschlagen worden war, wissen wir nicht. Sicher ist, daß er dem edlen Geschlechte der Bombaste angehörte, deren Stammsitz in der Nähe von Stuttgart bei dem Dorfe Plieningen auf einer Anhöhe lag, von welcher aus ein weiter Ausblick ins Neckartal und hinüber auf die Berge der schwäbischen Alb sich eröffnet. Heute trägt diese Anhöhe nach allerlei Wandlungen wieder den Namen „Hohenheim", so wieder genannt von dem Herzog Karl Eugen von Württemberg, dem bekannten „Karl-Herzog", der für seine vom Kaiser Joseph zur Reichsgräfin von Hohenheim erhobene Gemahlin Franziska den alten „Garbenhof" gekauft hatte, welcher auf der Stelle des alten Edelsitzes stand, und ausgedehnte Schloßbauten hier errichtete. Heute sind die Räume einer landwirtschaftlichen Akademie überlassen.

Aus dem Herzen des Schwabenlandes ist also Wilhelm von Hohenheim durch die Wendung, die sein Leben genommen, hinausgeführt worden ins schlichte Schweizerhaus am Fuß des Etzelbergs im Schwyzerland.

Wenn auch im Jahre 1468 ein Johanniterritter, Georg Bombast von Hohenheim, unter den edlen Herren sich findet, welche der Graf Eberhard von Württemberg als Begleiter auf seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land mitgenommen, so scheint doch der Vermögensstand des adligen Hauses der Bombaste schon vorher stark zurückgegangen zu sein; denn schon seit einer Reihe von Jahren war damals das alte Schloß der Bombaste von Hohenheim im Besitz des Spitals der nahen Reichsstadt Eßlingen, unzweifelhaft, nachdem es vorher als Pfand für dargeliehenes Geld ihm verschrieben worden war. So begreifen wir, daß ein Glied des alten Rittergeschlechtes einem bürgerlichen Beruf sich zuwandte, umsomehr, wenn, wie berichtet wird, ein Georg von Hohenheim, Johanniterordensmeister zu Haitersheim im Breisgau, „vor ehrlichen Leuten von Adel bekannte, daß Theophrasti Vater, Herr Wilhelm genannt, seiner Fürstlichen Gnaden Vaters Brudersſohn gewesen, doch außerhalb der Ehe geboren“ [5]). Im Januar 1482 wurde auf der Hochschule in Tübingen, der damals noch jungen Schöpfung des Grafen Eberhard von Württemberg, ein Wilhelm Bombast von Riet inskribiert. Auffallend ist es, daß er als Träger eines adligen Namens dennoch als „Pauper“ dem Pedellen nur einen Schilling bezahlte [6]). Es ist nicht allzu gewagt, in diesem den Vater des Theophrast zu sehen, umsoweniger als die Armut dieses Bombast es begreiflich macht, daß er später in der Fremde auftaucht. Dort in Tübingen wird Wilhelm Bombast von Hohenheim sich auch den Titel „der Artzney Licencjat“ erworben haben, als was ihn die „Urkund der Statt Villach von des Theophrasti Paracelsi Vatters Leben vnd Absterben“ bezeichnet [7]).

Zehn Jahre später, nachdem jener Wilhelm Bombast in Tübingen als akademischer Bürger eingeschrieben worden war, finden wir einen desselben Namens in Einsiedeln als ausübenden Arzt. Ein Bild aus jener Zeit [8]), geschmückt mit dem alten Wappenschild der Bombaste von Hohenheim — sie führten auf goldenem Herz-

schild einen lichtblauen Schrägbalken mit drei weißen Kugeln [9]) — sowie mit dem Wappen der Einsiedlerfamilie Ochsner [10]) — dem schwarzen Ochsenkopf in hellem Feld — hat uns die Züge des jungen Arztes aufbewahrt.

Und hier, zu Einsiedeln, fand er auch seine Lebensgefährtin, eine „Gottshaußfrau" [11]), aus der Familie der Ochsner, von denen ein Rudi Ochsner 1480 an der Sihlbrücke wohnte [12]), wohl der Vater von Theophrasts Mutter, die demnach im elterlichen Hause an der Brücke mit ihrem Gatten ihren Hausstand gehabt hätte. Gotteshausleute waren die Untertanen des Klosters [13]), welche in besonderer Abhängigkeit vom Kloster standen, in einer Art Leibeigenschaft, die den Gotteshausleuten noch über den Tod hinaus Verpflichtungen gegen den Abt von Einsiedeln auferlegte. So lesen wir in einer Urkunde aus dem Jahr 1541 [14]), daß „dem Hochgedachten Gnädigen Fürsten vnd Herrn von allen vnd jeden seiner F. G. Gotshauß Leuthen nach jrem absterben haimfelt vnnd gebürt das best Roß oder Hauptvieh, oder so er derselbigen nit het, das best vnter den Klaidern vnd Klainaten", eine Abgabe, welche auch nachmals dem Nachlaß des Doktor Theophrastus auferlegt war, „nachdem", wie es in der „Quittung des Anwalts des würdigen Gottshauß vnser lieben Frawen zu den Ainsideln" heißt, „des ermelts Theophrasti Mutter ain Gottshauß-Fraw gewest". Ein silberner Becher, sieben Lot und ein halbes schwer nach Wienischem Gewicht, wurde von dem Anwalt zu sicheren Handen gebracht und damit des Theophrastus Nachlaß quitt, ledig und los gesprochen [15]). Als Klosteruntertan von Einsiedeln [16]) ist Theophrastus von Hohenheim am 10. November 1493 geboren worden [17]), der einzige Sohn, das einzige Kind der Eltern.

Es war keines Kalenderheiligen Name, mit dem der Vater seinen Sohn nannte. Bedeutungsvoll hat der gelehrte Mann den Namen eines griechischen Weltweisen auf seinen Erstgeborenen gelegt. Es deutet an, in welchen Gebieten der Vater sich heimisch fühlte, welche Pläne er für seinen Sohn hegte. Zu einem Naturforscher wollte er ihn erziehen, und da stand vor des Vaters Geist kein Geringerer als Vorbild, dem der Sohn ähnlich werden möge, als der Eresier Theophrastos [18]), der vor anderen groß war unter

den Alten in der Botanik und Chemie. Später, als aus dem jungen Theophrastus von Hohenheim ein Großer unter den Naturforschern seiner Zeit geworden war, hatte er Selbstgefühl genug, um von sich zu sagen, er heiße Theophrastus „Art und Tauffs halber“ [19]).

Man hat später unserem Theophrastus noch andere Namen beigelegt und seine Feinde und Verleumder, deren er bald viele gehabt hat, häuften eine ganze Reihe von Namen aufeinander. Man nannte ihn: Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, als ob er sich selbst so genannt hätte, und wollte ihn als einen eitlen, aufgeblasenen Menschen lächerlich machen, als einen Schwindler und Marktschreier in Verruf bringen. In der Tat kann man auch heute noch diese schwülstige Häufung von Namen lesen, die den Schein erweckt, als ob Theophrastus selbst sich so geheißen habe. Das hat er aber nie getan. Er selbst unterschrieb sich in Briefen, deren ursprüngliche Niederschrift von seiner eigenen Hand noch vorhanden ist, nur „Theophrastus von Hohenheim“, seltener mit seinem ganzen Familiennamen „Theophrastus Bombast von Hohenheim“. Auch wo er als Verfasser eines Buchs seinen Namen auf den Titel setzt oder die Widmungsvorrede einer Schrift unterzeichnet, finden wir meist den Namen „Theophrastus von Hohenheim“, wohl auch mit dem Beisatz: „genannt Paracelsus“ [20]).

Paracelsus ist einfach die Übersetzung seines Familiennamens „Hohenheim“. Die Beifügung Para-(παρὰ) zum Worte celsus hoch ist eine im Hohenheimschen Sprachgebrauch auch sonst vorkommende Steigerung, so in seinen Buchtiteln: Paramirum, Paragranum. Es ist nur eine böswillige Ausdeutung, wenn gesagt wurde, er habe sich mit der Wahl dieses Namens „über Celsus“ stellen wollen, den berühmten Arzt zur Zeit der Kaiser Tiberius und Nero [21]), den er übrigens nie in seinen Schriften erwähnt.

Möglich ist's, daß Theophrastus bei der Taufe auch den Namen Aureolus erhalten hat. Es wäre wiederum ein Zeugnis von der großen Verehrung, welche sein Vater für den alten Theophrastos von Eresos gehabt hat, der in einer alten Schrift aureolus Theophrastus genannt wird [22]). Der Vater hätte also aus dieser ehrenden

Beifügung einen Eigennamen für seinen Sohn gemacht. Jedenfalls nennt sich Theophrastus von Hohenheim selbst etlichemal mit diesem Namen; so wird er ihn auch gehabt haben [23]).

Philippus heißt er zum ersten Male auf der Inschrift des Grabdenkmals, das ihm in Salzburg von seinen Freunden gesetzt worden ist, und danach auch auf der Aufschrift etlicher Bücher, die nach seinem Tode im Druck herausgekommen sind. Wie diese Freunde zu diesem Namen kamen, das nachzuweisen ist nicht möglich.

Es ist hier der Ort, nur kurz eine Verfälschung klarzulegen, die dem Namen Hohenheims widerfahren ist und bis in Veröffentlichungen der neueren Zeit sich erhalten hat [24]). Des Theophrasts wahrer Name soll nicht „Hohenheim", sondern „Höhener" gewesen sein, sein Geburtsort Gais in Appenzell. So, seitdem Albrecht von Haller 1777 zum ersten Male den falschen Namen brachte [25]), und Escher (in Ersch und Grubers Enzyklopädie) es wiederholte [26]). Der letztere hat mit anderen sich auf Johannes Keßlers Sabbata oder St. Gallische Reformationsgeschichte berufen, der es als etwas Bekanntes anführe, „daß Paracelsus ein Höhener von Gais gewesen". Ganz mit Unrecht. Keiner scheint Johannes Keßlers Buch daraufhin angesehen zu haben, denn dort steht keine Silbe von einem Höhener, sondern des Theophrastus richtiger Name: „Theophrastus von Hochenheim" [27]).

Sein Vater hat in bürgerlichem Beruf den Namen des altschwäbischen Adelsgeschlechts mit Ehren getragen und sich, wie ihm noch im Tode bezeugt wird, „all die Zeit seines Wesens, Wandel vnd leben gegen allermenigklich Erber, ehrlich vnnd wol gehalten" [28]). Auf seinen Sohn hat er den größten Einfluß ausgeübt. Auf den Vater, der ihn von Jugend auf geleitet, führt es der Sohn zurück, daß er von sich sagen kann: „Anderst bin ich" (als andere), „laßt euch das nicht seltsam seyn" [29]). Und wenn uns auch vom Leben, Wirken und Sterben der Mutter nichts bekannt ist, eines dürfen wir doch als Bürgschaft dafür annehmen, daß auch sie, die Mutter, durch ihr Wesen einen in dankbarer Erinnerung verbliebenen tiefgehenden Einfluß auf den Sohn gehabt hat. Als nämlich später einmal der gelehrt gewordene Sohn von dem Aberglauben so vieler Menschen redet, welche den Gestirnen am Himmel einen Einfluß

auf den Charakter und die Lebensschicksale der Menschen zuschreiben und meinen, auf die Stellung der Sterne in der Geburtsstunde eines Kindes, die Konstellation, komme es an, was aus dem Kindlein werden solle, da schreibt Theophrast von Hohenheim das schöne Wort: „Das Kind bedarf keines Gestirns und keines Planeten; seine Mutter ist sein Planet und sein Stern“ [30]).

Theophrasts Kindheit hinterließ ihm die Erinnerung an manche Sorgen und Entbehrungen im elterlichen Hause. Er scheut sich nicht, es schlicht und offen zu erzählen. Er sei in großer Armut aufgewachsen und erzogen worden [31]), nicht mit Feigen noch mit Honig noch mit Weizenbrot, aber mit Käse, Milch und Haberbrot; auch sei er nicht mit weichen Kleidern verwöhnt worden, sondern in rauhem, derbem Zwillich und Drillich groß geworden [32]). Und das will ihm nachmals bei seinem kerngesunden Sinn als eine besonders glückliche Fügung erscheinen. „Wir loben Gott der Gnaden,“ so schreibt er einmal, „daß wir in Armut und Hunger unsere Jugend verzehrt haben“ [33]). Unter dem Druck solch ärmlicher Verhältnisse mag sein Eifer erstarkt sein, etwas Rechtes fürs Leben zu lernen, denn „eben der Arme soll sich's merken, daß das Glück nicht wie ein Bott kommt, auf den man warten dürfte, sondern wer Fleiß, Sorg zu seinen Dingen hat, dem geht es für sich. So können auch arm Leut von der Armut aufsteigen zum Höchsten“ [34]).

Solange der Vater in der Gegend von Einsiedeln seinem ärztlichen Berufe oblag, war es dem Knaben eine Freude, in der freien schönen Gotteswelt um ihn her zu weilen. Eine seiner Jugenderinnerungen faßt er zusammen in die Worte, „er sei in Tannzapfen erwachsen“ [35]). Dabei erschloß sich ihm immer mehr der Blick in die großartige Natur, die ihn umgab. Die mächtigen Berghäupter, die ringsum zum Himmel emporstrebten, der Blitz, der aus den Wolken zuckte, welche oftmals die Berge verhüllten, gefolgt von gewaltigem Donner, dessen Dröhnen sich an den Felswänden brach in immer neuem Widerhall, das frische, bläulich grüne Wasser, das am Haus vorbei durchs enge Gebirgstal rauschte und an der Teufelsbrücke über Felsblöcke, welche im engen Flußbett seinen Lauf hinderten, hinuntersprudelte, die düsteren Tannenwälder, die sein liebster Aufenthalt waren und Gottes Nähe ihn ahnen

ließen, wenn der Sturm durch ihre Stämme brauste und ihre schlanken Wipfel bog, die Blumen, die auf den Bergwiesen und am Felsenhang blühten, von dem Knaben nicht nur zu flüchtigem Spiel gepflückt, sondern bald auch gesammelt als heilkräftige Pflanzen, — das alles weckte von Kindheit auf den Sinn für das Schöne und Große in der Natur, in welcher sich ihm Gottes ewige Kraft und Herrlichkeit offenbarte. Die Natur wurde ihm von Jugend an eine Vertraute. Noch nach langen Jahren denkt Theophrastus dankbar zurück an das, was ihm die Jugend geboten hat: „es hängt einem alle sein Tag an, das man in der Jugend empfangen hat“ [36]).

Das Jahr 1502 brachte einen Wendepunkt im Kindheitsleben des jungen Theophrastus. Sein Vater zog in diesem Jahr als Stadtarzt nach Villach, dem Vorort der Landschaft Kärnten. Ob diese Veränderung den Vermögensverhältnissen der Familie aufgeholfen hat, ist zweifelhaft. Villach hatte nicht lange Zeit zuvor schwere Tage zu bestehen gehabt. 1478 waren die Türken vor seinen Mauern erschienen. Als sie aus dem Tal der Drau wieder abzogen, ließen sie die blühende Stadt als rauchenden Trümmerhaufen zurück. Zehn Jahre, ehe Wilhelm Bombast von Hohenheim sich in Villach niederließ, hatte sich das Türkenheer wieder das Drautal heraufgewälzt. Doch diesmal erlag es beim ersten Ansturm dem christlichen Heere, das sich ihm bei Villach entgegengestellt hatte. Das war im Jahr 1492.

In der nächsten Umgebung von Villach wurden großartige Bergwerke betrieben, die großartigsten in dem an Erzgruben so reichen Kärntner Land. Da war, wie Theophrastus selbst in seiner „Chronik des Landes Kärnten“ aus eigener genauer Kenntnis berichtet, „zu Bleiberg ein wunderbarlich Bleierz, das nicht allein Germaniam, sondern auch Pannoniam, Turciam und Italiam mit Blei versorgt, deßgleichen auch Eisenerz zu Hutenberg mit sonderlich fürtrefflichem Stahel mächtig begabet, auch viel Alaunerz, item Vitriolerz mit hoher Gradirung, Golderz, das sich wunderbarlich zu Sankt Paternionem gefunden hat, item das Erz-Zink, das weiter in Europa nicht gefunden wird, ein gar fremdes Metall, sonderlich seltsamer, denn andere; treffentlich Zinnobererz, das ohne Queck-

silber nicht ist, item Goldkies, Margasiten, Granaten, samt andern dergleichen Gestalt, die nit alle zu nennen sind. Und so die Berge in Kärnten möchten als ein Kasten mit einem Schlüssel aufgetan werden, wo möchte man größeren Schatz finden?"[37]) Bei diesem seit alters gekannten Reichtum an Mineralien ist es nicht zu verwundern, wenn „die im Land Kärnten die ersten in diesen teutschen Landen gewesen sind, was da antroffen hat die Metalle, die Vitriole, die Erze und dergleichen. Sie sind erstlich in diesem Land gelernt worden und dann in andere Länder getragen und sind dort Bergwerke nach dem kärntischen Brauch in das Werk gebracht worden. Auch befindet es sich, daß in Germanien die ersten Künste in der Arzney am subtilsten da fürgenommen sind worden"[38]).

Dieses mit Naturschätzen so reich ausgestattete Land, eine unerschöpfliche Fundgrube für den Naturforscher, sollte nun des Theophrastus neue Heimat werden. Ohne Zweifel hatte sich sein Vater durch seine chemischen Studien bekannt gemacht und war hieher berufen worden, um zugleich an der von den Augsburger Fugger in Villach unterhaltenen Bergschule die Scheidekunst zu lehren[39]). Die Fugger, welche bei Villach Bergwerke besaßen, hatten die Schule errichtet, um tüchtige Hüttenbeamte und Hüttenwerkmeister sich heranzubilden. So wurde denn für den jungen Theophrastus die Übersiedlung nach Villach von größter Bedeutung für seinen künftigen Beruf.

In Einsiedeln schon war es der Vater (sein „lieber Vatter", wie er ihn noch nach Jahren dankbar heißt[40]), der ihm den ersten Unterricht erteilt hatte, nicht nur, daß er in Büchern lesen lerne; von Anfang an lehrte er seinen Knaben lesen „im Buch der Natur". Der Mann, der von dem Eresier Tyrtamos Theophrastos so begeistert war, daß er nicht nur seine Schriften über die Pflanzenkunde hoch in Ehren hielt, sondern sogar seinen Sohn nach dem Botaniker des Altertums nannte, hatte schon, als er noch im Schwyzer Alpenlande Pflanzen sammelte, den Knaben mitgenommen und so in diesem den Grund gelegt zu der umfassenden Pflanzenkenntnis, die später den großen Arzt vor seinen Standesgenossen auszeichnete und ihn in den Stand setzte, neue Heilmittel in den Arzneischatz der Heilkunst einzuführen. Und nun in Villach wurde der junge

Theophrastus frühe schon der Lehrling des Vaters, der diesem bei seinen chemischen Arbeiten nicht nur Handlangerdienste leistete, sondern mit wachsendem Verständnis die geheimnisvollen Vorgänge im Leben der Natur beobachten lernte. Sinnig und treffend zugleich schildert Theophrast die Aufgabe, die Leistungen der Chemie. Durch sie wird „Gemüt und Herz der Mineralien erfahren" [41]).

Damals, als er in Villach von seinem Vater in die Anfangsgründe der Chemie eingeführt wurde, stand diese Wissenschaft selbst immer noch in ihren Anfängen. Seit den Zeiten des Eresiers Theophrastos, der auch ein Werk über die Mineralien herausgegeben und, Chemiker wie Botaniker, z. B. die Darstellung von Bleiweiß und Mennige verstanden hat, war sie nicht weitergekommen. Jedenfalls ist, was darüber hinaus in wissenschaftlicher Arbeit erreicht war, mit der alexandrinischen Bibliothek verloren gegangen. Erst die Gelehrsamkeit der Araber hat im achten Jahrhundert mit neuer wissenschaftlicher Arbeit eingesetzt. Im Abendland war es Albertus Magnus, der die Alchimie (wie seit der arabischen Mitarbeit die Wissenschaft genannt wurde) förderte. Raimundus Lullus, sein Zeitgenosse, hat ihr die irreführende theosophische Richtung gegeben. So zeigte der Stand der Chemie, wie ihn Theophrast bei seinen ersten Studien antraf, „ein Gemisch von Phantasterei und Aberglauben mit großem Geschick im Experimentieren und klarer Forschung" [42]), vorwiegend mit dem Ziel der Metallverwandlung.

Ein hervorragender Chemiker war Wilhelm von Hohenheim, Theophrasts Vater. Unter seiner Leitung machte der Sohn seine ersten Versuche und Beobachtungen in der Scheidekunst, und neben dem persönlichen Unterricht stand ihm daheim die reiche Büchersammlung des gelehrten Vaters zu Gebot [43]), in welcher die Schriften der berühmtesten Alchimisten vorhanden waren, „eine große Zahl, die nit wohl zu nennen ist," sagt Theophrastus selbst, als er von dem Unterricht erzählt, den er im väterlichen Hause genossen hat, „vielerlei Geschrifften der Alten und der Neuen, von etlichen herkommend, die sich groß gemühet haben, als Bischof Scheyt von Stettgach, Bischof Erhart und Vorfahren von Lavanttal, Bischof Nikolaus von Ypern, Bischof Matthias Schacht, Suffraganeus von Phrysingen und viel Äbte als von Sponheim und dergleichen mehr

und viel unter den andern Doktoren und dergleichen"[44]). Wir sehen, wie viele geistliche Herren sich der Alchimie gewidmet haben. Wie manche Klosterzelle war damals zum Laboratorium umgewandelt, in dem Mönche und Äbte den Stein der Weisen suchten.

Und von den Schriften und Büchern der alten und neuen Meister hinweg, von der kleinen chemischen Küche im eigenen Hause führte der Vater den angehenden Naturforscher hinaus zur Villacher Alpe, dem gewaltigen Doberatsch. Durch wildreichen Lärchenurwald, auf dunklem Waldpfad, nicht auf dem von den Rädern schwerer Lastwagen durchfurchten Fahrweg, ging's zu dem Dorf Bleiberg, das langgedehnt sich hinstreckt an den Abhängen des Gebirgs, vorbei an den Hütten der Häuer, Zimmerer und Schmelzer, die dort in dunkler Grube, in dumpfiger Tiefe ihre harte Arbeit tun, hier im Ruß und Rauch, im Qualm und Dampf der Schmelzöfen ihr heißes Tagwerk verrichten. Da sah er im dunklen Stollen die Erzgänge glitzern beim Schein des Grubenlichts, sah einen Reichtum von Formen und Farben im Innern der Erde sich entfalten, sah die Schönheit der Bleispäte, die Farbenpracht des Gipses, weißgrünlich, rot und himmelblau, dort die Versteinerungen im Grauwackschiefer, die Zeugen einer längst versunkenen, erstarrten Welt, hier den opalisierenden, zauberisch schimmernden Muschelmarmor des Matthäistollens. Er kam in die Pochwerke, die Waschhütten, vor die Schmelzöfen. Da zeigte ihm der Vater als der erfahrene Meister den ganzen Prozeß, den die Bleierze durchzumachen hatten, bis aus der „Rennpfanne" der glänzende, wohlgeformte Block genommen werden konnte, um vom Fronwieger des Bambergischen Bischofs gewogen, (daß ja die Abgabe dem Oberherrn pünktlich zukomme), mit eingeschlagenem Gewichtsstempel als fertige Handelsware vom Kaufmann übernommen zu werden. Er sah, wie die Erze zuerst in großen Stücken im offenen Feuer auf dem „Brandherd" leicht geröstet wurden, sah den Schmelzofen, auf welchem das geröstete Erz, nun gepocht und gemahlen, in einer damals noch sehr einfachen und unvollkommenen Weise verschmolz. Auf freiem Ofenherd legten die Schmelzer erst dicke Balken grünen Holzes, auf diese das dürre Holz, darauf das Erz, das wieder eine Schicht von dürrem Holz bedeckte. Unter der gewaltigen Glut des offenen, verschwenderisch

mit Holz geschürten Feuers tropfte das flüssige Blei aus dem erhitzten Erze in die Höhlung des Herdes, um als glänzendes Metall in den Tiegel zu fließen, der vor dem Ofen stand [45]).

Wie belehrend war das alles dem wissensdurstigen Jüngling, mehr noch als die „Bücher und Geschrifften" in des Vaters Bücherei. Bei allem aber verdankte er das meiste dem Vater selbst, der mit ihm las, mit ihm schaute, mit ihm probierte. Theophrastus rühmt das mit dankbarem Herzen, als er später einmal von seiner Bildungslaufbahn erzählt. „Von Kindheit auf habe ich diese Dinge getrieben und von guten Unterrichtern gelernt, die in der Adepta Philosophia die ergründetsten waren und den Künsten mächtig nachgründeten, erstlich Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater, der mich nie verlassen hat" [46]). Ein andermal, es war in späten Lebensjahren, sagt Theophrast im Rückblick auf das, was er gelernt hat und geworden ist: „Ich bedank mich der Schul, in die ich kommen bin, berühme mich keines Menschen, als allein deß, der mich geboren hat und mich Jung aufgeweist hat" [47]).

II

Lehr- und Wanderjahre

1. Der Student

Unter der Obhut seines Vaters hatte sich der junge Theophrast von Hohenheim auf die Hohe Schule vorbereitet. Außer dem Vater werden die Mönche der Klosterschule zu St. Andreä im nahen Lavanttale als solche genannt, welche den Jüngling zum Beginn des gelehrten Studiums ausgerüstet haben. Neben der schulmäßigen Vorbildung[1]) brachte er vor anderen eine wertvolle Ausrüstung mit: bei einem mächtigen Wissensdurst einen offenen Blick für die Natur, die Gabe scharfer Beobachtung der Naturerscheinungen und Naturvorgänge, ein gereiftes Verständnis für das wunderbare Leben, das in der Natur sich regt. Die Wahl des Studiums ergab sich von selbst: er sollte ein Arzt werden, wie sein Vater. Welcher Hochschule der Jüngling zugeführt wurde, ist aus keiner urkundlichen Nachricht ersichtlich. Die Angabe, daß es Basel gewesen wäre und der junge Hohenheim sich nun wieder „dem Land seiner Geburt" zugewandt habe, beruht auf einer späteren, offenbar aus einem Mißverständnis herrührenden Nachricht[2]). Wir wissen nicht, wohin Theophrast von Hohenheim seine Schritte lenkte, als er Kärnten den Rücken kehrte, das er als „sein ander Vaterland" liebgewonnen hatte[3]).

Auf der Hohen Schule erlebte freilich Theophrastus von Hohenheim eine große Enttäuschung. Hier, das sah er mit der Zeit immer mehr ein, hier fand er nicht, was er gesucht, echte, wahre, von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreitende Wissenschaft. Von früh geübten Versuchen auf dem Gebiet der Naturforschung herkommend konnte er der auch in der Medizin herrschenden Scholastik

keinen Geschmack abgewinnen, von ihr keinen Gewinn erwarten. Das galenische System in der Ausbildung, die es seit dem neunten Jahrhundert durch die Arbeit der arabischen Gelehrten, eines Avicenna (Ibn-Sina) und Averroes (Ibn-Roschd) erfahren hatte, genoß ein so unanfechtbares Ansehen wie die Dogmen der Kirche. Es war nicht auf sinnlich gewonnene Erfahrungen aufgebaut, sondern beruhte in der Hauptsache auf scharfsinniger Spekulation, die ihm, da Galen die Lücken der Erkenntnis durch kühne Hypothesen auszufüllen verstanden hatte, den Schein lückenloser Geschlossenheit, einheitlicher Vollendung gab, eben damit eine Autorität, an der damals niemand zu rütteln wagte. Im arabischen Galenismus, der Form, in welcher Galens System im Mittelalter zur Alleinherrschaft gelangte, war die Naturbeobachtung noch mehr als bei Galen selbst hinter die aprioristische Konstruktion zurückgedrängt. Was die Hochschulen boten, war nichts anderes als ein scholastisches Kommentieren und Glossieren der Aussprüche Galens und der arabischen Autoritäten, die als Glaubensartikel angesehen wurden, „für das Evangeli gehalten, das für ein Evangeli nie geben ist worden“ [4]). Insbesondere genoß neben dem fast vergötterten Galen Avicenna das höchste Ansehen. Sein „Canon der Medicin“ galt als das unfehlbare Lehrbuch der Heilwissenschaft und wurde, wie die galenischen Schriften, auf den Hohen Schulen Satz um Satz erklärt [5]).

Die Enttäuschung des wissensdurstigen Jünglings war umso größer, als er von Kindheit an unter der Leitung seines weisen und guten Vaters in freier Erforschung der Natur seine Freude gefunden, eben das als die wahre Aufgabe der Wissenschaft kennen gelernt hatte und als den einzigen Weg weiter zu kommen [6]). Und nun dieser Unterricht aus alten Büchern, dieses Gebundensein an überlieferte Sätze, diese unfruchtbare scholastische Methode und dialektisch spitzfindige „Spiegelfechterei“, dieses Aufstellen „erfantasierter Gesetze“ [7]), ohne daß man sich irgendwie auf tatsächliche Beobachtung stützte. Das Studium der „Arzney“, wie man damals die medizinische Wissenschaft nannte, wurde ihm auf der Universität gründlich entleidet. Hohenheim sagt später einmal, da er als der fertige Meister andere Bahnen wandelte und auf die Irrwege zurückblickte, die er in seinem Studium der Medizin geführt worden war: „Ich hab’

auf solches mehremalen mir fürgenommen, diese Kunst zu verlassen, hab' auch oft von ihr gelassen und mit Unwillen an ihr gehandelt. Doch habe ich mir selbst hierin nicht ganz Folge gegeben, sondern hab' es meiner Einfalt zugemessen" [8]).

Etwas anderes noch war es, was es ihm zur Pflicht zu machen schien, auszuharren; „er sei in großer Armut erzogen und aufgewachsen, daß seines Vermögens nit gewesen, seinem Gefallen nach zu handeln" [9]). So galt es denn auch unter diesem die wahre Wissenschaft hemmenden Druck der überlieferten Lehrart möglichst viel zu lernen. So gering er die Bücherweisheit einschätzte und so despektierlich er sich über die Ärzte und Professoren äußerte, die in den Büchern der Alten „rumpelten wie die Sau im Trog" [10]), so hat er sich doch eingehend mit dem Studium der großen Autoritäten beschäftigt. Er bezeugt sogar, er habe „ihre Proceß, Canones und dergleichen Ordnungen und Schriften eine Zeitlang in großen Ehren und Würden gehalten" [11]). Den Hippokrates hat er später kommentiert, Galen hat er so gründlich angesehen, daß er später, nach der Angabe eines Schülers, auf Verlangen Stellen aus demselben auswendig hersagen konnte [12]). Er hat es auch mit den Alten praktisch versucht. Er habe „der Alten Scribenten Bücher mit viel Fleiß und Mühe durchlesen und getreulich befolgt", aber, so fügt Hohenheim hinzu, er sei „mit großen Schanden abgezogen" [13]). Als er später andere Wege ging, als er sie geführt worden, konnte er getrost sagen: „Ihr sollt nicht gedenken, daß wir in euren Büchern leer seien und unerfahren, darum daß wir nicht euren Pflug ziehen. Wir entschlagen uns deß, denn uns mißfällt euer Styl, eure Praktik und Ursach" [14]). Wir glauben es ihm gerne, wenn er, der Hochbegabte, Strebsame, Geniale, von sich („ohne Ruhm zu schreiben") sagen zu dürfen glaubte: „Ich war der Hohen Schul nicht eine kleine Zierd" [15]). Aber es war ihm so zu Mut, als ob er in einem Garten erzogen werde, „da man die Bäume abstümmelt". „Darum er sich in einen anderen Garten zu transplantieren verursacht worden, das ist in die Erfahrenheit zu wandeln, also das Stümmelwerk zu verlassen" [16]). „Die Bücher," sagt er ein andermal, „so von den Alten an mich hergelanget haben, hat mich genugsam zu sein nicht gedeucht. Denn sie sind nicht voll-

kommen, sondern eine ungewisse Schrift, die mehr zur Verführung dient, dann zum rechten schlichtigen Weg. Welches mich auch geursacht, sie zu verlassen. Aber," fährt er fort, „nun ist nicht minder; ein Jünger mag nicht ohne einen Meister sein. Der Jünger muß vom Meister lernen." So suchte er seinen Meister in der Natur[17]. Was er später nicht müde wurde, anderen immer wieder mit ernster Mahnung ans Herz zu legen, das hat er damals als junger Student sich selbst zugerufen, in klarer Erkenntnis oder in dunklem Drange des rechten Weges sich bewußt: „Die Natur ist die Liberey Medicinae! ... Die Elemente in ihrem Wesen seindt die Bücher"[18]! „Die Augen, die in der Erfahrenheit ihren Lust haben, seindt deine Professores"[19]!

2. Der Laborant

Wohin sich Theophrastus von Hohenheim von der Hochschule aus begeben hat, nachdem ihm dort das Studium entleidet war, ist nicht sicher anzugeben. Wir denken, er werde sich in seinen wissenschaftlichen Nöten zunächst an den gewandt haben, der ihm der nächste war, „an seinen Vater Wilhelmus, der ihn nie verlassen hat"[20].

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, sein Vater werde ihm den Weg geebnet haben, den er nun einzuschlagen gedachte, nämlich zunächst in praktischer Arbeit im Laboratorium das zu suchen, was er in Büchern nicht gefunden hatte. Ihm gegenüber hatte er sich, wenn er diesen Weg erwählte, nicht lange zu verantworten, wie er's später tun mußte, als man ihm vorwarf, er sei „in die Arzney gefallen und nicht zur rechten Thür hineingestiegen". „Was ist zur rechten Thür hineingangen in die Arzney, durch den Avicennam, Galenum, Mesue, Rhasim &c. oder durch das Licht der Natur? Denn das sind zween Eingang, ein ander Eingang ist in den bemelten Büchern, ein ander Eingang ist in der Natur. Ob nun nicht billig sei, daß da ein Übersehen gehalten werde, welche Thür der Eingang sei, welche nicht? Nemlich die ist die rechte Thür, die das Licht der Natur ist und die ander ist zum Dach hineingestiegen. ... Anders sind die Codices Scribentium, anders das

Lumen Naturae, anders das Lumen Apothecariorum und was dergleichen. So sie nun nicht eines Wegs sind und doch der rechte Weg in dem einen liegen muß, acht ich, das Buch sei das rechte, das Gott selbst gegeben, geschrieben, diktiert und gesetzt hat. Da suchs, da lies es, da findestus. Also willst du ein Arzt werden, am ersten such die Arzney da sie ist, so bistu weise, und erspekulier keine von dir selbst" [21]).

So wollte Hohenheim ein Arzt werden. Um zu rechter Erkenntnis und zu rechter Erfahrung zu kommen, muß er die Natur erforschen im unmittelbaren Umgang mit der Natur, muß „durch der Natur Examen gehen", um von hier aus die rechte Erkenntnis zu gewinnnen für die Erscheinungen im natürlichen Leben des Menschen, wie für die Heilmittel, welche dem kranken Menschen aufhelfen können. „Da ist weiter not, eine Bibliothek zu suchen, nemlich die, in der da demonstrative gelernet wird" [22]). Und so wandte sich der Student dahin, wo er seine Naturerkenntnis auf Grund der Naturbeobachtung erweitern und vertiefen konnte. Er wurde ein Laborant, d. h. er ging zu Alchimisten, die einen großen Ruf in ihrem Fach hatten, um in ihren „chemischen Küchen", in ihren Laboratorien zu arbeiten und so zu lernen.

Theophrastus von Hohenheim nennt eine Reihe von solchen Männern, welchen er gründliche Unterweisung zu verdanken habe, „gute Unterrichter", welche in den Künsten der Chemie wohl erfahren waren und jene Bücher verfaßten, über welchen er schon in jungen Jahren eifrig lesend saß. Es waren, wie wir uns erinnern, meist geistliche Würdenträger, Bischöfe und Äbte, darunter auch solche nicht allzu weit von Villach, dem Wohnort des Vaters, im Lavanttale. Mit diesen hatte der Vater Wilhelm von Hohenheim schon durch die Gleichartigkeit der Studien, wie durch seine Beziehung zu den so manche Mineralien liefernden Bergwerken um Villach mancherlei Verbindung. Theophrasts Worte deuten darauf hin, daß er auch jetzt unter der Leitung eines der Naturforscher aus geistlichem Stande im Lavanttale seine unterbrochenen Studien in anderer Weise, die besseren Erfolg verbürgte, wieder aufgenommen habe. Auch seine von ihm selbst bezeugte Laborantenarbeit in Schwaz im Nachbarland Tirol macht es wahrscheinlich,

daß die Verbindungen des Vaters ihm zum Eintritt in die Laboratorien bekannter Alchimisten verholfen haben.

Unter den Namen, die Theophrast von Hohenheim nennt als Lehrer, welche „in den Künsten am ergründetsten" waren, steht auch der Abt von Sponheim. Es war das der seinerzeit als ein hervorragend gelehrter Mann gefeierte Johannes Trithemius, so genannt nach seinem Geburtsort Treitenheim bei Trier [23]). 1482 in das Benediktinerkloster zu Sponheim an der Nahe eingetreten, war dieser Johannes Heidenberg — das ist sein eigentlicher Name — schon das Jahr darauf, erst einundzwanzigjährig, zum Abt dieses Klosters gewählt worden, dem er bis zum Jahr 1506 vorstand. In diesem Jahr kam Johannes Trithemius als Abt des Klosters St. Jakob nach Würzburg. Wenn Theophrast von Hohenheim den persönlichen Unterricht des gelehrten, aber auch in allerlei wunderlichen Geheimkram verfallenen Mannes genossen hat, wie es gewöhnlich angenommen wird, so hätte er dies gerade noch in den ersten Jahren tun können, nachdem er das Studium an einer Hochschule aufgegeben hatte. Wir dürften also den jungen Studenten der Chemie in der Zeit von 1512—1516 in Würzburg vermuten. Am 13. Dezember 1516 ist dort Johann Trithemius gestorben. Fast scheint es aber, als ob Theophrastus den gelehrten Abt nur aus seinen Schriften kennen gelernt habe, da er ihn „Abt von Sponheim" nennt [24]). Solange aber Johann Trithemius Abt von Sponheim war, war Theophrast noch ein Knabe und daheim beim Vater.

Umso sicherer ist der Aufenthalt des jungen Adepten im Laboratorium eines Edelmannes, der seinerzeit als Chimist weithin bekannt war, des Sigmund Füger in Schwaz in Tirol. Bei diesem arbeitete und studierte Theophrast von Hohenheim, und er bezeugt, daß er dort vieles von Sigmund Füger selbst und seinen Gehilfen und Mitarbeitern gelernt habe [25]).

Das Geschlecht der Füger [26]), nicht zu verwechseln mit den reichen Augsburger Handelsherren Fugger, welche Bergwerke bei Villach besaßen, ist ein altes in Tirol und Oberösterreich begütertes Grafengeschlecht gewesen. Seinen Namen hatte es von dem ganz nahe bei Schwaz gelegenen Ort Fügen in Tirol. Die Füger hatten ergiebige Silberbergwerke bei Schwaz, ungefähr dreißig Kilometer

von Innsbruck entfernt. Damals, als Hohenheim als Laborant seine Studien machte, waren es die beiden Brüder Christian und Sigmund Füger, welche im Besitz der Bergwerke waren. Der „Edel vest Sigmund Füger", wie ihn Hohenheim heißt, widmete sich nicht nur der chemischen Kunst, weil der Besitz der Bergwerke ein Laboratorium für die sogenannten Probierer oder Metallscheider nötig machte, sondern auch als Liebhaber der Wissenschaft und genoß einen bedeutenden Ruf[27]). Das Zusammenarbeiten in Schwaz hat trotz des Altersunterschieds dauernde freundschaftlich-vertrauliche Beziehungen zwischen den beiden Männern begründet[28]).

Es sah seltsam aus in den chemischen Küchen jener Zeit, wie sie von solchen Liebhabern gehalten wurden. Daß vieles, was heute als abergläubische Torheit betrachtet wird, damals auch bei ernstem Streben und Suchen nach tieferer Erkenntnis der Natur mit unterlief, das zeigten die Tiergestalten, die von den Decken hingen, die Schädel und Gerippe, die an den Wänden sichtbar waren, oft in seltsamer Beleuchtung, wenn auf den Laborieröfen die bläulichen Flammen der entweichenden Gase brannten und mit ihrem Schein über die hunderterlei Gegenstände auf den Tischen und an den Wänden huschten. Da standen die Feuerherde, die Hauptstücke des Laboratoriums, einer am anderen, verschiedener Größe und Bauart. Auf dem einen unterhielt ein Knecht ein scharfes Kohlenfeuer, indem er in langsamen, stetigen Zügen den Blasebalg zog, indes der Laborant sorgam die Zeichen beobachtete, die ihm den rechten Zeitpunkt angaben, an welchem die erwartete Veränderung der erhitzten Stoffe vor sich gehen sollte. An anderer Feuerstätte saß der Chemiker, mit kleinem Handblasebalg die Flammen anfachend, welche durch die enge Öffnung an einem der kleinen Laborieröfen züngelten, die über der Herdplatte aufgebaut waren. Über jeder Feuerstätte mündete ein weiter Kaminschoß, die bösen Dünste und giftigen Gase einzusaugen. Nicht alle entwichen durch den Rauchfang. Atembeklemmende Dämpfe erfüllten das Gemach und oft vergeblich mühte sich die frische Luft, von außen her durchs geöffnete Fenster zu dringen. Manchem Laboranten mag es so gegangen sein wie Hohenheim, der in der chemischen Küche seine Gesundheit untergrub. Andere Gehilfen machten sich beobachtend oder hantierend zu schaffen

mit den wunderlich geformten Gläsern und Tiegeln, den Retorten auf den Dreifüßen, Gefäße, deren lange sich verengende Röhren die aufsteigenden Dämpfe fortführen und, wieder zu tropfbarer Flüssigkeit verdichtet, in ein Gefäß ableiten sollten. Daneben überall auf den Werktischen der Laboranten die Sanduhr mit ihrem fort und fort sachte rinnenden Inhalt, gestreift von flüchtigem, doch aufmerksamem Blick, und die Wage mit Pfund und Lot, Unzen, Drachmen und Skrupeln, und Maßkännlein verschiedener Größe, das gebräuchlichste Kleinhandwerkszeug des Chimisten. Und so noch allerlei Geräte in buntem Durcheinander an Haken, auf Gestellen und Tischen, Mörser und Schlegel, Siebe und Filter, Tiegel und Schüsseln, Gläser und Flaschen, Schöpfer und Zangen, Flederwisch und Hasenpfoten; und darüber auf Bücherbrettern alte Folianten, darin die geheimnisvolle Weisheit der Vorgänger und Meister der Kunst gesammelt war.

So stellen uns Bilder aus alter Zeit die chemische Küche der Alchimisten dar [29]).

Das war nun auch die Studierstube Theophrasts von Hohenheim geworden im Hause des edlen und gelehrten Sigmund Füger in Schwaz. Mit ihm arbeitete unter dessen Leitung „eine Anzahl der von ihm gehaltenen Laboranten" [30]). In Fügers Laboratorium war die Arbeit nicht allein auf den nächstliegenden Zweck gerichtet, die sachgemäße nutzbringende Ausbeutung der Silberbergwerke zu fördern, aus den Silbererzen, die meist mit Bleiglanz, Flußspat, Kalkspat und anderen Mineralien untermischt waren, in neuen Methoden das Silber immer reiner zu fällen, die wertvollen Nebenprodukte zu gewinnen, Schwefel, Chlor, Arsen, Antimon, das salpetersaure Silberoxyd, das nachmals unter dem Namen Höllenstein vielfache Verwendung fand. Neben der Verfolgung der nächsten praktischen Zwecke des Bergwerkbesitzers gingen die unablässigen Versuche her, den Prozeß herauszufinden, unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Daß Hohenheim mit solchen Künsten bekannt gemacht worden ist, erzählt er gelegentlich aus seiner Laborantenzeit [31]). Die Versuche des Chimisten waren aber auch vielfach rein wissenschaftliche Arbeit des Liebhabers, der die einzelnen chemischen Elemente und Produkte „in viel weg bewegte" [32]), um Neues zu ent-

decken. Daß solche Arbeiten in Sigmund Fügers Laboratorium gefördert wurden, beweisen uns die sechs Traktate „de lapide Philosophorum" seines Enkels [33]), der die Traditionen des Großvaters fortgeführt hat. So fanden die Alchimisten manch neue Verbindung der Stoffe und Elemente, welche sie in ihren Retorten und Tiegeln heiß und kalt behandelten; manches Heilmittel wurde dadurch entdeckt zu Nutz und Frommen der kranken Menschheit, und, was den Eifer der Laboranten aufs mächtigste stachelte, — jeder hoffte, die längst gesuchte Tinktur zu entdecken, durch welche nicht nur unedle Metalle in Gold verwandelt, sondern auch das Leben der Menschen verlängert werden könnte. Die Alchimisten nannten das Gesuchte den Stein der Weisen, das große Elixier, das große Magisterium oder die rote Tinktur, eine andere weniger wertvolle, welche unedle Metalle in Silber verwandeln sollte, den Stein zweiter Ordnung, das kleine Elixier, das kleine Magisterium oder die weiße Tinktur.

„Die Philosophi" (d. h. nach Hohenheims Sprachgebrauch die Naturforscher), so schreibt Hohenheim darüber, „haben langem Leben nachgedacht und das lang Leben für einen großen Schatz gehalten, ... haben also großen Fleiß gehabt, wie sie das Leben aufenthielten. Solches hat sie getrieben in die Kunst der Natur, diesselbigen Kräft zu erfahren, als dann vielfältig bei ihnen geschehen und zusammen gesammlet, was zur Gesundheit gedienet hat .... Sie haben in der Bereitung der Dinge und Kräfte keinen gerechten ganzen Grund gehabt, aber denselbigen bei den Alchimisten gesucht und bei ihnen Anzeigung gefunden. Da ist auferstanden der Arzney Bereitung; da haben die Philosophi und die Alchimisten zusammen gehauft (gehaust); und also mit der Zeit wurden Künst gefunden einander nach und so wunderbarlichs, daß nicht zu verlassen war anderst (daß mans nicht anderst lassen konnte), denn suchen und finden täglich, und da kein Fleiß und Arbeit gesparet. In dem Suchen, wie sie also in der Alchimey geführet haben, ist es dazu gekommen, daß sie so viel Wunderbarlichs gesehen haben mit täglicher Erfahrnis der Arzney, so zu dem Langen Leben gedient haben. ... Da sind Arzney gefunden worden, die sie Tincturas geheißen haben, und haben dieselbig zur menschlichen Gesundheit genutzt und dadurch Wunder bewiesen" [34]).

An einem Beispiel macht Hohenheim es anschaulich, wie der Chemiker von der an Metallen beobachteten Wirkung eines chemischen Produkts auf mögliche ähnliche Wirkungen zum Zweck der Heilung von Krankheiten schloß, um dann den Arzt, den Jatrochemiker, diese Wirkung am kranken Menschen versuchen und erproben zu lassen. „Also soll der Arzt die Natur und Kraft aller Ding erkennen und also solt du die Kunst der Arzney erfinden aus den auswendigen Kräften, so die Natur erzeigt. Als ein Exempel vom Antimonio; derselbig ist durch die Kunst der Alchimey gefunden worden, daß nichts ist, das Gold reinige, als allein der Antimonium, und derselbig laßt im Gold kein Unflat, reinigts und säuberts, es muß vom Gold hinweg. So er uns das anzeigt und beweist, so ist die Anzeigung ein Fürhalten dem Arzt, daß er nun aus dem nehmen soll: thust du das im Gold, was dann dein Kraft und Arcanum im Menschen, die auch dermaßen sich erzeigen wird? Denn solches ist ein mysterium, das uns vor Augen liegt, billig, daß wirs nicht als die Goldschmidt brauchen, sondern als Arzt. Aus dem folgt nun die Bereitung in der Gestalt, daß aus Antimonio eine Tinktur werd, und daß er bereitet werde in eine Arzney, also daß dieselbige gleich so wohl das im Menschen thue, das er thut im Gold. Und nun gleicherweis wie er im Gold reinigt, also reinigt er auch im Menschen. ... So werden wunderbare Künst erfunden. ... Das weiset den Arzt in die Kunst der Alchimey“[35]).

Jahrelanges Arbeiten und Forschen hat Hohenheim daran gewandt, als „Philosoph“ die Natur des Menschen zu erforschen im Licht der Natur, den Mikrokosmus im Makrokosmus, als Alchimist der Heilkunst neue Mittel in die Hand zu geben. Das sei eine andere Arbeit als die, wie sie auf Hohen Schulen betrieben werde, ein Weg, der vielen zu schwer ist, „braucht zu viel Lernens, gehet nicht mit Faulheit zu. Denn das Können, das zu einem Arzt gehört, wird nicht ein vierundzwanzigjähriges unzeitiges Kalb zu einem Doktor machen lassen. ... Denn wie kann einer in so wenig Jahren, in dreien, etwan in fünfen studieren, daß er ein Doktor möge werden? wie kann er Philosophieren, wie Astronomiam, wie Alchimiam erfahren und darnach Physicam (d. i. innere Medizin nach damaligem Sprachgebrauch)? es mag nicht möglich sein“[36]).

Er lernte so in der Schule der Alchimisten, aus der Erforschung der Natur und ihrer Kräfte, in welcher er zum ersten Meister sich bildete, suchte mit ihnen „streng und mächtig der Gesundheit zu lieb die Arcana der natürlichen Dinge"[37]). Solches Forschen „gibt keinen vermeinten Arzt, einen wissenden aber"[38]). Was er von anderen rühmt, das ist ihm selbst mehr als anderen gelungen. In selbständiger Forschung entdeckte er eine Reihe von Heilmitteln. Er rühmt sich auch dessen in hohem Selbstbewußtsein. „Die Philosophi haben viel gesucht in dem Antimonio, auch die Artisten; aber den Grund lauter und klar zu haben, derselbigen Zeit der Erfindung haben sie nicht erlebet, denn sie sind vor mir gestorben"[39]).

Den Eintritt in eine jener geheimen Bruderschaften, welche, wie die „Gesellschaft der geheimen Chemie, ars philisophica genannt", ihre Mitglieder in die Wissenschaft der Alchimie und Astrologie einweihten und gewiß auch manche wirklichen Kenntnisse chemischer Vorgänge vermitteln konnte, hat Hohenheim verschmäht. Er, der der Welt nützen und den Kranken mit seiner Kunst dienen wollte, wollte sich nicht binden lassen durch feierlichen Eidschwur, wie er von dem Aufzunehmenden abgelegt werden mußte. Anders sein ihm in so manchem ähnlicher Zeitgenosse Agrippa von Nettesheim (1486—1535), der solchem Bund angehörte und in seinem großen Werke: „Über die Ungewißheit und Nichtigkeit der Wissenschaften" sagen mußte: „Vieles noch könnte ich über diese Kunst (der Alchimie) sagen, wenn ich nicht Stillschweigen geschworen hätte"[40]). Einen Theophrast von Hohenheim drängte es, zu lernen, um das, was er lernen und erfahren und erforschen würde, mit lauter Stimme bekannt zu machen. Der ins Dunkel des Geheimbundes sich hüllende Weg zur Wissenschaft konnte ihn nicht reizen, ihn nicht befriedigen, der im freien Licht der Natur zum erfahrenen Meister werden wollte.

3. Der Landfahrer

Gar zu lange litt es Hohenheim nicht unter den Laboranten. Er hatte nun „manche gelehrte und erfahrene Leut in der Kunst Adeptae Philosophiae gesucht, war ihnen einen langen Weg nachgereist, und hatte, was sein Gemüt begehrt hat, stattlich gefunden".

So schätzt er selbst später den Ertrag dieser Studienzeit ein in einem dankbaren Schreiben an einen Meister der Adepta Philosophia, „den ehrwürdigen, edlen und hochgelehrten Herrn Johann von Brandt, der Rechte Doctorn u. Pfarrherrn zu Eferdingen, seinen günstigen Herrn u. Freund", einer „der ältesten aus der kleinen Zahl, die (in Hohenheims späteren Jahren) noch am Leben waren, nachdem von den Alten, von denen er gelernt hat, „der mehrere Teil zu den Vorvätern gefahren", zugleich „der Erfahrensten einer in der Erfahrenheit, beide der Experienz und Experimenten, aus angeborener Art, wie aus der Übung und Kunst Vulcani und Apollinis"[41]).

Aus den engen dumpfen Räumen der Laborierstube trieb es Hohenheim hinaus in die weite Welt. „Der Arzt muß ein Perambulus sein, aus der Ursach, daß er die Welt erkünde"[42]). Was er erforscht und gelernt, das nahm er mit sich ins Leben. Es war ihm aber noch nicht genug. „Die Experimenta sind unvollkommen." „Was die Experientz, die als ein Richter ist, bewährt oder nit bewährt, das soll angenommen werden oder nit werden"[43]). Bisher hat das Experimentum ihn beschäftigt, nun sucht er die „Experientia". Denn „Scientia ist Experientia"[44]). Die freie große Gotteswelt, das weite Reich der Natur sollte sein Lehrsaal sein, und was sie vor seinen Augen offenbarte, was sie seinem forschenden Geist enthüllte, das sein Lehrbuch, aus dem er sein Wissen schöpft, seine „Erfahrenheit" holt, das große aufgeschlagene Buch der Natur, „dessen Blätter man durch Wandern umkehrt" [45]).

Und so wanderte Theophrast von Hohenheim von Land zu Land, wie in jener Zeit keiner seines Berufs gewandert ist, kaum einer aus irgend einer anderen gelehrten Zunft — „lange Jahre", wie er selber sagt [46]). Weithin führten ihn seine Studienfahrten. In seiner eigenen Aufzählung [47]) nennt er zuerst Deutschland, „alle Deutschlande", wie er auch einmal sagt, Italien und Frankreich. So schlimm seine Erfahrungen waren, die er auf der Hohen Schule mit der herrschenden Richtung und Lehrart der Arzneiwissenschaft gemacht hatte, so ging er doch nicht den Hohen Schulen aus dem Weg. Er suchte auch bei ihnen „den Grund der Arzney" [48]). In Wien und Köln hielt er sich auf, beide unter den ältesten der deutschen Universitäten. Diese Namen nennt er unter anderen Städten, „die

am Rhein und an der Thonau liegen" [49]). Paris und Montpellier wurden besucht; am letzteren Ort, den er öfters nennt, war die altberühmte medizinische Schule, damals eine der Hauptstätten der galenischen Wissenschaft. Und wie bei Deutschen und Franzosen, so suchte er auch bei den Italienern zu lernen, bei welchen die Medizin und Chirurgie in jener Zeit besonders blühten. In Italien waren Padua, Bologna und Ferrara berühmte und vielbesuchte Pflanzstätten der Wissenschaft. Da und dort regte sich das Streben, sich von der Herrschaft der Alten frei zu machen und in selbständiger Forschung die Wissenschaft der Medizin und Chirurgie zu fördern. Die Lehrer an jenen hohen Schulen, wie „der theure und lobwürdige Johannes Meinardus zu Ferrara" [50]), mochten wohl dem jungen Arzte manche Anregung geben, doch im ganzen schied er auch von dort mit dem Eindruck, auch da „den Grund der Arzney" nicht gefunden zu haben. „Hab' also mich nit allein derselben Lehren und Geschrifften ergeben wollen, sondern bin weiter gewandert gen Granaten, gen Lissabon, durch Hispanien" [51]). Nachdem er so bis in den äußersten Südwesten Europas gedrungen war, wandte er sich wieder nach Norden. Er schiffte sich nach England ein, von wo er sich nach den Niederlanden begab. Die Kriegshändel in den Niederlanden kamen dem jungen Arzt sehr gelegen. Er ließ sich als Feldscher im niederländischen Heere anwerben [52]). Nun konnte er seine Kunst erproben, seine Erfahrungen bereichern. Dem Wundarzt gaben Kartaunen und Musketen, „Stich und Pfeilschüß" viel zu schaffen, dem „Leibarzt" die Fieber und andere Krankheiten, welche die Kriegsspitäler bevölkerten. „Vierzigerlei Leibkrankheiten" hatte Hohenheim nach seinem eigenen Berichte [53]) zu bekämpfen und er hat „eine treffliche Summe der Kranken in Gesundheit aufgerichtet". Je vielfältiger die Krankheiten, desto lieber war es dem Arzt, der immer noch lernen wollte, immer noch weiter versuchen und erfahren, immer neue Beobachtungen sammeln, um die Ursachen der Krankheiten zu ergründen und neue Heilmittel zu erproben, die er durch seine Studien in Laboratorien, durch seine Wanderungen in der Welt kennen gelernt hatte. „Die Kranken," sagt er, „sollen des Arztes Bücher sein." „Lesen hat keinen Arzt nie gemacht, aber die Praktik, die gibt einen Arzt" [54]).

Doch gar zu lang blieb er nicht in den Niederlanden. Ein merkwürdiger Wandertrieb erfüllte den rastlosen Mann. Es gab auch anderwärts Kriegshändel, die einem tüchtigen Feldscher Arbeit genug boten. So gürtete Hohenheim sein langes Schwert um, von welchem er von da an auf allen seinen Reisen unzertrennlich war[55]), sattelte sein Roß und trabte Dänemark zu. Hier tritt er in den Dienst des Dänenkönigs Christian II., der sein Recht auf Schweden mit dem Schwerte geltend machte. Hohenheims Eintritt in dänische Dienste gibt uns endlich wieder einen sicheren Anhalt für eine Zeitbestimmung. 1518 erschien Christian II. mit einer starken Flotte vor Stockholm, 1520 hat er sich seine Anerkennung als König von Schweden erkämpft, schon ein Jahr darauf errangen sich die Schweden unter Gustav Wasa endgültig ihre Unabhängigkeit. Es war also zwischen den Jahren 1518 und 1521, daß Hohenheim „im Denemärckischen Kriege" als Feldarzt wirkte[56]). Mit dem dänischen Heere war Hohenheim nach Stockholm gekommen. Er nennt es eine Stadt in Dänemark[57]). Ganz richtig, weil Stockholm eben wieder in den Besitz des Dänenkönigs, seines siegreichen Dienstherren, gekommen war. Töricht ist's, wenn frühere Biographen Hohenheims eben darum sagen, er könne nicht dort gewesen sein, sonst könnte er Stockholm nicht eine Stadt in Dänemark nennen.

Auch da, wo Hohenheim als Arzt Dienste genommen hatte, genügte es ihm nicht, im Spital oder auf dem Verbandplatz des Schlachtfeldes seine Pflicht zu tun. Er suchte auch sonst zu lernen und zu erkunden, was irgendwie seine „Erfahrenheit" bereichern konnte. Wo er von merkwürdig wirkenden „Tränken" oder anderen Hausmitteln hörte, suchte er die Leute auf, die damit behandelt wurden, besichtigte ihre Wunden, um die näheren Umstände zu erforschen, über den Wert des angewandten Mittels ein Urteil sich zu bilden, von seiner Heilkraft sich zu überzeugen. So erzählt er unter anderem von einer edlen Frau in Stockholm, welche einen Wundtrank zu bereiten verstand, der „mit drei Trünken" Wunden heilte, „ausgenommen Beinverletzungen und abgehauene Geäder"[58]).

Hohenheim hörte auf seiner nordischen Fahrt auch viel von den reichen Mineralschätzen der skandinavischen Bergwerke. Sie waren sein Wanderziel, nachdem der kurzdauernde Friede den

Feldscher zunächst überflüssig gemacht hatte. Sein rastloses Streben trieb ihn weiter. Statt in Lazaretten weitere Erfahrungen zu sammeln, kehrte er nun in den Gruben und Schmelzhütten der Bergwerke ein, wie er es vor Jahren getan hatte in den Bleibergwerken um Villach und bei Schwaz, doch mit schärferem Auge, und wie er's später tat in der „Meißnischen" und in der „Ungerischen Region"[59], oder wo sich ihm sonst Gelegenheit bot. Eisen und Kupfer, Zink und Blei, Silber und Gold, Alaun und Schwefel wurden dort in Skandinavien verhüttet. Überall beobachtete Hohenheim mit dem scharfen Auge des Arztes das Aussehen der Arbeiter, sah, womit sie sich hauptsächlich zu schaffen machten, lernte so den Einfluß der einzelnen Mineralien und ihrer Dämpfe auf den Körper des Menschen kennen. Wo einer krank lag, bot er seine ärztliche Hilfe, versuchte, fand und erprobte manche Gegenmittel.

Wenn Hohenheim vom hohen Norden aus neue Wanderungen begann, so wird eben das sein Weg gewesen sein, wie er selbst gelegentlich die Länder der Reihenfolge nach aufzählt[60]: durch die Mark (Brandenburg) nach Preußen, Litauen, Polen, von da nach der Walachei, nach Siebenbürgen, Dalmatien, Windisch-Mark (Krain), Kroatien (wo er jedenfalls bis Zengg, südlich von Fiume, kam[61]). „Auch sonst andere Länder" habe er besucht, sagt er dort, es sei nicht not, alle aufzuzählen. „Rodiß" führt Hohenheim noch mit Namen auf. In einer anderen gelegentlichen Aufzählung[62] der von ihm besuchten Länder steht dieser Name zwischen Kroatien und Italien. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir annehmen, Hohenheim habe sich von der dalmatisch-kroatischen Küste, wohl von Zengg aus, das damals eine nicht unbedeutende Stadt gewesen ist, nach Venedig eingeschifft, um an den „Venedischen Kriegen" teilzunehmen. Daß er daran teilgenommen, berichtet Hohenheim an anderer Stelle ausdrücklich[63]. Einer der „Venedischen Kriege" aber hatte eben damals den Zweck, dem Johanniterorden bei der Verteidigung der Insel Rhodus gegen Soleiman II., den Prächtigen, beizustehen. Es war eben in der Zeit, in welcher Hohenheim „peregrinisch und mit Landstreichen die Blätter im Lehrbuch der Arzney umkehrte und seine Folia mit Füßen trat"[64]. 1522 ging, nachdem die Venetianer den Johannitern ihre Hilfe entzogen hatten,

Rhodus an Soleiman verloren. So erklärt sich zugleich auch ganz natürlich jene Stelle, in welcher Hohenheim von einer Krankheit schreibt, er habe sie gesehen bei „Saracenern, Türken, Barbaris, Tattern, Teutschen und Welschen“ [65]).

Von Polen aus, so wird berichtet, habe er mit einem tatarischen Fürsten eine Reise über Moskau nach Konstantinopel gemacht. Möglich — ihm war kein Weg zu weit in der Welt. Auf die Kunde von den in jener Zeit ganz außerordentlichen, ganz abenteuerlich dünkenden Fahrten durch Europa hat man es ihm wohl zugetraut, daß er auch „Ägypten und Arabia“ bereist, am Ende gar mit Hilfe übernatürlicher, dämonischer Kräfte durchflogen habe. Aus dem die Natur erforschenden Landfahrer ist ein Zauberer, aus dem Chemiker ein Goldmacher, aus dem Arzte, der Krankheiten und Heilmittel auf seine Art kennen lernte, ein Wunderdoktor geworden. Die Verleumder waren auch überall zur Stelle und streuten aus, er habe sich selbst gerühmt, in Asien und Afrika gewesen zu sein. Hohenheim sagt ausdrücklich das gerade Gegenteil. „Daß ich Asiam und Aphricam erfahren habe und dieselbigen Blätter umgekehrt, ist nit. Jedoch aber, wer mag alle Winkel durchstreichen?“ [66]) Er meint dort auch, es sei das nicht nötig gewesen, weil er die Krankheiten habe kennen lernen wollen, die in Europa auftreten, um zu lernen, mit welchen Mitteln Krankheiten bekämpft und Wunden geheilt werden könnten.

Und diese Mittel suchte Hohenheim bei allerlei Leuten zu lernen. Hatte sich sein Roß müde getrabt, dann kehrte er im nächsten besten Wirtshaus an der Straße ein, in der Fuhrmannskneipe lieber als im vornehmen Gasthaus, die Mittel dazu hätte er manchmal reichlich gehabt, wenn er dazwischen hinein bei „Fürsten, Städten und Herren“ [67]) seine ärztliche Kunst erprobt hatte. In großen Gasthöfen hatte er nichts zu suchen; er setzte sich mitten unter die Leute am Wirtstisch der Herberge [68]). Je gemischter die Gesellschaft, je niederer ihre Herkunft, desto lieber war es ihm [68]), nicht aus Freude am Gemeinen, wie man es ihm wohl auch vorgeworfen, sondern in der vielbewährten Erfahrung, hier viel mehr für seine Zwecke lernen zu können als im Verkehr mit seinen stolzen Standesgenossen oder bei vornehmen Leuten. Kein Fuhrmann, der mit einem ur-

alten Haus- und Volksmittel seinem Gaul die wunde Stelle zuheilte, wo das schlechtsitzende Geschirr ihn gedrückt hatte[69]), war ihm zu gering, daß er nicht von ihm zu lernen suchte. Hier im Wirtshaus war es wohl auch, wo er „vielmalen Scherern, Badern und ihresgleichen zugeloset hat, die sich ihrer Kunst oft teuer berühmten" [70]). In den Gassen blieb er vor den Werkstätten der Handwerksleute stehen. Er sah, wie die Keßler mit Kupferschlag das Blut stillten, auch die flüssigen Wunden damit austrockneten; sah, wie der Schmied „mit dem verbrannten Eisen dergleichen in Wunden gehandelt", sah, wie die Hafner „mit der Silber- oder Goldglätt dermaßen auch Erfahrung gehabt", lernte so „durch die Handwerksleut, die von ihrem Werkzeug und damit sie handeln Versuche gethan haben" [71]). Auch die alten Weiber verachtete er nicht, sondern beobachtete, was sie für dies und jenes aus dem Schatz ihrer Kräuter herausholten und was sie damit erreichten. Und ritt er wieder weiter auf seiner Fahrt und er sah den Schäfer seine Herde treiben, so ist er wohl manchmal vom Roß gestiegen und hat sich zu dem Alten gesellt, der vom Vater und Großvater und Urahn her so manches Kräutlein kannte und manche Salbe wußte, zur Kur für Menschen und Tiere von ihm begehrt. Kam er langsam voran auf seiner Wanderfahrt, so war es ihm erst recht keine verlorene Zeit, er kam vielleicht einen Schritt weiter in der Heilkunst. Mußte er nach seiner höheren Einsicht vieles im stillen belächeln, so sah er in manchem einen wertvollen Fingerzeig. Er ließ, wie er's für den Arzt fordert, „die Scientia mit der Experientia laufen" [72]).

Manches Wundersame sah er bei den Naturheilkünstlern unter den Walachen und Zigeunern, unter denen, wie so manches Seltsame ihres Wesens seit Jahrhunderten sich vererbte, auch manche geheime Kunst von Geschlecht zu Geschlecht sich bewahrte. Hohenheim erzählt u. a.[73]): „Ich habe gesehen treffliche Wundtränke, die aus sonderer großer Natur wunderbarliche Wunden geheilt haben; wiewohl natürlich, jedoch aber so treffenlich mehr wider andere Künste der Natur, daß sich wohl zu verwundern darob war. Ich hab gesehen zu Griechisch-Weissenburg einen Walachen, der gab nit mehr denn einen Trunk zu trinken und heilet damit ein jegliche Wund und Stich. . . . Ich habe auch in Crabaten gesehen von einem

Zigeiner, der nahm einen Saft von einem Kraut, gab ihn auch zu trinken einmal: was Leibstich waren in die Tiefe, die waren von einem Trunk geheilt; was aber zu Zufällen geneigt war, in selbigen hatte es keine Kraft." Als heiteres Gegenstück zu diesem Bericht von wunderbaren Kuren erzählt Hohenheim ein Erlebnis aus Friaul. „Ich hab wohl in Veriul gesehen, ward einem ein Ohr abgehauen und ein Bader nahm es und setzt es wiederum hinan mit Steinmetzenküt, Käsleim u. s. w. Er behielt das Lob und ein groß Wundergeschrei; am andern Tag fiel es wieder herab" [74]). Dagegen wird berichtet, daß ein Peter Bojano zu Tropea in Kalabrien solche Kur an Nasen und Ohren glücklicher zu stand brachte. Auch solch merkwürdige Kuren, wie all sein Forschen, bestätigten Hohenheim immer wieder das eine, worauf er auch hinauskommt, wo er von jenen wundheilenden Tränken und seinen Beobachtungen an den damit behandelten Kranken redet: „Eine große Kraft ist es aber in der Natur" [75]). Er wußte schon herauszufinden, was der Kern der Sache war, um welchen gar oft Betrug und Aberglaube einen großen Hokuspokus machte, um der Sache in den Augen des Volkes ein Ansehen zu geben. Da sah Hohenheim einmal „einen Teufelsbeschwörer, der hatte einen Wundtrank, der heilete mit dreien Tränken Wunden, Beinschrötig, auch abgehauene Geäder; aber da ich die Wahrheit erfuhr" — fügt Hohenheim bei — „heilete nit der Trank, sondern das er über die Wunden legte" [76]). So gab er sich mit allerlei Leuten ab, mit ehrlichen Badern und Scherern, mit betrügerischen Quacksalbern, mit verachteten Juden im „Ghetto", die Spitzhut, Spitzbart und gelbe Ärmel tragen mußten, damit sie jedermann als verächtliche Juden kenntlich wären. Und selbst den Mann scheute er nicht in seiner Stube aufzusuchen, der unehrlich gesprochen war um seines grausigen Gewerbes willen, von jedem scheu gemieden, den Henker. Mancher schlich bei Nacht zu ihm hin, um einen gebrauchten Strick vom Galgen sich zu kaufen oder andere Dinge aus des Henkers düsterem Handwerk, denen abergläubische Kräfte zugeschrieben wurden. Hohenheim ließ sich anderes zeigen, wenn er am hellen lichten Tag das Henkerhaus am Stadtgraben aufsuchte. Die Henker waren in der Einrichtung verrenkter Glieder wohl bewandert. Ihr schreckliches

Amt, in peinlicher Frage Geständnisse zu erpressen, gab ihnen durch Übung und erlernte Kunstgriffe die Geschicklichkeit, ausgerenkte Glieder wieder einzurichten und die Wunden, die Brand und Quetschung verursacht hatten, zu behandeln.

„Der Medicus lernt und erfahrt eben nicht alles, das er können und wissen soll, auf den Hohen Schulen, sondern er muß auch zu Zeiten zu alten Weibern, Zigeunern, Schwarzkünstlern, Landfahrern, alten Bauersleuten und dergleichen mehr unachtsamen (unachtbaren) Leuten in die Schule gehn und von ihnen lernen“ [77]. „Er sei den Künsten nachgegangen sogar mit Gefahr seines Lebens und habe sich nicht geschämt, selbst von Landfahrern und Nachrichtern und Scherern zu lernen.“ „Es wäre genug,“ sagt Hohenheim ein andermal, „daß uns Gott befohlen hätte mit Fasten oder Beten Gesundheit zu erlangen. Er hats aber nicht gethan, sondern hats in ein Mittel verordnet. Laßt uns im selbigen suchen, die Erden durchwandern und vielerlei erfahren und so wir alles erfahren haben, was gut ist, das sollen wir behalten“ [78]. Er konnte sich dessen rühmen, „wie er in allen Enden und Orten fleißig und emsig nachgefragt und Erforschung gehabt gewisser und erfahrner wahrhafter Künste der Arzney, nicht allein bei den Doktorn, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Ärtzten, Weibern, Schwarzkünstlern, bei den Alchimisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen, bei den Gescheiten und Einfältigen“ [79]. Seine Zunftgenossen haben ihn darob verachtet und geschmäht. Aber wie meisterlich hat er ihnen hinausgegeben, wie trefflich sich in einer seiner „Defensionen“ „verantwortet von wegen seines Landfahrens“.

„Mein Wandern, so ich bisher verbracht habe, hat mir wohl erschlossen: ursach halben, daß keinem sein Meister im Haus wachset noch hat er seinen Lehrer hinter dem Ofen. Sind doch die Künst nicht alle verschlossen in eines Vaterland, sondern sie sind ausgeteilt durch die ganze Welt. . . . Sie müssen zusammengeklaubt werden, genommen und gesucht, da wo sie sind. . . . Ist das nicht also? Die Kunst gehet keinem nach, aber ihr muß nachgegangen werden. Darum hab ich Fug und Verstand, daß ich sie suchen muß, und sie mich nicht. . . . Ich hab etwan gehört, daß ein Arzt soll ein Landfahrer sein. Dieses gefällt mir zum besten wohl.

Dann Ursach: die Krankheiten wandern hin und her, soweit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Will einer viel Krankheiten erkennen, so wander er auch. Wandert er weit, so erfähret er viel und lernet viel erkennen. Kommt dann ein solcher fremder Gast in sein Vaterland, so kennet er ihn. Wo er ihn aber nicht kennen würde, wärs ihm spöttlich und eine große Schand, denn er könnte seinem Nächsten das nicht halten, deß er sich berühmt hat.... Sollt mir denn das in Argem aufgenommen werden, daß ich von wegen des gemeinen Nutz thue, was mir beschwerlich? So thun es doch nur die Polsterdrucker, die ohne Schlitten, Karren und Wagen nicht können vor ein Thor gehen. ... Gibt Wandern nicht mehr Verstand denn hinterm Ofen sitzen? ... Je mehr du erfahrst, je größer dein Verstand in deinem Vaterland. Also ist auch not, daß der Arzt sei ein Alchimist: will er nun derselbig sein, muß er die Mutter sehen, aus der die Mineralia wachsen. Nun gehen ihm die Berge nicht nach, sondern er muß ihnen nachgehen. Wo nun die Mineralia liegen, da sind die Künstler. Will einer Künstler suchen in Scheidung und Bereitung der Natur, so muß er sie suchen an dem Ort, da die Mineralia sind. Wie kann denn einer hinter die Bereitung der Natur kommen, wenn er sie nicht sucht, wo sie ist? Soll mir denn das verarget werden, daß ich meine Mineralia durchlaufen hab und ihr Gemüt und Herz erfahren, ihre Kunst in meine Hände gefaßt, die mich lehren, das Rein vom Kot zu scheiden, dadurch ich vielem Übel fürgekommen?

„Ich geschweig anders, das der erfahrt, der da hin und her zeucht, in Erkenntnis mancherlei Personen, in Erfahrung allerlei Geberden und Sitten, daß noch einer sollt Schuh und Hut verzehren, daß er dieselbigen sehe. Ich geschweig größer Ding, denn solchs ist.... Ist doch die Königin von Saba vom End des Meers kommen zum Salomon, allein darum, daß sie seine Weisheit hörte. Ist nun eine solche Königin der Salomonischen Weisheit nachgegangen, was ist nun die Ursach gewesen? Die ist es, daß die Weisheit ist ein Gab Gottes: da er sie hingibt, in demselbigen soll man sie suchen. Also auch, da er die Kunst hinlegt, da soll sie gesucht werden. ... Wie kann man denn einen verachten, der solches thut? Es ist wohl wahr, die es nicht thun, haben mehr, denn die es

thun. Die hinter dem Ofen sitzen, essen Rebhühner, und die den Künsten nachziehen, essen ein Milchsuppen. Die Winkelblaser tragen Ketten und Seiden; die da wandern, vermögen kaum einen Zwilch zu bezahlen. Die in der Ringmauer haben Kaltes und Warmes, wie sie wöllen; die in den Künsten, wann der Baum nicht wäre, sie hätten nicht einen Schatten. Wiewohl sie zum Wandern nichts sollen (bedürfen), denn Juvenalis hat sie beschrieben, daß allein der fröhlich wandert, der nichts hat. . . .

„Also acht ich, daß ich bisher mein Wandern billich verbracht hab, mir ein Lob und kein Schand zu sein. Denn das will ich bezeugen mit der Natur: der sie durchforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Geschrift wird erforscht durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land, als oft ein Land, als oft ein Blatt. Also ist Codex Naturae, also muß man ihre Blätter umkehren“[80])!

III

Die Basler Professur

1. Die Berufung

Auch das „Landfahren" ging zu Ende. Theophrast von Hohenheim war lange genug „Cosmographus und Geographus" gewesen[1]). Er war im Wandern ein fertiger, gereifter Meister geworden. Auch die Würde des Meisters brachte er mit. „Beyder Arzney Doktor" ist seinem Namen beigefügt[2]). Wo er die Doktorwürde sich geholt, ist nicht festzustellen, daß er sie sich erworben, sicher. Es ist kein Grund vorhanden, an seinem Worte zu zweifeln, daß er als ein Doktor geschworen habe[3]).

Reich an Erfahrungen, an Erfolgen, an Erlebnissen war er nach Deutschland zurückgekehrt.

Mit der neuen Arzneikunst, die er sich „in schwerer Arbeit erlanget"[4]), hat er als „Wund- und Leibarzt", d. h. in äußeren und inneren Krankheiten vielen geholfen, Kranken aus allen Ständen und Nationen, häufig in Fürstenschlösser berufen[5]); „er habe," sagt er[6]), „ohne Ruhm zu schreiben, offenbarlich achtzehn Fürsten, die von den Ärzten aufgegeben waren, in Physica (d. h. mit seinem Können in innerer Medizin) wieder aufgebracht" und sein Können bewährt „in großen Curen, so er durch viel Königreich, Sprachen und Länder treffentlich bewiesen über andere Ärzt, über ihre Patronen und all Bücher"[7]). Wo er sich länger aufhielt, haben sich Schüler ihm angeschlossen. Er erwähnt u. a. solche aus Pannonien, aus Polen, Slawonien, Böhmen, aus den Niederlanden, „aus einem jeden Geschlecht eine große Zahl". Doch hatte er nur an wenigen Freude erlebt. Der eine hat des Meisters Lehre „nach

seinem Kopf gesattelt, ein anderer mißbraucht seinem Beutel zu Nutz"[8]). Nur wenige sind's, deren er in freundlichem Erinnern gedenken kann. Das eine und das andere, daß er Kranke behandelte nach seiner Methode und Schüler um ihn als den Meister sich scharten, trug ihm die Feindschaft der Ärzte der alten Schule ein; gewiß auch die überlegene Art, mit welcher er bei zunehmender Erfahrung und immer fester gewonnener Überzeugung, mit seiner neuen „Kunst" auf dem rechten Weg zu sein, sie behandelte, der Spott, mit dem er ihr mangelhaftes Wissen und Können geißelte. Kaum wird er viel glimpflicher mit jenen verfahren sein, als er's später in seinen Schriften mit anderen tat. Da und dort gab's nach dem Brauch unter den Gelehrten jener Zeit ordnungsmäßige Disputationen, und Hohenheim scheut sich nicht einzugestehen, daß es auch vorgekommen sei, daß die Gegner „etliche Siege gegen ihn erhalten oder im ersten Abrennen etwas triumphiert haben, so in Danzig und Wilden (Wilna?)" [9]). Wiederholt brachten es auch die Gegner dahin, daß seines Bleibens im Land nicht länger war. So berichtet Hohenheim selbst, daß sie ihn „aus Littauen austrieben, darnach aus Preußen, darnach aus Poland", wie er zuvor den Niederländern nicht gefallen habe und den Universitäten nicht. „Aber" — fügt er bei — „ich danke Gott, den Kranken gefiel ich, so ich meine Regel brauchte" [10]).

1525 war Hohenheim aus Italien zurückgekommen, wo er zuletzt in den neapolitanischen Kriegen, in den Jahren 1522 bis 1525 im alten Streit Karls V. mit Franz I. von Frankreich um den Besitz Neapels, wieder Dienste als Feldscher getan hatte [11]). Nun hielt er sich im südwestlichen Deutschland auf. Im Schwabenland, der Heimat seines Geschlechts, finden wir die Spuren seiner Wirksamkeit als Arzt und Lehrer. In Tübingen, der schwäbischen Hochschule, sammelte er einen Kreis von Schülern um sich [12]). Sie sind ihm später nach Basel nachgefolgt, als ihm dort der Platz eingeräumt wurde, der ihm vor anderen gebührte, der Lehrstuhl des Universitätslehrers. Über Rottweil, wo er eine Äbtissin ärztlich behandelte[13]), wandte er sich nach der anderen süddeutschen Universität, nach Freiburg im Breisgau. Auch hier wirkte er als praktischer Arzt und Lehrer [14]), auch hier, ohne dem Lehrkörper der

Universität anzugehören. Der Aufenthalt an den beiden Hochschulen läßt wohl auf Hohenheims Absicht schließen, als Universitätslehrer sich niederzulassen. War das der Fall, so haben sich jedenfalls der Ausführung dieses Plans Hindernisse entgegengestellt. Welcher Art sie waren, ist bei der ausgesprochenen Gegnerschaft Hohenheims gegen den auf den Hochschulen herkömmlichen Betrieb der medizinischen Wissenschaft ohne weiteres klar. So wandte sich Hohenheim nach Straßburg.

Es war damals die Gründung einer Hohen Schule in Straßburg geplant, ein Plan, der freilich jetzt noch nicht zur Ausführung gelangte (1567 wurde eine Akademie, erst 1621 die Universität errichtet [15]). Immerhin mochte die Aussicht, daß Straßburg vielleicht bald eine Universität bekomme, für Hohenheim nicht ohne Einfluß auf die Wahl dieser Stadt zum Wohnsitz gewesen sein.

Der Weg dorthin führte ihn an die damals schon berühmten Heilquellen im Schwarzwald, Wildbad, Liebenzell (Zellerbad von ihm genannt) und Baden-Baden (Nider-Baden oder Markgrafen-Baden von Hohenheim geheißen). Es war ihm wichtig, auch hier an Ort und Stelle die Heilkraft der warmen Quellen zu untersuchen, und es fiel ihm als wohlerfahrenem Chemiker nicht schwer, die mineralischen Stoffe festzustellen, welche in diesen Quellen heilkräftig wirken. Ein Beweis für den Scharfblick Hohenheims ist es, daß er damals schon den Satz aufstellte, die drei genannten Bäder haben einen Ursprung[16]), ein Satz, der in unserer Zeit auf Grund geologischer Untersuchungen seine volle Bestätigung gefunden hat.

In Straßburg traf Hohenheim alle Veranstaltung, sich dauernd seßhaft zu machen. Er kaufte sich das Bürgerrecht; am 5. Dezember 1526, seit langem die erste urkundliche Zeitbestimmung im vielbewegten Lebensgang Hohenheims, wurde der Einkauf ins Bürgerrecht gebucht[17]). Nach bestehender Ordnung mußte er sich einer bestimmten Zunft anschließen, und da er zunächst als Chirurg sich niederließ, so gehörte er zur Zunft der „Luzerne" [18]). Es war das die Zunft der Kornhändler, Müller, Stärkefabrikanten, zu welcher seit alter Zeit in Straßburg auch die Wundärzte gehörten[19]). Anderwärts waren die Chirurgen niederer gewertet und mit Scherern und Badern zusammengeworfen. Mußte doch ein Studierender, der in Paris

in die medizinische Fakultät aufgenommen werden wollte, zuvor erst feierlich der Chirurgie abschwören. In Straßburg war die Kluft zwischen Chirurgen und Ärzten, Wundärzten und „Leibärzten" nach damaligem Sprachgebrauch, Chirurgus und Physikus, nicht so groß. Eine Chirurgenschule stand in Straßburg in gutem Ansehen. Es waren also für Hohenheim Zustände, welche seiner Auffassung von dem großen Wert der Chirurgie entgegenkamen, die ihm damals schon „als das gewissest" erschien und von ihm, der „alle chirurgikalischen Krankheiten durch physikalische Arzney (d. h. durch innere Heilmittel) heilen" wollte[20]), nicht so scharf gegen die Physik, die innere Medizin, abgegrenzt wurde. Fast scheint es, als ob Hohenheim mit seinem eigenen Beispiel der von ihm für so wichtig geachteten Kunst der Wundarznei zu besserem Ansehen habe verhelfen wollen. Nach seiner Ansicht mußte ja ein rechter Arzt „beider Arzney Doktor" sein, Physikus und Chirurgus, auch der Wundarzt „in judicando ein Physicus, in curando ein Chirurgus", und auch der „Leibarzt" tüchtig, aus dem tiefen Verständnis der menschlichen Natur heraus Wundheilung einzuleiten. „Lern beides oder laß unterwegen." „Ein Chirurgus mag nicht sein ohne einen Physicum, er wird aus ihm geboren. Wo der Physicus nicht ein Chirurgus dazu ist, so steht er da wie ein Ölgötz, da nichts ist als ein gemalter Affe"[21]).

Unangefochten blieb Hohenheim auch in Straßburg nicht. Auch hier scheint die unvermeidliche Opposition gegen seinen ausgeprägten Standpunkt zu einer Disputation geführt zu haben. Als sein Gegner wird ein Wendelinus genannt[22]). Es war aller Wahrscheinlichkeit nach der Arzt Doktor Wendelin Hock, eine damals in ärztlichen Kreisen auch als Schriftsteller bekannte Persönlichkeit[23]). Wenn in den Kreisen der galenischen Ärzte der Ausgang des Wortkampfs den Eindruck hinterließ: „Vendelinus major Theophrasto"[24]), so mag's wohl auch damals so gegangen sein, wie es oft bei Reden und Gegenreden geht, daß jeder der beiden Gegner bei seinen Gesinnungsgenossen als Sieger angesehen wird. Möglich auch, daß Hohenheim, weniger gewandt in mündlicher Aussprache, darum den kürzeren zog, trotz wissenschaftlicher Überlegenheit, wie er von einer späteren Disputation gesteht: „er habe das Maulgeschrei der

Gegner unverantwortt gelassen und sie haben ihn darum gering geschätzt, weil er seiner Zungen und der zufliegenden Rede nicht gewaltig sei"[25]). Dieselben Gegner sind es auch gewesen, welche Hohenheim wegen eines für ihn unliebsamen Erlebnisses verspotteten. Hohenheim war zum Markgrafen Philipp von Baden (1479—1533) berufen worden, der an gefährlicher Dysenterie erkrankt war. In wenigen Tagen stellte ihn Hohenheim wieder her. Der Fürst aber war so unfürstlich, ihm die zugesagte Bezahlung zu verweigern und ihn mit schnödem Undank zu entlassen; nicht die einzige derartige Erfahrung, welche der große Arzt zu machen hatte, gewöhnlich darum, weil er mit so einfachen Mitteln eine Heilung herbeiführte, welche die anderen Ärzte mit ihren langen Rezepten nicht zu Weg brachten. Markgraf Philipp hat sich freilich damit ein unrühmliches Gedächtnis gestiftet. Hohenheim hätte vielleicht davon geschwiegen; aber seinen Gegnern, welche die rasche Genesung „sich zuschrieben und die Ehr von seiner Arbeit stahlen", war „des Fürsten Undankbarkeit und unfürstliche Belohnung eine Freud und ein Stichblatt wider ihn".

So konnte sich Hohenheim nicht enthalten, in einer seiner Schriften[26]) des Fürsten unrühmliches Benehmen für alle Zeiten festzunageln.

In Straßburg erhielt Hohenheim auch die Berufung an das Krankenlager des Buchdruckers Johann Froben, welche durch die damit mittelbar verbundene Berufung an die Universität Basel so bedeutungsvoll geworden ist.

Der gelehrte und hochangesehene Buchdrucker Johann Froben litt schwer an den Folgen eines harten Falls, den er im Jahre 1521 getan hatte. Es war im Sommer 1526 eine quälende Schmerzhaftigkeit im rechten Fuß aufgetreten. Die Behandlung durch die Basler Ärzte, „die imperiti apud Italos creati Doctorculi"[27]), hatte das Leiden noch verschlimmert. Schon schien es, als ob kein anderer Ausweg übrig bliebe, den Kranken zu retten, als die Amputation des Fußes, welche auch von den Ärzten angeraten wurde. So stand die Sache, als Hohenheim von Straßburg nach Basel gerufen wurde, um die Behandlung des Kranken zu übernehmen. Nach kurzer Frist war Froben, dank der ärztlichen Kunst Hohen-

heims, wiederhergestellt[28]). Er konnte seine Geschäfte wieder aufnehmen, konnte das Jahr darauf sogar zweimal zu Pferd die Reise auf die Buchhändlermessen nach Frankfurt a. M. unternehmen. Hohenheim hielt sich während der Behandlung Frobens offenbar längere Zeit in Basel auf, denn es knüpfte sich in dieser Zeit ein Band der Freundschaft zwischen dem Arzt und dem Patienten, welches bis zu dem freilich schon 1527 erfolgten Tode Johann Frobens erhalten blieb[29]).

In Frobens Haus wohnte über die ganze Zeit seines Basler Aufenthalts (1521—1529) Erasmus von Rotterdam. Er war mit Froben durch literarische Arbeiten enge verbunden; nennt er ihn doch in einem Brief, den er an Hohenheim schrieb, „dimidium mei“[30]). Das Zusammentreffen bei Froben, die glückliche Kur, die dem Freunde Genesung verschafft hatte, legte es dem Gelehrten nahe, auch für das körperliche Leiden, das sich bei ihm schon längere Zeit fühlbar machte, bei Hohenheim ärztlichen Rat zu suchen. „Frobenium ab inferis revocasti, hoc est dimidium mei, si me quoque restitueris, in singulis utrumque restitues.“ So schrieb Erasmus dem Arzte, „rei medicae peritissimo Doctori“, nachdem dieser ihm ein kurzgefaßtes ärztliches Gutachten zugesandt hatte, dessen Scharfblick den leidenden Gelehrten in höchste Verwunderung versetzte. Erasmus konnte den Wunsch nicht unterdrücken, Hohenheim möchte längere Zeit in Basel verweilen[31]). Das sollte sich bald verwirklichen. Nicht lange, nachdem Hohenheim nach Straßburg zurückgekehrt war, kamen Abgesandte des Rats der Stadt Basel, welche ihm die erledigte Stelle eines Stadtarztes antrugen, eine Stelle, mit welcher zugleich das akademische Lehramt verbunden war. Ein „amplum stipendium“ war ihm zugesichert[32]). Rasch entschlossen nahm Hohenheim den Ruf an. Ehe die Einzahlung des Bürgergeldes zur Aufnahme ins Straßburger Bürgerrecht im Bürgerbuche eingetragen wurde (5. Dezember 1526), hat er der Stadt, in welcher er sich seßhaft machen wollte, den Rücken gekehrt. Denn schon im November desselben Jahres konnte er die Widmung einer medizinischen Schrift von Basel aus schreiben als „Physicus Ordinarius Basiliensis“[33]).

In der „Vita Oporini“ steht in Bezug auf Hohenheims Be-

rufung nach Basel der Satz: „Religionis nomine ab Oecolampadio susceptus et Magistratui commentatus est“[34]). Damit ist Hohenheims Berufung mitten hineingestellt in die reformatorische Bewegung, welche eben damals die Stadt und Landschaft Basel ergriffen hatte.

Noch um die Fastenzeit desselben Jahres, welches Hohenheim nach Basel führte, schien es, als ob der Rat der Stadt in scharfer Stellungnahme sich gegen die Neuerer in Religionssachen entscheiden wollte. Er erließ das Verbot, während der Fastenzeit Fleisch zu schlachten oder zu verkaufen. Das Domkapitel verfehlte nicht, seinen Dank für diese Stellungnahme durch eine besondere Abordnung unter Führung Ludwig Bärs, Dompredigers und Professors an der theologischen Fakultät, des Hauptes der Altgläubigen in Basel, abzustatten und als Zeichen des Dankes den Beschluß zu übermitteln, weiteren Basler Bürgerskindern Domherrnstellen zu reservieren und mit den anderen Priestern und Kaplanen der Stadt sich die Aufhebung einiger Privilegien gefallen zu lassen; sie sollten, weil sie gleichen Anteil am Schirm und Schutz des Leibes und Gutes haben, auch gemeine und gleiche Lasten tragen, auch wie andere Bürger sich bei einer ihnen beliebigen Zunft einschreiben lassen. Im Mai fand dann unter dem Mitvorsitz des genannten D. Bär die Disputation zu Baden im Aargau statt, bei welcher D. Johann Eck und D. Johann Fabri den alten Glauben vertraten gegenüber Ökolampadius, der seine schlichte Kanzel in der Kirche zu Baden gegenüber dem prächtigen Rednerpult D. Ecks aufgeschlagen hatte. Rat und Domkapitel von Basel waren durch ihre Abgesandten auf der Disputation vertreten. Während der größte Teil der Anwesenden programmmäßig sich für Eck entschied, teilte sich die Meinung der Basler. So standen nun in der Stadt Basel die beiden Parteien einander gegenüber, die einen unter Bärs Führung, die Anhänger der neuen Lehre unter Ökolampadius, der seit 1522, anfangs in der Stille als Gelehrter, seit 1523 als vom Rat bestellter Lehrer der Heiligen Schrift an der Universität wirkte, seit 1525 im Pfarramt zu St. Martin, das er unter der ihm verwilligten Bedingung übernommen hatte, nicht an päpstliche Zeremonien gebunden zu sein. Schon in diesem Jahr 1525 feierte Ökolampadius in seiner Kirche

das heilige Abendmahl nach eigener, selbstverfaßter Liturgie auf reformierte Weise, trotzdem seine Stellungnahme im Abendmahlsstreit, in dem er sich offen für Zwingli entschieden hatte, einen gewaltigen Sturm gegen ihn erregt hatte. Der Tag von Baden brachte der Sache der Reformation in Basel weiteren Fortschritt. Die Stellungnahme weiterer Kreise, auch im Rate, zu Gunsten des Evangeliums war entschiedener geworden. Um die Zeit, da Hohenheim zum ersten Male nach Basel zur Behandlung Frobens kam, sang man zum ersten Male deutsche Psalmen in der St. Martinskirche, am 10. August 1526. Was schon an Ostern versucht, aber damals vom Rat untersagt worden war, das wurde jetzt vom Rat genehmigt. Im Herbst wurde dann noch in einigen anderen Kirchen deutscher Kirchengesang eingeführt. Eine weitere dem Evangelium günstige Entscheidung brachte das Ratserkenntnis vom September dieses Jahres, daß „alle Pfarrer, Seelsorger, Leutpriester oder Ordensleute in Pfarren und Klöstern, so sich Predigens unterziehen, sich in der Stadt Basel Ämtern und Gebieten nichts anderes annehmen werden, denn allein des heiligen Evangeliums und Lehre Gottes, frei, öffentlich und unverborgen, desgleichen was sie durch die wahre heilige Schrift, als nemlich durch die vier Evangelisten, den heiligen Paulum, Propheten und Bibel (sic!), in Summa durch das Alte und Neue Testament beschirmen, beibringen und bewähren können, alle andere Lehre, die dem heiligen Evangelium und der Schrift unangemessen, sie sei von dem Luther oder anderen Autoribus geschrieben und ausgegangen, ganz und gar unterlassen." Ein weiterer Schritt auf der nun eingeschlagenen Bahn war es — eben um die Zeit, als Hohenheim seine Berufung zum Stadtarzt und Professor erhielt, — daß der Rat am 29. Oktober Klostergüter fürs gemeine Gut und armen Leuten zu Nutz verwendete [35]).

Ökolampadius, die Seele der immer erfolgreicher gewordenen reformatorischen Bestrebungen, hatte in Hohenheim einen verwandten Geist erkannt, der auf seinem Gebiet, wie er selbst, gegen den Bann des Überlieferten den Kampf aufgenommen hatte. Wenn Ökolampadius Hohenheims Berufung empfahl, so geschah es in der Voraussetzung, die Stellung der Evangelischgesinnten an der Hochschule zu verstärken. War doch unter denen, welche bei der Badener

Disputation für D. Ecks Meinung Stimme und Unterschrift abgegeben haben, der Doktor der Arzneikunde und der Rechte Johann Silberberger [36]). Inwieweit Theophrast von Hohenheim die Sache des Evangeliums mit vertreten werde, das mußte sich erst noch zeigen. Er hatte zunächst mit seinem Reformwerk auf dem Gebiet der Medizin vollauf zu tun und hatte noch kein ausgesprochenes Interesse für die Reformation der Kirche, noch weniger für theologische Streitigkeiten; und so unzuverlässig Oporinus, der Schüler und Ammanuensis Hohenheims in Basel, der nachmals unter seine Gegner gegangen, in manchen Angaben ist, darin wird er wohl recht haben, wenn er von Hohenheim sagt: „Doctrina Evangelica, quae tum temporis apud nos excoli incipiebat et a nostris concionatoribus serio urgebatur, non multum ab eo curabatur“ [37]).

Immerhin zeigt Hohenheims Berufung auf Grund einer Empfehlung durch Ökolampadius, welche Hoffnungen dieser auf ihn setzte, welche einflußreiche Stellung aber auch Ökolampadius im Lauf des Jahres 1526 errungen hatte. Hohenheims Berufung steht ohne sein Zutun in Zusammenhang mit der reformatorischen Bewegung in Basel. Was er an Religion mitbrachte, war die schlichte Frömmigkeit, die er in seinem Beruf betätigen wollte, die, wie wir sehen werden, aus seinen ärztlichen Schriften oft in so wohltuender Weise hervorleuchtet.

2. Überwundene Schwierigkeiten

Kaum war Theophrastus von Hohenheim nach Basel übergesiedelt, so stellten sich sowohl der Übernahme des Lehramts an der Universität wie der Ausübung der ärztlichen Praxis ernste Schwierigkeiten entgegen. Hohenheim war vom Rat der Stadt Basel berufen und angestellt worden. Das akademische Kollegium hatte dabei nicht mitgewirkt, war gar nicht gefragt worden. So verfuhr damals der Rat der Stadt überhaupt bei Besetzung akademischer Lehrstühle, während in den ersten Zeiten der Hochschule der Lehrkörper der Universität die Wahlen vollzog [38]). So ist auch im Jahr 1523 Ökolampadius aus eigener Machtvollkommenheit des Rats der Stadt gegen den Widerspruch der Universität zum Pro-

fessor an der theologischen Fakultät bestellt worden. Bei Hohenheim konnte kein Zweifel sein, daß der Stadtrat ihn bestellen konnte, denn er wurde vom Rat zum Stadtarzt berufen, ein Amt, mit welchem seit 1507 die Stelle eines ordentlichen Professors der Arzneiwissenschaft verbunden worden war. Bis dahin war nur ein Ordinarius angestellt, 1507 aber hatte sich der Rat verpflichtet, einen zweiten Lehrer anzustellen und aus dem gemeinen Gut zu besolden. Um die Stadtkasse nicht allzusehr zu beschweren, wurde die neue Professur mit der schon bestehenden Stadtarztstelle verbunden [39]).

So hatte Hohenheim als von der Stadt angestellter Stadtarzt nicht nur das Recht, sondern die zweifellose Verpflichtung, Vorlesungen zu halten. Es hätte der neue Stadtarzt wohl auch, wie es allem nach bisher der Fall gewesen ist, ohne Schwierigkeiten seines Amtes walten können, wenn der neue Stadtarzt eben nicht Theophrastus von Hohenheim gewesen wäre, der Mann, der sich der überlieferten Arzneiwissenschaft und dem ganzen Betrieb der Wissenschaft an den Hochschulen als scharfer Gegner entgegenstellte und seinem Standpunkt immer und überall, und so gewiß auch während seines Aufenthalts als behandelnder Arzt Frobens, in seiner schroffen Weise Ausdruck gegeben hat. War er den anderen in der Fakultät ein heilloser Neuerer, so hat er seinerseits die Unwissenheit und die Einbildung der galenischen Ärzte nicht eben schonend behandelt. Kurz, Hohenheims Vorlesungen wurden von der Fakultät unbefugterweise verhindert.

Hohenheim selbst gibt die Gründe dafür an in dem Entwurf einer Beschwerdeschrift an den Rat der Stadt Basel [40]), welche er dann in sehr veränderter endgültiger Fassung einreichte. Der Entwurf spricht sich im Unterschied von dem Wortlaut der eingereichten, noch andere Beschwerden umfassenden Eingabe besonders deutlich über die unbefugte Verhinderung seiner Vorlesungen aus. „Es vermeinen etliche, daß er nicht Gewalt noch Macht habe, ohne ihr Wissen und Bewilligung im Collegio zu lesen." Dies der eine Grund; der andere: „sie lassen sich auch vermerken, daß mein Lesen und Offenbarung meiner Kunst und der Arzney nie in Gebrauch gewesen, also jedermann zu unterrichten." Es war nicht

nur der Inhalt seiner Vorlesungen, so sehr es ihnen als eine Anmaßung erschien, daß ein Dozent, anstatt wie es bisher der Brauch gewesen, die Schriften der Alten zu kommentieren und zu glossieren, an ihrer Stelle das im Wege eigener Erfahrung und Durcharbeitung Erworbene in seinen Vorlesungen darbot. Ein anderes war auch nie im Brauch: in deutscher Sprache hielt Hohenheim seine Vorlesungen; eine unerhörte Neuerung, die zweite große Tat und wieder eine Tat der Befreiung aus alten Banden.

Er wußte wohl, warum er seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Deutsch war er in seinem Herzen, deutsch in seinem Forschen, deutsch in seinem Denken, deutsch in seiner Wissenschaft, deutsch will er auch sein in seinen Reden und Lehren. „Innata mihi mea est violentia medica ex patrio solo: sicut enim Arabum medicus erat Avicenna, Pergamensium Galenus, Italorum vero Marsilius Medicorum optimus fuit, ita etiam ipsa me Germania felicissima in suum medicum necessarium delegit.“ So schrieb er voll hohen Selbstbewußtseins, voll deutschen Vaterlandsgefühls um jene Zeit (November 1526) von Basel aus an den Züricher Arzt Christoph Clauser[41]. „Wir danken Gott, daß wir ein geborener deutscher Mann sind“ — schreibt er später einmal[42]. So wollte er auch die deutsche Sprache zu Ehren bringen und, was er selbständig und nicht aus den Schriften der Alten erforscht und erlernt und selbständig in seinem deutschen Kopf verarbeitet hat und von nun an in deutschen Landen allen Kranken zu Nutz gereichen lassen will, in der Muttersprache weitergeben. Den Gegnern schien es ein Verrat an der Wissenschaft zu sein, eine Schmach, die er der Medizin angetan, daß er sie nicht im ehrwürdigen Gewand der lateinischen Sprache vorführe, sondern in der Sprache, welche die Fuhrleute auf den Gassen, die Krämer auf dem Markt, die Mägde am Brunnen reden. Sie verachteten ihn über dem, daß er sich rühmt: „daß ich in Germania bleib und ansehe mein Patriam“[43].

Freilich auch sonst drängte damals in deutschen Landen die Muttersprache mit Macht nach immer größerer Anerkennung. Luthers Großtat, das Evangelium in deutscher Zunge dem Volk bekannt zu machen, gab der Bewegung mächtigen Antrieb. Mit ihm waren es andere Männer, welche da und dort in deutscher Sprache von

dem Höchsten zu dem Volk redeten. Schon waren Männer aufgestanden, welche auch bei Disputationen über den Grund des Glaubens verlangten, wie u. a. Johann Eberlin von Günzburg es 1523 vom Rat der Stadt Ulm erbat, „daß solches in deutscher Sprache geschehe“[44]). In Basel selbst hatten diese Bestrebungen, in Glaubenssachen der deutschen Sprache sich zu bedienen, um alles Volk Anteil nehmen zu lassen an dem, was allen not ist, besondere Pflege gefunden. Hier in Basel hatte schon 1470 der berühmte Volksredner auf der Kanzel, Johann Geiler von Kaisersberg, seine deutschen Predigten gehalten. Hier hat schon 1521 der genannte Eberlin deutsch gepredigt, hier wurde 1522 bei Adam Petri Luthers Neues Testament gedruckt, hier sang man beim Gottesdienst deutsche Lieder, die Ökolampadius 1526 statt der lateinischen eingeführt, und taufte nach seiner deutschen Liturgie nun die Kindlein in deutscher Sprache.

Aber in den Hörsaal der Hochschule war die deutsche Sprache noch nirgends gedrungen. Doch wie die Religion, so soll auch, was dem Kranken zu Nutz ist, ins Volk dringen. „Mein Fürnehmen ist hie, zu erklären, was ein Arzt sein soll, und das auf teutsch, damit das in die Gemein gebracht werde“[45]). Das war Hohenheims ausgesprochene Absicht. Er weiß, warum sie ihn verachten: „darum, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutsch bin“[46]). „Neu und deutsch“ — beides hing aufs engste zusammen. Seine Wissenschaft war eine deutsche; das Alte, das in fremdem Land Gelehrte, das bisher als das Höchste in der Wissenschaft galt, das hatte ihn nicht zu dem großen Arzt gemacht, der er geworden ist, sondern seine eigene „Erfahrenheit“. So sollte das Neue, von alter Zeit und vom Ausland Unabhängige, auch in eigener Sprache, in deutscher Sprache, verbreitet werden.

Hohenheims Vorlesungen zogen denn auch eine außerordentliche Zahl von Zuhörern an. Selbst die Gegner mußten es bezeugen. Deutlich genug spricht sich das Mißfallen darüber aus in dem Vorwurf, daß Hohenheim mit seinen deutschen Vorlesungen „jedermann unterrichte“, daß „der ganze ungebildete Haufe der Bader und Alchimisten“ in seinem Kolleg sitze[47]).

Daß auch viele gelehrte Leute ihn, den jungen Dozenten, „den

ältesten Ärzten vorzuziehen sich nicht gescheut haben", wird mit saurer Miene zugegeben, wobei man sich dessen tröstete, daß eben die Neuheit seines Vorgehens viele angezogen haben werde, nicht der Wert seiner neuen Wissenschaft. Hohenheim freute sich allen dienen zu können, Gelehrten und, zunächst mit seinen chirurgischen Lehrstunden, auch minder gelehrten Leuten.

Und noch einen anderen Grund konnte er dafür geltend machen, daß er in deutscher Sprache lehrte und schrieb: Für die so ganz neuen Ergebnisse seiner Beobachtungen, Forschungen und Erfahrungen konnte er die alten Termini, die alten Bezeichnungen nicht mehr brauchen. „Ich schreibe Teutsch ... Ich führ einen neuen stylum, also gibts die Experientz. Ich brauch fremde Simplicia und Praeparationes, aus der Ursach, daß die alten nichts sollen (taugen). ... Denn wer will das für Unrecht schätzen? so ein neu Ding entspringt, sollt es nit einen neuen Namen haben?"[48])

Der Ruhm, der erste zu sein, der auf deutscher Universität in deutscher Sprache gelehrt hat, der bleibt dem deutsch gesinnten Manne, Theophrastus von Hohenheim, für alle Zeiten.

Es war eine ebenso törichte wie klägliche Verdächtigung, wenn es aus gegnerischen Kreisen verlautete, Hohenheim lehre deutsch, weil er kein Latein verstehe[49]). Er verstand sie wohl, die alte Sprache der Gelehrten, seine Vorbildung zum Universitätsstudium beruhte auf der lateinischen Sprache; er kannte auch ihren lateinischen Galenus, ihren lateinischen Avicenna (wir hörten schon sein eigenes Zeugnis, daß er sich einst gründlich mit ihnen beschäftigt hat), konnte lateinische Zitate aus dem Kopf geben, er kannte aus seiner Jugendzeit den Sallust, den Livius, den Juvenal[50]), bediente sich auf französischen und italienischen Universitäten des Lateinischen als Umgangssprache; er redete lateinisch mit dem des Deutschen nur sehr unvollkommen mächtigen Erasmus, er schrieb seine Notizen vielfach lateinisch, ließ im Fluß der Rede und der Schrift lateinische Sätze mitunterlaufen, wo ihm der deutsche Ausdruck Schwierigkeiten bereitete[51]); er wechselte Briefe mit Gelehrten, mit Erasmus, mit Bonifazius Amerbach, mit Standesgenossen, mit Studenten[52]) in lateinischer Sprache. „Ich soll kein Lateiner sein," sagt er einmal, indem er den Scherz hinzufügt, „und bin doch ein Arpinate

(— ein Cicero). Ist das euer Schweizerstangen, damit ihr mich stechen wollt? Schauet, daß euch der Fraxinus an mir nicht abbrech"[53]). Gewiß, es wäre die kleinere Leistung für einen wissenschaftlich arbeitenden Mann jener Zeit gewesen, in lateinischer Sprache seinen Stoff zu behandeln, als in der deutschen, da das wissenschaftliche Denken erst um klaren deutschen Ausdruck ringen mußte. Muß doch ein Oporinus, jener philologisch gebildete und gewandte Ammanuensis Hohenheims, der nachmals Buchdrucker geworden ist, zur Entschuldigung eines schlechtgeschriebenen deutschen Briefes sagen: „nam in germanicis minus sum usitatus"[54]).

Eine andere Verdächtigung wurde ausgestreut. „Man weiß nit, woher oder ob er ein Doktor sei oder nit"[55]). Man verlangte, er soll sich darüber im Kollegio der Fakultät verantworten. Im Bewußtsein wohlerlangter Doktorwürde weist er diese Verdächtigung zurück. Es fällt ihm nicht ein, sich erst vor den Standes- und Amtsgenossen der Fakultät darüber auszuweisen. Das war Sache des Rats, als der mit ihm über die Professur verhandelte, und der hatte „einen doctorem in der Fakultät der Arzney" anzustellen[56]). Daß er sich in Veröffentlichungen, in Briefen so nennt, daß er sich selbst gelegentlich darauf berief, einst als Doktor geschworen zu haben, läßt die Verdächtigung der Basler Kollegen ohne weiteres als eine unbegründete erscheinen. Allerdings, er tat sich nichts darauf zu gut. Nur das Recht wollte er sich gewahrt wissen, das sie ihm streitig machen wollten, als Doktor seine Schüler zu Doctores zu promovieren[57]). Im übrigen suchte er durch seine Leistungen am Krankenbett, nicht durch den Titel, viel weniger durch die rote Tracht des Doktors das Vertrauen der Kranken, die Anerkennung eines erfahrenen Arztes zu erwerben. Er für seinen Teil verzichtete auf Talar und Barett, auf Kette und Ring. In einfachem Wams, das er wohl am Sonntag mit einem aschfarbenen damastenen Leibrock vertauschte, auf dem Haupt „ein schwarz damasten Schläppel"[58]), so ging er durch die Gassen der Stadt. Selbst ein Heinrich Bullinger ist befangen, in despektierlicher Weise darüber zu urteilen; Hohenheim habe ausgesehen wie ein Fuhrmann[59]). Manchmal zeigte freilich sein Gewand die Spuren der Arbeit an seinen Laborieröfen, die er Tag und Nacht im Gang hatte. In

wenigen Monaten war der Rock so verbraucht, daß er sich einen neuen machen ließ und den alten dem nächsten Besten schenkte, der ihn noch brauchen konnte [60]).

Gefiel seine der Arbeit angemessene Tracht den anderen nicht, so rechnete er es sich zur Ehre an. „Ich lob die Spagyrischen Arzt, dann dieselbigen gehen nicht um mit Faulenzen und also prächtig heran in Samt, Seide und Daffet, gulden Ring an Fingern, silberne Dolch an der Seite, weiße Händschüch an Händen stecken, sondern sie warten aus ihrer Arbeit im Feuer Tag und Nacht mit Geduld. Gehen nit also um mit Spazieren, sondern sie suchen ein Kurzweil im Laboratorio, tragen schlechte lederne Kleider und Fell vorhangen und Schürz, daran sie die Hände wischen, stoßen die Finger in die Kohlen, in Kot und Dreck und nit in die gulden Ringe, sind rußig wie die Schmid und Kohler. Darum sie wenig Pracht treiben“ [61]). „Was mit Fantasieren zugeht,“ sagt er ein andermal gegen die Ärzte der alten Schule, „das ist eine sanfte milde Arbeit, macht ihnen keine Blattern an den Händen“ [62]). So trug er denn eine einfache, seiner chemischen Arbeit angepaßte Kleidung. Als Arzt und Professor mußte er jedermann auffallen, vollends, wenn er mit umgürtetem langem Schwert sich zeigte [63]), eine Eigentümlichkeit des Mannes, nicht ohne Analogie bei anderen Gelehrten, wie denn Melanchthon, der Milde, Friedliebende, in Tübingen stets mit einem Spieß ausging [64]). Vielleicht daß Theophrast von Hohenheim als Sprosse eines ritterlichen Geschlechts die ritterliche Waffe zu tragen liebte, oder daß er's in den Feldzügen, die er als Feldscher lange Jahre hindurch mitgemacht, sich an den Degen im Wehrgehenk gewöhnt hatte. Spotteten die Doktoren, die auf ihre Tracht etwas hielten, seiner wegen seines Aufzugs, so gab er ihnen den Spott doppelt und dreifach heim. Er nannte sie wohl damals schon, wie später in streitbaren Schriften, „gehürnte akademische Bacchanten, gemalte Ärzte, so sie nicht gemalt gingen pro forma wie ein Butzi in der Fastnacht, wer wollte sie für Ärzte erkennen“, hieß sie „Cornuten, die nichts können und wissen, wie ein guter Pater, der nichts baß kann, denn die Kappen tragen und sein Glori“ [65]). „Der Arzt soll sein Talar tragen mit Knöpfen, seinen roten Jugel und eitel Rot. — Warum Rot? gefallt den

Bauern wohl, und das Haar fein gestrelt und rotes Barett drauff, Ring an den Fingern, Türkis, Smaragd, Saphir darin, wo nicht jedoch Glasisches auf das wenigste, so mag der Kranke einen Glauben in dich haben. O du mein Lieber, o du mein Herr Doktor! Ist das Physica? ist jus jurandum Hippocratis? ist das Chirurgie, ist das Kunst, ist das der Grund? O du Katzensilber!"[66]) „Der Erfahrenheit soll der Arzt voll sein, und nit mit roten Röcken und Spenglwerk umhängt"[67]). „Das Gesundmachen gibt einen Arzt und die Werk machen Meister und Doktor, nicht Kaiser, nicht Papst, nicht Fakultät, nicht Privilegia noch keine Hohe Schul"[68]). „Der Name ohne Werke ist tot; es müssen allwege zwei Stück bei einander sein, Doktor sein und doktorisch Werk dazu, Arzt und Arzney, Meister und Meisterschaft"[69]).

Daß Hohenheim an manchem Krankenbett diese Meisterschaft bewährte, selbst in verzweifelten Fällen Heilung erzielte, wo ihre Kunst versagte[70]), das machte ihn den anderen Ärzten in Basel zum unbequemen Kollegen. Sie hatten ein Mittel in der Hand, das ihnen formell das Recht zu geben schien, Hohenheim die Ausübung der ärztlichen Praxis zu untersagen. Im Freiheitsbrief der Universität war u. a. die Bestimmung niedergelegt, daß niemand ohne Approbation der medizinischen Fakultät die ärztliche Praxis in Basel ausüben durfte. Zuwiderhandlungen waren mit dreißig Gulden Strafe bedroht. Zu der „Fakultät der Arznei", welcher solche Befugnis eingeräumt war, gehörten nicht nur die akademischen Dozenten der Medizin, sondern „alles, was sich in Basel mit der Arzneikunde befaßte"[71]), alle ausübenden Ärzte. Die Fakultät stellte nun an Hohenheim das Ansinnen, daß auch er sich dieser Bestimmung fügen solle, nach welcher ein zugezogener Arzt spätestens nach zwei Monaten die Approbation nachsuchen solle, um dann erst, „bewert von der facultet der artznye vnd zugelassen worden von den Meistern derselben facultet", mit ihrer Ermächtigung die ärztliche Praxis auszuüben.

Das konnte und wollte Hohenheim sich nicht gefallen lassen. Hatte er im Entwurf einer Beschwerdeschrift wegen der Hinderung seiner akademischen Lehrtätigkeit den Rat der Stadt in Anspruch nehmen wollen, so schien ihm nun der Versuch der Fakultät, ihm

die Ausübung der ärztlichen Praxis zu untersagen, noch mehr ein Grund zu sein, sich beschwerdeführend an seine „strengen, frommen, vesten, fürsichtigen, ehrsamen, weisen, gnädigen und günstigen Herren" zu wenden, umsomehr, als man „in Klöstern und auf den Gassen" ihn verlästerte. So stellte er denn in seiner Eingabe [72]) das ehrerbietige, aber in sehr bestimmte Worte gefaßte Ersuchen, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Sie haben ihn an diesen Posten gestellt, so sollen sie ihm auch die Möglichkeit geben, sein Amt zu verwalten. Es werde ihm doch von ihnen nicht mehr zugesagt worden sein, als geleistet werden könnte. Wenn die anderen Ärzte ihm erst die Befähigung zuerkennen müßten, so habe man ihm von solcher Gewalt der Fakultät nichts gesagt und er sei dadurch „verführt" worden, seine Stellung bei Fürsten und Städten zu verlassen. „So sei es nun seine unterdienstlich Bitt, ihm seines Standes Freiheit anzuzeigen und denen, so dawider reden, ihr Zugehören auch zu eröffnen." Zugleich ergriff Hohenheim die Gelegenheit, von der Verteidigung seines guten Rechts zum Angriff überzugehen. Er besprach in seiner Eingabe die üblen Zustände des A p o t h e k e n w e s e n s. Offenbar hatten die Apotheker, die sich von ihm geschädigt sahen, an der geheimen Hetze gegen den Neuerer sich stark beteiligt. Die alten langen Rezepte der galenisch-arabistischen Ärzte, bei denen die Apotheker ein schönes Stück Geld verdienten, ersetzte Hohenheim durch seine neuen einfachen, aber wirksamen Mittel, die er vielfach selbst in seinem Laboratorium darstellte. Statt der Kräutersuppen, der unwirksamen, oft ekelhaften Abkochungen führte er kräftige Extrakte aus Pflanzen ein, so die Destillate der Nießwurz und aus Mohnsaft, die Opiate [73]), zu denen wohl auch sein vielgebrauchtes Laudanum gehörte, von dem Hohenheim einmal schreibt: „Ich hab ein Arcanum, heiß ich Laudanum, ist über das alles, wo es zum Tode reichen will" [74]). Statt der Mixta composita gab er die neuen metallischen Mittel, Quecksilberlösungen, Goldlösungen, Spießglanzarzneien, Arsenik u. a. Die Apotheker konnten die meisten dieser Mittel noch gar nicht bereiten. Sodann fand er ihre Materialien vielfach verdorben, ihre Preise unverhältnismäßig hoch. Als Stadtarzt hatte er die Aufsicht über das Apothekenwesen; da blieben diese und andere Übelstände seinem scharfen

Auge nicht verborgen. Auch hinter den Unfug war er gekommen, der ihm, dem gewissenhaften treuen Arzte, als ein besonders schlimmer erschien, „daß die Apotheker heimlich Pakt und Geding mit etlichen Doktoren und Ärzten haben“ [75]). Das alles stellte er dem Rat in seiner Eingabe dar, mit wertvollen Vorschlägen für die Beaufsichtigung des Apothekenwesens, mit der Forderung schärferer Kontrolle, der Begutachtung bedenklicher Rezepte durch den Stadtarzt, der Einführung einer Prüfung für die Apotheker, denen Leib und Leben der Kranken in die Hand gegeben sei, einer bestimmten Arzneitaxe, um der Ausbeutung der Leute durch allzu teure Rechnungen einen Riegel vorzuschieben. Auch aus dem allem spricht die Stimme des Reformators, auch das alles sind Zeugnisse seiner gewissenhaften Sorge für die Kranken, seiner hohen Auffassung des ärztlichen Berufs.

Die Eingabe hatte Erfolg. Der Rat sprach ein Machtwort. Hohenheim hatte den Sieg über die Gegner davongetragen. Er konnte aufs neue seine Vorlesungen beginnen, die bis ins Sommersemester hinein ausgesetzt waren. Am 5. Juni 1527 schrieb er eine Einladung zu seinen Vorlesungen, welche er gedruckt ausgehen ließ. Sie war auch am schwarzen Brett der Universität angeschlagen [76]). Das in lateinischer Sprache abgefaßte „Programma“ [77]) trägt als Überschrift den ganzen vollen Namen und Titel: „Theophrastus Bombast ex Hohenheim Eremita Utriusque Medicinae Doctor ac Professor“ und entbietet zunächst allen Studenten der Heilkunst seinen Gruß. Es war keine gewöhnliche Ankündigung von Vorlesungen, sondern enthielt ein wirkliches Programm, eine eingehende Erklärung, in welcher er die hohen und ernsten Aufgaben der Heilwissenschaft darlegte, die ein Gottesgeschenk an die Menschen sei, und die Notwendigkeit, sie zu neuem Ansehen und zu neuem Ruhme zu führen, da nur die wenigsten unter den Doktoren sie heute in glücklicher Weise vertreten. Er wolle das unternehmen — so kündigte er an mit hohem Selbstgefühl, seines eigenen Wertes, seiner Kenntnisse und Erfahrungen, seiner Wissenschaft und Kunst wohl bewußt, — er wolle das unternehmen, nicht die Lehren der Alten wiedergebend, sondern auf Grund dessen, was die Natur ihm angezeige, was er selbst durch Erforschung der Natur gefunden

und in langer Übung und Erfahrung bewährt habe. Er stellte sich denen gegenüber, welche an den Aussprüchen eines Hippokrates, Galenus und Avicenna wie an Orakeln hängen, von denen man keinen Finger breit abweichen dürfe. Aus diesen Autoren können zwar glänzende Doktoren, aber keine Ärzte geboren werden. Nicht ein Titel, nicht Redegewandtheit, nicht Sprachkenntnis, nicht das Lesen vieler Bücher mache den Arzt, obschon das alles kein geringes Ansehen gebe, sondern die Erkenntnis der Dinge und der geheimnisvollen Kräfte. Sache des Redners sei es, gewandt zu sprechen, um andere zu überzeugen, Sache des Arztes, die Arten der Krankheiten, ihre Ursachen, ihre Symptome zu kennen und mit Einsicht und Fleiß die rechten Heilmittel anzuwenden. Das wolle er lehren, wie er's durch die größte Lehrmeisterin, die Erfahrung, und durch mühevolle Arbeit sich selbst erworben habe. Er wolle es lehren, indem er, anders als es bisher im Brauch gewesen, nicht Hippokrates oder Galen oder irgendwelche andere erkläre, sondern seine eigenen Schriften zu Grunde lege, die er über innere und äußere Medizin, „Physik und Chirurgie", verfaßt habe. Wolle einer irgend etwas prüfen, so werden Erfahrung und Vernunft an Stelle alter Autoren für ihn sprechen. Wer von ihm diese neue Bahnen sich führen lassen wolle, der komme nach Basel. „Urteilen mag nur, wer Theophrastus gehört hat" — so schloß er sein Programma — „Gott befohlen und laßt euch diesen unseren Versuch, die Heilkunst wieder aufzubringen, wohl angelegen sein!"[77])

Eine unerhört kühne, stolze Sprache! Ein Mann stellt sich da mit seiner Kraft, mit seinem Wissen und Können der seit Jahrhunderten, seit mehr als einem Jahrtausend hochgehaltenen Lehre gegenüber und kündigt der hergebrachten Lehrart frischen, fröhlichen Krieg an. Die Fahne war nun entrollt, um welche der Führer im Streit Mitstreiter gegen die verknöcherte Wissenschaft des Mittelalters scharen wollte. Der Schlachtruf war nun in die Welt geworfen: Hie Theophrastus Paracelsus! Hie Galenus und Avicenna!

Theophrast von Hohenheim begann wieder seine Vorlesungen, die er für zwei Stunden täglich angekündigt hatte. Der Hörsaal im Universitätsgebäude am „Rheinsprung", dem später sogenannten

„unteren Kollegium“, füllte sich wieder mit einer großen Schar von Zuhörern, jungen Studenten und gereiften Männern. Kaum vierzehn Tage später war St. Johannistag. Nach altem Brauch loderten die Feuerzeichen; wie es aus gleichzeitigen Chronikangaben hervorgeht, brannte auch vor der Universität ein Holzstoß, vermutlich von den Studenten entzündet. Hohenheim kam des Wegs, mit ihm eine Schar Studenten. Er hatte Avicennas Lehrbuch, Canon Medicinae, bei sich. Vor den lodernden Holzstoß tretend schleuderte er das Buch in die Flammen. „In St. Johannisfeuer, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gehe!“ [78])

So erklärt sich am einfachsten der Hergang, über dessen wahrscheinlichen Zeitpunkt eben dies eigene Wort Hohenheims eine Andeutung gibt, die kaum anders erklärt werden kann. Seine Absicht dabei ist unzweideutig, auch wenn er sich nicht selbst wiederholt über sein Vorgehen geäußert hätte. Es war eine symbolische Verwerfung der herrschenden medizinischen Wissenschaft. „Schauet mir zu, wie ich mit fahr, und gehet mit mir, so werdet ihr Ehre einlegen und werdet euch anderst fassen und selbst in das Feuer werfen. Daß ihr mir's doch so groß verarget, darum, daß ich den Küchen-Auctorem dermaßen verbrannt habe! So er in die Küchen gehört, so gehört er auch in das Feuer,“ so schrieb er später mit verachtungsvollem Spott [79]). „Was ich von euch habe, hat das Feuer hinweg und ist dahin; was ich lehre, das wird kein Feuer fressen,“ sagt er ein andermal in hohem Selbstbewußtsein [80]).

War's ein augenblicklicher Einfall, Avicennas Buch ins Feuer zu werfen? Dachte Hohenheim an Luthers symbolische Tat vor dem Elstertor in Wittenberg, da dieser mit des Papstes Bannbulle die päpstlichen Rechtsbücher verbrannte zum Zeichen, „daß er sich von ganzem Herzen von dem ärgerlichen Regiment des Papstes losgesagt“? So soll die Herrschaft derer ein Ende haben, die bisher mit ihren Satzungen die Heilkunst zum Schaden der kranken Menschheit im Bann gehalten haben.

„Lutherus medicorum,“ nannten ihn seine Gegner zum Spott.

„Ihr heißt mich Lutherus medicorum,“ erwiderte Hohenheim, „mit der Auslegung, ich sei Haeresiarcha. Dem Luther sind am aller mehristen Schälk und Buben feind“ [81]).

3. Meister und Schüler

Mit großem Eifer widmete sich Hohenheim seinem Lehramt an der Hohen Schule. Er nahm die Nacht zu Hilfe, wenn der Tag nicht reichte, die Ergebnisse seiner Forschungen für seine Schüler zu bearbeiten [82]). Fast über alle Teile der Heilkunst verbreiteten sich seine Vorträge [83]). Die verlorene Zeit suchte er möglichst hereinzubringen. Es war damals in Basel Herkommen, daß in den Hundstagen, das ist vom 17. Juli bis 21. August, keine Vorlesungen gehalten wurden. Hohenheim setzte seinen Unterricht fort, die fünf verlorenen Wochen vom Semesteranfang (1. Mai) bis zur günstigen Entscheidung seiner Sache nachzuholen [84]). Ihm lag daran, seine Schüler gründlich zu unterrichten; es war ihm Gewissenssache, „ihnen alles deß, so ihm Gott durch seine Gnad verliehen, zu gut armer Kranker nichts zu verhalten" [85]), und er setzte es sich zur Aufgabe, sie so wie die jungen Küchlein zu behandeln, bis sie „gewachsene Flügel" erlangt haben werden [86]). Dazu genügte es ihm nicht, in Vorträgen sich um die Heranbildung seiner Schüler zu bemühen. Die reiferen unter ihnen nahm er mit ans Krankenbett. „Zu den Leuten gehen" hielt er für den angehenden Arzt für wichtiger als anatomische Studien, auf die er auffallend wenig hielt [87]). Auch Ausflüge in die Umgegend von Basel unternahm er mit seinen Schülern, damit sie die Arzneikräuter nicht nur aus dem „Maynzer lateinischen Herbario" mit seinen 150 Holzschnitten kennen lernten, oder aus dem „Gart der Gesundheit oder Hortus Sanitatis", in welchem Johann Cuba 369 Pflanzen abgebildet hatte, oder aus dem, was Hieronymus Brunschwygk in seiner „Kunst der Destillierung" an 238 Kräutern geleistet hat, auch nicht aus des Macer Floridus Lehrgedicht, über das er übrigens ein Kolleg las, „über dies gemischt Ding, in dem Guts und Böses, Wahres und Unwahres" untereinander ist [88]). Das alles zusammen war bisher die höchste Weisheit, welche Ärzten in der Arzneipflanzenkunde geboten war. Hohenheim führte sie hinaus in die Natur, „wo Gott selbst die Mittel hingelegt hat", hinaus „in die Apotheke, draußen in der Natur, die nicht mit mehr als mit einem Dach bedeckt ist, ... also, daß alle Wiesen und Matten, all Berg und Bühel

Apotheken sind, und dieselbigen Apotheken stellet und gibt uns die Natur, von deren sollen wir die unseren füllen“ [89]). Da lehrte er seine Schüler die Namen der gefundenen Kräuter und besprach die Heilkraft, welche in Blüte, Blatt oder Wurzel des Kräutleins stecke, und wie die heilenden Kräfte wirksam ausgezogen werden. Selbstverständlich, daß er, der vom Arzt verlangte, er müsse ein Alchimist sein, der die „Alchimey“ unter „die Säulen der Arzney“ rechnete [90]), seinen Schülern zu chemischen Versuchen Anleitung gab. Denn: „wo hierin der Arzt nicht bei dem höchsten und größten geflissen und erfahren ist, so ist es alles umsonst, was sein Kunst ist“ [91]). So führte der Meister seine Schüler in die „Experientz“, in allem sich der Fassungskraft der Schüler anpassend, „nachdem um dieselbige Zeit die Auditores waren. Anderst und anderst wär gelesen worden, so ich ander und ander Auditores gehabt hätt“ [92]); immer wieder darauf hinweisend, „was großer Zeit Verzehrung es sei, die großen Schwaderlappen der alten Scribenten zu lesen“ [93]) und wie sie „nicht ihm zu Dienst lernen, sondern ihnen und den Kranken und Gott zu Lob“ [94]). Das vergaß er ja nicht, sie auch zu treuen, gewissenhaften, frommen Ärzten zu erziehen; es war ihm so wichtig, wie das andere, sie durch seinen Unterricht zu recht erfahrenen und geschickten Ärzten zu machen. „Also will ich's, daß ihr lernet: so dem Nächsten seine Not anfällt, daß ihr ihm wisset zu helfen, nicht die Nasen verstopfet als die Schreiber thun, die Priester und Leviten; bei denselben ist nichts zu suchen, aber bei den Samaritanen, das ist bei den Erfahrenen der Natur, da liegt das Wissen und die Hilf. Darauf merket, daß nichts ist, da größere Liebe von Herzen gesucht wird, denn in dem Arzt“ [95]).

In der Fürsorge für manche Schüler ging Hohenheim so weit, daß er sie als Hausgenossen bei sich aufnahm und unentgeltlich ihnen Speise und Trank reichte [96]). Sie dienten ihm dafür als Gehilfen [97]), als Amanuenses, als Famuli, und wenn sie etwas gelernt hatten, als Assistenten. Insbesondere hatten sie auch als Schreiber ihm Dienste zu leisten. Hohenheim pflegte nämlich seine Schriften zu diktieren. Es war oft keine kleine Aufgabe für seine Schreiber, denn die Worte sprudelten ihm gar manches Mal so rasch von den Lippen, daß der Schreiber mit der Feder kaum folgen

konnte. Man habe oft den Eindruck gehabt, so sagte einer seiner Amanuenses, daß Dämonen ihm das eingegeben haben, was ihm von den Lippen kam [98]). Hingenommen von dem Gegenstand, den er aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Beobachtungen behandelte, wurde er oft nicht gewahr, daß längst die Mitternachtsstunde vorübergegangen, und immer noch wandelte er in der Stube auf und ab und Satz um Satz entströmte seinem schaffenden Geiste. Oft kam es auch vor, daß Hohenheim seinen Famulus mitten in der Nacht weckte und diesem das, was er in seinem Geist bewegte, diktierte. Aus der Zahl dieser Famuli zog er sich auch seine besonderen Schüler heran [99]), die bei seinen chemischen Versuchen im Laboratorium nicht nur Handlangerdienste leisten mußten, sondern mit dem Meister experimentieren und beobachten durften.

Wie Hohenheim in seiner Gutmütigkeit, ehe er sich's gedacht, rasch zu einem Hausgenossen kam, erzählt uns einer derselben [100]). „Sein lieber Präceptor, Doktor Theophrastus," traf den Studiosus Frantz bei dessen Landsmann, der damals Kantor in Basel gewesen. Der lag an schwerem Fieber lange krank und ließ auch Doktor Theophrastus rufen. Der sah den Studenten.

„Waser Nation bist du?" fragte der Professor den Studiosen.

„Ich bin ein Meißner," entgegnete dieser, „ich hab' mich zu Heidelberg im Studio verzehrt" (d. h. er hat sein Geld aufgebraucht). „Wollte gern diesen Winter einem Bürger die Kinder lehren, damit ich diesen Winter Unterhalt haben möchte."

„So du nicht weiter könntest," sagte darauf Theophrastus, „ich wollte dich zu mir nehmen und dir Unterhalt geben."

Froh und dankbar nahm der Student das freundliche Anerbieten des Professors an, ging mit ihm und fand wie die anderen freien Tisch und Wohnung im Hause des Theophrastus von Hohenheim. Dem kranken Kantor, seinem Landsmann, durfte der junge Meißner nebenher noch seine Stelle besorgen. Nach vielen Jahren noch denkt er dankbar an „seinen lieben Präceptor, Theophrastus Paracelsus seliger Gedächtnus". Bei Theophrastus hatte er als Schreiber Dienste zu leisten.

Es waren freilich allerlei Leute unter denen, welche Hohenheim als Schüler in seine nähere Umgebung zog [101]), und nicht alle

waren so dankbar wie der Studiosus Frantz aus Meißen; allerlei Leute, die sich in seine Nähe drängten in der Meinung, in kurzer Zeit eine Reihe von Geheimmitteln zu erfahren, mit welchen sie nachher gewinnbringende Kuren machen zu können hofften. „Solcher Schälk," schreibt Hohenheim, „hat mir Basel, als ich Ordinarius der Hohenschul gewesen, auch andere Ort, viel geben, die, nachdem sie genug gesehen hatten, nit allein wider mich stunden, sondern verlugen und verrieten, wie ihr Art war" [102]). Sein Gehilfe Johannes Oporinus war noch lange nicht der schlimmste.

Ein eigentümlicher Mensch, dieser Johannes Herbst, genannt Oporinus, eine Gestalt, wie sie damals auf mancher Universität in einigen Exemplaren zu finden sein mochte. Kaum zwanzigjährig, verheiratete sich der blutjunge Student mit einer älteren Frau, der Witwe eines Freundes, die ihm durch ihre Zanksucht das Leben sauer machte. Ihr Geld bot ihm die Mittel zum Studieren. Er war schon verheiratet, als er 1527 bei Hohenheim als Famulus in den Dienst trat, nach der Sitte der Zeit, in welcher sich die Professoren wissensdurstige Leute als Diener hielten, die nicht nur unentgeltlich, sondern auch besonders gründlich lernen konnten. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher Hohenheim ihn „seinen getreuen Oporinus" nannte, „den er insonderheit in allem Vertrauen gebrauchet" [103]).

Johann Oporinus war ein nicht unbegabter Mann, der später als gelehrter Buchdrucker sich noch einen Namen gemacht hat; aber er war ein zweifelhafter Charakter. Obwohl er, wie er selbst sagt, fast zwei Jahre lang vertraut mit Hohenheim zusammen gelebt hatte [104]), ging er später unter die Verleumder seines Meisters, dessen Bedeutung er übrigens nach seinem eigenen Geständnis aus späterer Zeit gar nicht verstanden hat. Hohenheim hat sich wegen der Leichtgläubigkeit und Neugierde seines Famulus wiederholt einen derben Scherz mit diesem erlaubt, welchen dann Oporinus zum Ergötzen seines Meisters für baren Ernst nahm [105]). Er entnahm daraus später die Berechtigung, Hohenheim als einen Schwindler zu verdächtigen. Auch anderes im Wesen und in der Lebensart Hohenheims hat er in malitiöser Weise verwertet. In seinem Alter hatte er's, so bezeugt sein Freund Michael Toxites, übel bereut, über

seinen ehemaligen Lehrer Nachteiliges geschrieben zu haben [106]). Zu spät; denn an den veröffentlichten Brief Oporins haben sich alle Gegner und Verleumder Hohenheims angeklammert. Oporin hat einige Zeit nachher, nachdem er in Basel mit Hohenheim zusammen war, die Medizin aufgegeben; er fand sich in der Erwartung, mit einigen leicht erworbenen Geheimmitteln sein Glück zu machen, getäuscht. Er wollte auch gemerkt haben, daß es bei diesem nicht mit rechten Dingen zugehe; Hohenheim stehe mit dem Teufel im Bunde. Möglich, daß der Famulus einigemal in Ängste geriet, denn es sei wiederholt vorgekommen, daß Hohenheim Nachts nach einem starken Trunke in großer Aufregung nach Hause gekommen sei und mit seinem langen Schwert in der Stube herumgefuchtelt habe, als ob er mit Geistern in der Luft kämpfte [107]). Kurzum, Oporinus hat später den Dienst bei Hohenheim und damit zugleich das medizinische Studium verlassen.

Andere Schüler machten sich bälder davon, nachdem sie einige gute Kuren gesehen und die Rezepte, welche durch ihre Hand gingen, heimlich abgeschrieben hatten [108]). Sie spielten sich als große Heilkünstler auf, mißbrauchten den Namen ihres Lehrers und schädigten dessen Ruf dadurch, daß sie in unverstandener Weise die von Hohenheim eingeführten Heilmittel anwandten, ohne den einzelnen Krankheitsfall genau beobachtet zu haben oder beurteilen zu können. Es sind dieselben üblen Erfahrungen mit Schülern, die er schon auf seinen Reisen gemacht hatte, wo sich bei längerem Verweilen Schüler an ihn anschlossen, üble Erfahrungen, die sich in Basel [109]) und später wiederholten. Hohenheim konnte nicht scharf genug reden über die Schüler, die nicht fortstudieren wollen bis zur Meisterschaft, die da fliegen wollen, ehe ihnen die Flügel gewachsen sind [110]), über die falschen Gesellen, welche die abgelernten Künste ohne Verstand gebrauchen [111]), „alle Rösser mit Einem Sattel reiten, dadurch sie oft mehr schädigen als nützen“ [112]). Was er selbst „mit Sorgen gegen Kranke gebrauchte, das trugen die Schüler, eh die Pfann erkältet war, mit leichten Flügeln davon“ [113]), trotz der Warnungen des gewissenhaften Lehrers, „nit zu viel Glauben in die Recepte zu setzen, denn wo nit Erfahrung bei den Künsten ist, am selben Ort sind sie ganz tot“ [114]), „ohne Erfahrenheit und geübte Praktik

sich nichts zu unterstehen" [115]). So sei mancher „zu frühe aus der Schule gekommen, wie ein Dieb, der sich frühe aus dem Hause stiehlt, ehe daß man aufsteht, und habe die Kundschaft seines redlichen Abzugs nicht erwartet" [116]). Solcher Art waren auch die Erfahrungen „mit den Auditoribus, so er zu Basel verlassen" [117]). Mancher war „ein treuer Schüler, wie Judas ein Zwölfbott war", sagt er einmal mit herbem Spott [118]).

4. Triumph der Gegner

Hatte der Rat der Stadt auf Hohenheims Beschwerde hin ihm die Möglichkeit verschafft, seine Vorlesungen zu halten und die ärztliche Praxis auszuüben, so durfte er doch weder das eine noch das andere unangefochten tun. Im Gegenteil, die Gegnerschaft, die sich gegen seine Wirksamkeit als Arzt und akademischen Lehrer erhob, äußerte sich schärfer und derber als zuvor. In Niederschriften Hohenheims, aus der Zeit unmittelbar nach dem Basler Aufenthalt [119]), in der tiefgehenden Nachwirkung des dort Erlebten zu Papier gebracht, finden wir die Andeutungen der Liebenswürdigkeiten, welche die Gegner ausgetauscht haben, nachdem Hohenheim vorher zunächst zwar sachlich scharfe Angriffe gegen die galenisch-arabische Medizin gerichtet, aber doch, wie er selbst von sich bezeugt, persönlichen Lästerns und „Schändens" sich enthalten hatte [120]). Auf die Dauer vermochte er es auch nicht über sich, sich zurückzuhalten. Man redete gar zu despektierlich von ihm. Daß sie ihn zum Spott „Lutherus medicorum" nannten [121]), deutet ebenso wie der Umstand, daß man in Klöstern über ihn schalt [122]), darauf hin, daß seine Gegner besonders auch im Lager der Altgläubigen zu finden waren, der „Antilutherani", wie man sie auch in Basel hieß [123]). Zu diesen gehörte ja auch sein Amtsgenosse an der Hochschule, der Professor der Medizin Oswald Bär. Hohenheim wurde offenbar seinem ganzen freien Standpunkt nach, gewiß auch wegen Ökolampads Anteil an seiner Berufung zu den Neuerern gerechnet; er hatte auch für Luthers Werk damals Sympathie, — „die Rotte, die dem Luther feind ist, ist mir auch gehaß," schreibt er,[124]) — wenn auch kein Verständnis für seine Größe [125]). Er hielt sich

aber, ähnlich wie Erasmus und Bonifatius Amerbach in Basel und andere Humanisten getan haben, selbständig über den Religionsparteien der Universitätsstadt. „Ich werde den Luther sein Ding lassen verantworten und ich werd das mein auch eben machen“ [126]. Das war damals sein Standpunkt. Nun sah er denselben Haß, der sich im Lager der Altgläubigen gegen Luther äußerte, gegen sich aufflammen. Wenn sie ihn Lutherus medicorum nannten, so fragte er: „Warum thut ihr das? Darumb, daß ihr erhoffet, Luther werd verbrennt und Theophrastus soll auch verbrennt werden“ [127]. „Wie ihr auf euren Seiten ihnen meinet (dem Luther und seinen Anhängern), also meinet ihr mich auch: das ist, dem Feuer zu, du darfest auf die Laugen nicht warten“ [128].

Zu dem Urteil, er sei „ein Ketzer der Arzney“, kehrte auch der alte Vorwurf wieder, er sei „ein Vagant“, „ein Peregrinus“, „einer der wider die Ordnung der Arzney ein Doktor sei“ [129]. In immer schärfere Worte faßten sie ihr absprechendes Urteil über ihn, er sei ein Zerbrecher der Wahrheit, ein Verführer, er sei ein Narr [130], ein Nikromantist, er habe den Teufel [131], und schon flogen Schimpfworte: „ein toller Stierkopf sei er“ [132], „der Waldesel von Einsiedeln“ [133].

„Ich will euch den Teufel, den ihr sagt, in mir zu sein, heimschicken“ [134], und auch das andere, als was sie ihn „ausblerrten“ [135], gab er zurück, gewiß mündlich schon in Basel, wie bald darauf in seinen Schriften, mit scharfen Worten; er nannte die Doktoren „gehürnte Bacchanten, Gugelfritzen und probierte Esel“ [136], die Apotheker, die den Doktoren treulich bei ihren Schimpfereien halfen, Sudelköche, und ihre Elaborate „Suppenwust“ [137]. Den einen sagte er nach, „daß sie mehr begehren ihren Abgang zu beschirmen, denn zu verfechten, das den Kranken betrifft“ [138]; den anderen, daß sie die Leute betrügen mit übermäßigen Preisen, „sie geben's um einen Gulden und nähmen's um den Pfennig nicht mehr“ [139]. „Ich schreib kurze Recepte, nicht auf vierzig oder sechzig Stück, wenig und selten, leere ihnen ihre Büchsen nicht aus, schaff ihnen nicht viel Golds in die Kuchen; das ist der Handel, darum sie mich aber ausrichten“ [140]. Und darauf hielt er ihnen entgegen: „Ihr sollt euch nicht wundern lassen, daß ich so kurze Recepte setz oder mach,

denn Ursach: was mehr dazu käme, wär eine Verderbung der Arzney" [141]). „Je länger Geschrifft, je kleiner der Verstand, je länger die Recepten, je weniger Tugend" [142]). „Dient's nicht dem Kranken in Gesundheit, dient's doch dem Arzt in Seckel" [143]). So traf er beide, die miteinander wider ihn waren; denn „gleich und gleich versaumt sich nicht, es treibt's der Teufel allemal zusammen" [144]).

So hatten sich die Gegensätze immer schärfer zugespitzt. Hohenheim war in den Herbstferien nach Zürich gegangen. Die Studenten feierten ihn dort mit Begeisterung, er trank mit ihnen, der Widerwärtigkeiten in Basel vergessend, manch fröhlichen Becher; sie waren ihm „combibones optimi" geworden, „sodales suavissimi", sie liebten ihn als „ihren Theophrastus" [145]). Es muß ihm in ihrem Kreise ordentlich wohl gewesen sein.

Als er wieder nach Basel kam, war die Stimmung gegen ihn noch feindseliger geworden als zuvor. Auch Leute, welche bisher ihm freundlich gesinnt waren, wichen ihm aus. Was war geschehen? Johannes Froben, den Hohenheim ein Jahr zuvor so wunderbar kuriert hatte, war an einem Schlagfluß plötzlich gestorben. Die Gegner breiteten überall die Verdächtigung aus, Hohenheims starkwirkende Pillen hätten nachträglich die verhängnisvolle Wirkung gehabt und den Tod des hochgeachteten Mannes verschuldet [146]). Triumphierend riefen sie ihm entgegen: „Theophraste, du verdirbst die Kranken auch so gut als wir" [147]). Und doch war Froben seit Hohenheims Kur völlig genesen und schon zweimal, allerdings gegen Hohenheims Rat, nach Frankfurt auf die Messe geritten. Schandbriefe wurden Hohenheim ins Haus gelegt. Er hat das „um Friedens willen bisher unverantwortet stillschweigend hin lassen gan" [148]). Eine Schmähschrift wurde verbreitet mit dem Titel: „Laudanum sanctum", in welcher dies sein vielfach angewandtes Arzneimittel verhöhnt wurde. Er wollte darüber „billiger lachen denn greinen, ob ihrem Meinen, sie hätten das Fundament seiner Medizin groß geschmäht und geschändt und ihn gar unterdruckt" [149]).

Nun aber taten die Gegner einen Hauptstreich. An einem Sonntagmorgen war an den Türen der Domkirche, der Kirchen zu St. Martin und zu St. Peter, sowie an der neuen Burse ein

Schriftstück angeschlagen. Es war ein Schmähgedicht gegen Hohenheim mit der Überschrift: „Manes Galeni adversus Theophrastum, sed potius Cacophrastum", und mit dem Datum: „Ex inferis"[150]), ein ebenso boshaftes wie unflätiges Machwerk, das die Gemeinheit seiner Gegner für alle Zeiten dokumentiert.

Das war dem tiefbeleidigten Manne doch zu bunt. Nun war seine Ehre öffentlich angegriffen. Das forderte Genugtuung, nicht nur für die Kränkung, die ihm persönlich angetan war, sondern auch um der von ihm in gewissenhaftester Überzeugung vertretenen und von ihm für heilig gehaltenen Sache willen. Sofort griff er zur Feder und schrieb in scharfen Worten eine Eingabe an den Stadtrat unter Beifügung des Schmähgedichts, keine ehrerbietige Bitte, wie zu Anfang des Jahres, sondern eine bestimmte „Forderung und Begehr" eines strengen Einschreitens gegen die Verleumder und Schmäher. „In ohnleidlicher Tratzung und merklichem Drang," so schrieb er an die Herren des Rats, „gebühre dem Leidenden, seine Obrigkeit, die ihm guts zu thun pflichtig und schuldig sei, um Schirm, Rat und Hilfe anzurufen. Wenn er bisher um des Friedens willen derlei Schmachworte, die ihm zugelegt worden seien, stillschweigend habe hingehen lassen, so sei es ihm nicht möglich, solche nachteilige Schmach und Schandvers, wie sie jetzt öffentlich unter erdichteten Namen angeschlagen werden, zu leiden noch zu dulden. Aus dem Wortlaut der Schmachverse gehe hervor, daß der Verfasser einer aus seinen täglichen Auditoribus und Aufmerkern sei; er habe schon vorher gespürt, daß er etliche Auditores habe, die andere Doctores der Arzney wider ihn zu schreiben und zu schmähen anreizen und anstiften. Nun sei es sein endlich Forderung und Begehr, seine sämtlichen Hörer vorzuladen, um zu untersuchen und zu erfahren, wer die Schmachverse geschrieben hab, und dann mit demselbigen dermaßen, wie sich's gebührt, zu handeln." Selbst eine Drohung floß dem Tieferregten in die Feder: „Bei seinem hitzigen Gemüt könne er nicht dafür stehen, daß er etwas ungeschicktes anfienge, wenn er keinen Beistand in dieser Sache fände oder noch weiter gereizt würde. Es sei ihm unter keinen Umständen möglich, es zu leiden noch zu gedulden, wenn er hinfürder mehr getratzet sollte werden." „Solichs ich E. S. E. W.

hiemit angezeigt haben will, welchem ich mich mit undertheniglkeit gehorsamcklichen bevilch." So schloß er mit kurzen Worten seine Eingabe[151]).

Er tat sich äußerste Gewalt an, seinen Zorn nicht Meister werden zu lassen. Aber heiß kochte es in ihm. Er traute sich selber nicht, das merkt man diesen Worten an, daß er sich in seiner Leidenschaftlichkeit zu unbesonnenen Reden oder Taten nicht werde hinreißen lassen.

„Da möcht ein Turteltaub zornig werden über solch lausige Zoten" — sagt der empörte Mann, und er war keine Turteltaube. „Buben haben mir's than, sollt das ein Lamm machen, es sollt am letzten ein Wolf geben" [152]).

Manch Schelt- und Kraftwort kam nun auch über seine Lippen, wenn er unter Freunden war; und es wurde auch wohl weitergetragen, wenn er die Gegner heillose Lotterbuben nannte, die schlimmen unter seinen Schülern elende Lecker, und die Ärzte und Apotheker, die Hetzer wider ihn, mit Titeln beehrte, unter denen der Name „Dr. Gimpel" und „Sudelköche" noch höflich klangen [153]).

Seine Kunst freilich konnte ihm niemand nehmen und das Vertrauen der Kranken blieb doch wieder ihm erhalten, besonders da, wo andere Hilfe vergeblich gesucht worden war. Auch weigerte er sich nie zu kommen, auch wenn zuvor ein anderer Arzt geholt worden war. Er kam um zu helfen und „aufzurichten, was andere verderbt haben"[154]). Da lag — es war im Anfang des Jahres 1528 — ein reicher Basler Domherr, Kornelius von Lichtenfels, so schwer krank danieder, daß ihn die Ärzte für verloren hielten. Hohenheim hatte er bisher nicht zu sich rufen lassen. Der Antilutheranus wollte von dem, der den Lutheranern mindestens nahe stand, nichts wissen. Von Schmerzen gepeinigt wandte sich der fromme Domherr doch an Hohenheim, nachdem er vorher demjenigen, der ihn vom Tode retten würde, und so auch Hohenheim, hundert Gulden versprochen hatte. Hohenheim kam und gab dem Kranken drei seiner Laudanumpillen. In kurzer Frist war der Kranke genesen. Lichtenfels hielt aber sein Versprechen nicht; er schickte dem Arzt nur sechs Gulden „zur Verehrung" [155]). Theophrast von Hohenheim wollte sich nicht

damit begnügen, obwohl er sonst in humanster Weise Kranken seine Hilfe angedeihen zu lassen erbötig war. Mag sein, daß die Haltung des Domherrn, wie früher des Markgrafen Philipp unfürstliches Benehmen, Hohenheims Feinden ein „Stichblatt“ wider ihn geworden. Sie gönnten's ihm, daß er um den versprochenen „Lidlohn“ geprellt war. Wer den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht zu sorgen, und eben den Spott konnte er jetzt nicht ertragen, wo dem gereizten Manne ohnedies der Zorn überquellen wollte. Kurzum — Hohenheim verklagte den Domherrn beim städtischen Gericht auf Bezahlung des versprochenen Honorars. Die Richter aber entschieden, daß das bezahlte Honorar für die Gänge und die Arznei genügend sei.

Das war der letzte Tropfen, welcher das Gefäß des Unmuts zum Überlaufen brachte. Was Theophrast vorher selbst befürchtet hatte — er könne bei seiner heftigen Gemütsart nicht dafür stehen, daß er nicht etwas Ungeschicktes tue, wenn er weiter gereizt werde —, das geschah. Er tat etwas Ungeschicktes. „Er warff böß Karten auß“ — so sagt ein gleichzeitiger Bericht [156]). Hohenheim schrieb ein Flugblatt, in welchem er die Richter heftig angriff und seinem Zorn über die ungerechte Behandlung seiner Sache freien Lauf ließ. Die „Baßler Chronick“ deutet an, in welcher Richtung er „wider das Urteil pochte“, es seien Laien, welche die gegebene Arznei seines Erachtens also gering schätzen; auch die Zeilen einer Schedula von seiner eigenen Hand lassen in die Stimmung hineinblicken, in welcher er die „bösen Karten“ geschrieben, vielleicht auch in ihren Inhalt: „Ihr Art ist, daß sie den Arzt findtlich bescheißen. So nun einer geniest, so begehren sie ihm nüt drum zu geben, dann nit allein die Kranken, sondern auch am Gericht so urteilt man darüber, als wäre es Schuhmachen“ [157]).

Die Wirkung des Flugblatts war eine außerordentlich tiefgehende. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich gegen Hohenheim [158]). Jetzt hatten *die Gegner gewonnen Spiel*. Sie brauchten nicht erst die Richter aufzuhetzen, den Schimpf nicht auf sich sitzen zu lassen. Ein Haftbefehl wurde gegen Hohenheim erlassen. Es handelte sich um eine Anklage wegen Beleidigung der Richter. Es verlautete, man wolle ihn auf den Pilatussee verbannen [159]).

Seine Freunde warnten ihn noch zur rechten Zeit. In der Nacht verließ Theophrastus von Hohenheim die Mauern der Stadt [160]).

So hatte die verheißungsvoll begonnene, von edelster Begeisterung getragene akademische Tätigkeit ein jähes Ende gefunden. Er war wieder heimatlos und blieb es fast bis ans Ende seines Lebens.

Es liegt eine ungeheure Tragik in dem Lebensgang dieses Mannes, die echte Tragik: ein schweres Geschick bricht über einen Mann herein, nicht ohne eigenes Verschulden, aber unter allen Umständen so, daß es als unverdient schweres Geschick erscheint, dem er unterliegen mußte; und es bricht herein — und das ist erst recht das Tragische in diesem Menschenschicksal —, da er auf der Höhe seines Lebens stand, da er erreicht hatte, was er erstrebte und was ihm gebührte, da er auf einem Posten stand, von dem aus er sein Lebenswerk, die Erneuerung der Heilwissenschaft, in dem für das große Werk natürlichsten und verheißungsvollsten Wirkungskreise des akademischen Lehrers und klinischen Meisters hätte hinausführen können. Seine Schuld lag nicht nur in der Unbesonnenheit, mit der er in einer schwachen Stunde seinem Zorn, so berechtigt er war, allzufreien Lauf ließ; ein Teil der Schuld lag auch in dem stark entwickelten, hoch gesteigerten Selbstgefühl, das ihn freilich auch im Unterliegen nicht verließ und nie verließ. Aber, und das ist wieder das Tragische an seiner Schuld und seinem Geschick, er mußte so sein. Wer Bahnbrecher werden will, darf nicht bescheiden sein, kann nicht bescheiden sein. Wer ein Lehrgebäude zertrümmern will, das durch Jahrhunderte alte Tradition geheiligt erscheint, der muß ein Rufer im Streit sein, in seinem Stürmen getragen von der Kraft höchsten Selbstbewußtseins. Was ihm die unversöhnlichen Gegner schuf, was ihm sein Schicksal bereitete, das mußte er sein. Das ist das Tragische im Leben Theophrasts von Hohenheim.

IV

Wieder landfahrender Arzt und Gelehrter

1. Auf neuen Wanderfahrten

„Ich soll ein verworfen Glied sein der Hohenschulen, ein Ketzer der Fakultät und ein Verführer der Discipeln" [1]). So schrieb Theophrast von Hohenheim, nachdem er vor seinen Gegnern das Feld geräumt hatte. Was die Gegnerschaft der Ärzte der alten Schule nicht vermocht hatte, so sauer diese ihm das Dasein in Basel machten, das brachte der Spruch der Richter zu stande, deren strafrechtliches Einschreiten er durch seinen überquellenden Zorn herausgefordert hatte. „Mag sein," so schreibt er kurze Zeit, nachdem er als Flüchtling Basel verlassen hatte, an einen dortigen Freund [2]), „mag sein, daß ich vielleicht einiges zu frei gegen den Magistrat und andere ausgesprochen habe, was dann weiter, wenn ich eben das, was ich auch immer gesagt habe, als den Tatsachen entsprechend beweisen kann." Unter allen Umständen nimmt er auch jetzt noch die volle Berechtigung für sich in Anspruch, so niederträchtigen Schmähungen und so großer Mißachtung entgegengetreten zu sein. Dabei aber hat er wieder die Erfahrung gemacht: „Wahrheit trägt Haß ein." Erst den Haß der Standesgenossen, jetzt „Haß, Zorn und Mißgunst des Rats und der Richter" [3]).

„Wie tut es euch so wohl, daß euch die Juristen ein Beiständlein tun" — so sprach er sich aus in grimmem Spott [4]). Die wissenschaftliche Gegnerschaft hätte er nicht gefürchtet, ihr wäre er auch nicht gewichen. Da wollte er seinen Mann kühnlich stellen im Vollbewußtsein seines überlegenen Wissens und Könnens.

„Mich erschreckt nicht der Hauf Aristotelis noch des Ptolemaei

noch Avicennae, sondern mich erschreckt der Ungunst, der zu viel in die Weg gelegt wird, und das unzeitig Recht, Brauch, Ordnung, als sie es nennen, Jurisprudentiae" [5]). Wenn auch diese ihm das Ausharren im Streit auf dem alten Kampfplatz, in Basel, unmöglich gemacht hatte, so forderte er jenen zum Streit um die Wahrheit in der Heilwissenschaft erst recht heraus.

„Brecht herfür! was steckt in euch? Könnet ihr disputieren? Warum fahet ihr's nicht an? Die Disputatz wird euch dazu bringen, daß ihr müßt Rechnung geben um eure Kranken. . . . . Ich brauch gegen euch kein Harnisch anlegen, kein Panzer anlegen, dann ihr seid so viel nicht gelehrt noch erfahren, daß ihr mir den wenigsten Buchstaben niederlegen möchtet. Wäre Mailand so sicher vor seinen Feinden als ich sicher vor euch, es kämen weder Schweizer noch Landsknecht hinein" [6]).

Wenn auch Hohenheim im Kampf um die Wahrheit der Arzneiwissenschaft sich unbesiegt wußte, so war es ihm doch schmerzlich, daß er die Stätte einer öffentlichen Wirksamkeit hatte verlassen müssen, von welcher er sich so viel versprochen hatte. Wohl tröstete er sich mit dem Gedanken, daß „die Wahrheit keinen Feind habe, denn den Lügner" [7]), „die Weisheit keinen Feind, denn den, der sie nit versteht" [8]), „daß niemand schreit, der nicht verwundet ist, und niemand verwundet wird, der nicht empfindlich ist" [9]). Wohl konnte er sagen: „ich darf mich freuen, daß mir Schälke feind sind" [10]); „es ist besser, die Natur laß mich unbeklagt, denn der Mensch, der ihr contrarius ist; . . . . ihnen bin ich contrarius, aber der Natur familiaris" [11]). Aber „sein Basel", wie er es in einem Brief an einen Freund in Basel nannte [12]), war ihm doch trotz allen Kampfes und Streites, trotz aller Widerwärtigkeiten und Anfechtungen eine lieb gewordene Stätte, an die er mit Wehmut gedachte, als die Tore der Stadt sich hinter ihm geschlossen hatten und er wieder geworden war, was er lange Jahre aus freier Wahl gewesen — ein Landfahrer. „Rauh und räß sind die Winde, (so sich anhebt die Wahrheit,) zu vertreiben den Professoren" [13]).

Wie war es ihm als Professor ein heiliges Anliegen, daß „die Wahrheit sich anhebe", wie er sie als „der Natur familiaris" ergründete, dabei nichts anderes zu sein als „allein Interpres des

Buchs der Natur, nach Inhalt ihres Textes" [14]); „die Natur, die macht den Textum, der Arzt die Gloß über dasselbig Buch" [15]). Er sah zurück auf die Wirksamkeit des letzten Jahres, — viel mehr war ihm nicht beschieden gewesen, — dachte daran, wie er „zu Basel angefangen nicht mit kleinem Fleiß, guter Hoffnung, Frucht damit zu gewinnen" [16]), wie er „wollte geflissen sein Tag und Nacht mit Arbeiten, die Auditores rei Medicae zu unterrichten" [17]), daß sie etwas Rechtes lernen zum Besten der Kranken. Er hatte gehofft, seine Lehre werde „ohn' Gunst und Freundschaft in gleicher Wage gemessen werden" [18]). Das hatte er nicht gefunden. „Das ist ihr Höchstes wider mich, daß ich nicht aus ihren Hohen Schulen komme" [19]). Damit war das Urteil ohne eingehende ruhige Prüfung von Anfang an gesprochen, und dabei war's geblieben. „Seltsam, neu, wunderbarlich, unerhört, sagen sie, sei mein Physica, mein Metheorica, mein Theorica, mein Practica! Wie kann ich aber nit seltsam sein dem, der nie in der Sunnen gewandelt hat?" [20])

Jetzt blieb Hohenheim nichts anderes übrig, als mit der Feder den Kampf fortzusetzen, den er mit Wort und Tat in Basel geführt hatte. Es war ihm leichter, so zu kämpfen. Er habe dem Wortgefecht „mit stamleter Zunge nit folgen können; darum greife er zur Feder" [21]). Und er verfügte über eine scharfe Feder und das Wort stand ihm beim Schreiben zu Gebot, wie man's haben wollte, auch grob und derb gegen diejenigen, welche dem vertriebenen Löwen (ein gefallener war er ja nicht) den Eselstritt versetzten. Er schonte sie nicht, die „hochtragenden Eselsköpfe", die ihm nachsagten, seine Lehre sei Narrenwerk und sei nichts „und sie sind selbst Narren und Esel". „Wie übel wird's euch auf den Buckel drücken," so gab er's ihnen mit derbem Humor heim, „wenn ihr Ohren sechs Ellen lang tragen werdet, denn Johannes in Apocalypsi hat seltsamer und ungeschaffenes Tier nie gesehen, als ihr seid" [22]). Er spottete der Doktoren, die „nur lesen, abschreiben und in die Apotheken schicken können, und das soll einem Doktor genügsam sein" [23]), „die bei Apothekerschützen lernen könnten und von Henkern überkünstet werden" [24]), „die die Arzney zu einer Spelunca latronum, zur Mördergrube machen, mit ihrer Kunst, die eitel Bubenwerk, Schwätzwerk und Fantasey ist [25]), die Kirchhöfe düngen; o weh des Schreckens,

da ihnen ihre Kranken in den Kirchhof entrannen [26]); bis sie nach ihrer Methode des Menschen Anliegen erkännten, wie viel Feld und Acker müßten zu dieser Prob zu Kirchhof werden [27]). Hätten sie ihre roten Kleider nicht an, man würde ihnen keinen Hund anvertrauen" [28]). „Ihr müsset anderst dran und baß in die Händ speien, wollet ihr mich umstoßen!" [29]) Und noch mit gröberen und derberen Worten warf er um sich.

Wer wollte rechten mit dem Manne, der so große Unbill erlitten, daß ihn das bittere Gefühl, durch Unverstand und Mißgunst aus einem ihm liebgewordenen, Erfolg versprechenden Wirkungskreise verdrängt worden zu sein, manchmal über die Linie besonnener Streitrede hinausgedrängt hat. Die Zeit, in welcher er lebte, war überhaupt nicht besonders fein und zimperlich in Worten, und schon Huser führt in seiner Vorrede zu den Schriften Theophrasts von Hohenheim (1589) sonderlich die barbaries seculi zur Entschuldigung an, „darinnen er gelebt, da man wolredens nit so groß geachtet, als jetziger zeit" [30]). Manch derbes Kraftwort, das uns roh oder unanständig erscheinen will, würzte damals die gelehrten Händel. Wie ungerecht würde Luther, Hohenheims Zeitgenosse, beurteilt, wenn seine Worte alle nach dem Maßstab der Wohlanständigkeit gemessen würden, welche jetzt eine feinere Zeit dem gebildeten Manne zur Pflicht macht. So haben sich damals Hohenheim gegenüber seine Gegner manch grobes Schimpfwort erlaubt; er schlug auf den groben Klotz den groben, manchmal allerdings den gröberen Keil, „Gleiches zu Gleichem verordnet" [31]). Ja, wo es daran ging, „einander den Pelz zu wäschen", da will er „weder der roten Hütlein noch der großen Namen schonen". „Das Maß, so ihr ausgegeben habt, müßt ihr vom Theophrasto hundertfältig empfahen" [32]). „Und ob ihr mich hitzig in meinem Schreiben wollet urteilen, so wollet betrachten, daß der Handel an ihm selbs mit Tugend oder Süßigkeit nicht mag angegriffen werden, denn er ist an ihm selbs nicht ehrlicher oder besser" [33]). Wem seine Rede zu derb vorkomme, der möge „mit gleichem Urteil, mit gleicher Wag die Ding ermessen und bedenken, daß bei seinen Gegnern auch nicht alles aus reinem Herzen gehe, sondern aus Unflat, aus dem ihr Mund überläuft" [34]). Soll er sich aber über seiner wunderlichen und zornigen Weis' ver-

antworten, so will er das gesagt haben: „Von der Natur bin ich nicht subtil gespunnen, ist auch nicht meines Lands Art. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Waizenbrot, aber mit Käß, Milch und Haberbrot: es kann nicht subtil Gesellen machen. Zu dem, daß einem alle sein Tag anhängt, das er in der Jugend empfangen hat; dieselbig ist nur fast grob geseyn gegen subtilen, superfeinen. . . . Darum so muß der Grob grob zu sein geurteilt werden, ob derselbig sich selbst schon gar subtil und holdselig zu sein vermeint" [35]). Immerhin hat Theophrast von Hohenheim Zeilen geschrieben, die er selbst nicht mehr für subtil hat gelten lassen wollen. Sie gehen zum Teil über das Mittelmaß der damals üblichen Derbheit hinaus [36]).

Die erste briefliche Äußerung ließ Hohenheim von Colmar aus nach Basel gelangen. Am 28. Februar 1528 — und damit haben wir wieder eine urkundliche Zeitbestimmung für die unmittelbar vorausgegangenen Ereignisse in Basel — schrieb er an seinen Freund, den Professor der Jurisprudenz Bonifatius Amerbach [37]). Daß Hohenheim in so vertrautem Tone an diesen Mann schrieb, der, ein intimer Freund des Erasmus, unter den Gelehrten Basels eine hervorragende Stelle einnahm, läßt einen Rückschluß darauf zu, daß Hohenheim selbst im Kreise der Humanisten verkehrte und trotz den Anforderungen, welche seine Spezialwissenschaft an ihn stellte, für ihre wissenschaftliche Arbeit Interesse hatte. Von Bonifatius Amerbach hatte er noch Bücher [38]) in seiner Basler Wohnung, die er ihm mit Dank zustellen läßt; des Basilius Amerbach, des älteren der beiden gelehrten Brüder, gedenkt er besonders freundschaftlich [39]). Wir sehen, Hohenheim ist durchaus nicht der einseitige, der ungebildete, als den ihn spätere Gegner darzustellen beliebten.

Nach Colmar also hatte sich Hohenheim zunächst gewandt. Nicht in eiliger Flucht. Nachdem er Basel im Rücken hatte, focht ihn der Haftbefehl der Richter nicht mehr an.

Alsbald nahm ihn auch wieder die Natur mit ihren merkwürdigen Erscheinungen in Beschlag. Sein Weg nach Colmar führte ihn über das elsässische Städtchen Ensisheim, das seit dem Jahr 1492 eine Berühmtheit besonders für Naturforscher erlangt hatte.

Am 7. November jenes Jahres war nämlich ein mächtiger Meteorstein „aus einer feurigen Wolke unter gewaltigem Donnerklapff" zur Erde gefallen, einer der größten unter den bekannten Meteorsteinen. Er ist heute noch auf dem Rathaus zu Ensisheim zu sehen. Damals hing er im Chor der Kirche. Dort stand Hohenheim und las:

„Tausend vierhundert neunzig und zwey
Hört man allhie ein groß Geschrey,
Daß zunächst draußen vor der Stadt
Im siebenten des Wintermonat
Ein großer Stein bei hellem Tag
Gefallen mit einem Donnerschlag,
An dem Gewicht dritthalb Centner schwer,
Von Eisenfarb, bracht man ihn her
Mit stattlicher Procession;
Sehr viel schlug man mit Gewalt davon."

Aufmerksam prüfte Hohenheim den Meteorstein, den die anderen mit abergläubischer Scheu betrachteten, und mit dem genialen Blick des Naturforschers, der vieles sah, was andere nicht sahen, erkannte er als der erste unter den Gelehrten die Beschaffenheit dieser aus dem Weltraum auf die Erde geschleuderten Sprengstücke: Stein und Eisen [40]).

In wenigen Stunden war von Ensisheim über Rufach Colmar erreicht. Dort in Rufach scheint Hohenheim entweder damals schon oder wahrscheinlicher vom nahen Colmar aus nähere Beziehungen zu einem gesinnungsverwandten Doktor Valentin Boltz [41]) angeknüpft zu haben, dem er später einige theologische Sermones (Sermones V in incantatores, maleficos, Anabaptistas) dedizierte. In Colmar fand er im Hause eines Berufsgenossen gastlichen Willkomm, freundlichen Verkehr, bei der Bürgerschaft achtungsvolle Aufnahme, mit all dem „das, was er nach dem Sturm gesucht hatte, Sicherheit und leidlich ruhige Tage" [42]).

Der Berufsgenosse, der dem Flüchtling so freundlich die Hand bot, war der gelehrte Arzt Lorenz Fries. Seinem wissenschaftlichen Standpunkt nach war er ein überzeugter Galeniker, aber seiner Gesinnung nach edel genug, um dem von den einen gerühmten, von den anderen verlästerten Gegner der alten Medizin freundlich entgegenzukommen [43]). Die Gegnerschaft scheint damals völlig in den

Hintergrund gedrängt gewesen zu sein durch die Gemeinsamkeit der Bestrebungen auf anderem Gebiete. Auch Fries hatte angefangen, ärztliche Belehrung in deutscher Sprache unter das Volk zu bringen. Eben damals schrieb er an einer Verteidigungsschrift gegen gehässige Angriffe, welchen er wegen dieses seines Vorgehens ausgesetzt war. So hatte Fries ähnliche Erfahrungen gemacht, wie sie Hohenheim hinter sich hatte, und wie sein Gast konnte auch Fries von sich sagen, „er sei von den gelehrten Ärzten sehr gehaßt und verfolgt, weil er den Inhalt seiner Kunst teutscher Zunge eröffnet habe". Zur Ehre dieses zweiten Vorkämpfers deutscher Sprache unter den Ärzten mögen hier die schönen Worte stehen, die Lorenz Fries in seinem „Spiegel der Artzney" 1532 von unserer deutschen Sprache schrieb: „Es bedunkt mich Teutsche zung nit minder würdig, daß alle Ding darinn beschriben werden, dann Griechisch, Hebreisch, Latinisch, Italianisch, Hispanisch, Frantzösisch, in welchen mann doch gar bey alle Ding vertolmetscht findet. Solt vnser sprach minder sein? neyn, ja wol vil meer, vrsach, das sy ein vrsprüngliche sprach ist, nit zusamen gebetlet, von Griechisch, Lateinisch, den Hunen vnn Gothen als Frantzösisch, auch meer reguliert" [44]).

Der Ruf eines glücklichen Arztes, der auch nach Colmar gedrungen war, verschaffte Hohenheim eine ausgedehnte Tätigkeit als Arzt, nicht nur in Colmar, sondern hin und her im Elsaß. Seine Wirksamkeit vor der Basler Zeit war wohl noch unvergessen. So hielt ihn hier „eine Menge von Kranken", die seine ärztliche Hilfe suchten [45]). Wurde er doch „wie ein neuer Äskulap verehrt" [46]). In Colmar selbst hat sich Hohenheim mindestens bis in den Juli 1528 aufgehalten. Er hat dort an den angesehensten Männern der Stadt, „dem obersten Meister der Statt", Hieronymus Boner, und dem „Stettmeister", Konrad Wickram, zwei ihm gewogene Männer gefunden. Beiden hat er Schriften gewidmet, die er in der ruhigeren Zeit, wie sie ihm hier beschieden war, vollendet hat [47]). Die beiden genannten Stadthäupter standen übrigens in der reformatorischen Bewegung auf Seite der Altgläubigen und sie haben das eben in diesem Jahr 1528 durch eine Abmachung mit dem Bischof von Basel betätigt, nach welcher die Stadt Colmar den römischen Priestern Schutz und Schirm zu gewähren versprach [48]). Eine An-

deutung für den über den religiösen Parteien stehenden unbefangenen Standpunkt Hohenheims.

Gewiß wäre es Hohenheim ein leichtes gewesen, sich irgendwo als Arzt seßhaft zu machen. Doch war er eine zu unruhige Natur, als daß er sich irgendwo hätte binden wollen [49]. Sonst hätte er das bequemere Leben eines seßhaften, vielbegehrten Arztes nicht vertauscht gegen das oft mühselige, oft armselige Leben des fahrenden Arztes und Gelehrten; denn mit Zeiten des Überflusses, in welchem er mit seinen Geldmitteln nicht kargte und gutmütig mit vollen Händen ausgab, was ihm seine Kunst erbrachte [50], wechselten auch Zeiten des Mangels, den er mit Gleichmut zu überwinden verstand [51].

So lange er im Elsaß wanderte, war sein Famulus Johann Oporinus bei ihm [52]. Zuerst hatte er unter dessen Obhut in Basel seine Habseligkeiten zurückgelassen, die bescheidene Einrichtung seiner Wohnung, die Ausstattung seines Laboratoriums [53]. Nachdem Oporinus nach seines Meisters Weisungen dessen Angelegenheiten geordnet hatte [54], folgte er ihm ins Elsaß nach. Die wichtigsten „vasa Chymica“ brachte er mit. Denn auch auf der Wanderschaft gab Hohenheim das Laborieren nicht auf. Gedachte er irgendwo einige Wochen zu verweilen, so ließ er sich die Gerätschaften samt seinen Kleidern und was er beim Weiterwandern irgendwo in Verwahrung gegeben, herbeischaffen. Da brannten dann auch bald wieder die Feuer auf dem Laborierofen, den er sich in irgend einer Küche oder einem Keller einrichtete. Er verstand es, in einem höchst einfach ausgerüsteten Laboratorium seine Versuche anzustellen. „Man bedarf nichts Besonderes,“ sagt er einmal, „dann einer Herdstatt, Kohlen, Blasbalg, Zangen, Hammer, Tigel, Treibscherben und Capellen von guter büchener Äschen“ [55]. Zur Hilfeleistung konnte er seinen Famulus, den wohlgeschulten, wohl brauchen. Doch nicht allzulang konnte er seinem „getreuen Oporinus“ [56] diesen Namen geben. Damals war's, daß dieser seinen Meister verließ, der ihm zum Abschied eine Portion seines vielbesprochenen Laudanums verehrte [57]. Wir hörten schon, daß Oporinus nachmals unter die Verleumder Hohenheims gegangen ist.

Vom Elsaß aus wandte sich Hohenheim nach Eßlingen. Hier besaßen, wie es scheint, die Bombaste ein Haus. In diesem

Familienbesitztum an der St. Blasiusau hatte nun auch Theophrastus Bombast von Hohenheim für einige Zeit seine Herberge. In einem Kellergewölbe unter dem Toreingang richtete er sich seine chemische Küche ein, und bis in unsere Zeit hat sich die Überlieferung von dem geheimnisvollen Treiben des Arztes erhalten, der in diesem Gewölbe seine chemischen Künste trieb [58]. Die Leute dachten, er brüte über der Kunst, Gold zu machen. Seine Kunstfertigkeit auf diesem Gebiet aber wurde den Eßlinger Bürgern bald zweifelhaft, da ruchbar wurde, daß es mit der Kasse des zugereisten Doktors zeitweise nicht zum besten bestellt sei. Als Hohenheim einmal bei einem wiederholten Aufenthalt in der schwäbischen Reichsstadt von einem Bürger in beleidigender Weise an seine Zahlungsunfähigkeit erinnert wurde, entleidete ihm der Aufenthalt im Hause der angestammten Familie und er kehrte der Reichsstadt den Rücken [59]. Die Welt war weit und groß. Er, der bedürfnislose Mann, fand überall wieder eine Stätte, wo er unangefochten seiner Wissenschaft leben konnte.

Zunächst war es Schwaben und Franken, das er durchwanderte [60], immer wieder gefolgt von einer Anzahl Schüler, welche meist ohne redlichen Wissensdurst eben nur die Geheimnisse seiner Kunst ablernen wollten. Vielfach waren es Chirurgen, Bader und Balbierer, „etliche sind Schulmeister gewesen oder entlaufene Mönche" [61]. Sie machten ihm auch jetzt, wie auf früheren Wanderfahrten, wo Schüler um ihn sich gesammelt hatten, wenig Freude und wenig Ehre; „aus Schwaben keiner, wiewohl es auch hier eine große Zahl gewesen" [62]. Wohl mahnte er sie immer wieder: „Es müssen alle Dinge aus der Lehr und Erkanndtnuß kommen, darum so fleuch nit, du habest dann die Dinge wohl gelernt; da hilft keine Hoffahrt, kein Bochen, keine vermeinte Kunst, sondern allein das Wissen und Können" [63]. Aber — wie er früher schon zu klagen hatte — meist sind sie zu früh geflogen, ehe sie „perfekt" geworden [64], und wiederholt sah er sich veranlaßt, in seinen Schriften vor denen zu warnen, die sich berühmen, seine Schüler zu sein. Vielfach diene die Berufung auf ihn als ihren Meister nur zum Betrug der Leute [65]. Es mischten sich Leute der schlimmsten Art als seine Schüler in seine Gesellschaft. Der Henker habe etliche

seiner Knechte von dieser Welt abgetan. „Gott helfe ihnen allen!“ fügt er im Gedanken an die armen Sünder bei. „Hätten sie des Henkers Weise geflohen, das wäre die rechte Kunst gewesen“ [66]. Als die Gegner ihm den Vorwurf machten, von seinen Knechten und Discipulis könne es keiner seiner wunderlichen Weis halben bei ihm aushalten, entgegnet er: „Was hat ihnen mein wunderliche Weis gethan? Wie kann einer bei mir bleiben, so ihn der Henker nicht bei mir lassen will!“ [67])

Einundzwanzig „Knechte“ [68]) zählte er im ganzen, welche dem peinlichen Gericht in die Hände gefallen seien. Er fand aber auch eifrige, strebsame Schüler, die mit derselben Begeisterung die Wahrheit zu erforschen bestrebt waren, wie sie ihren Meister erfüllte. Für sie, „die Erfahrenen“, sagt er, schreibe er seine Schriften [69]).

Es ist erstaunlich, wie es dem landfahrenden Arzt möglich gewesen ist, eine solche Fülle gelehrter Schriften zu verfassen, wo ihm doch die beschauliche Ruhe der Studierstube fehlte, in welcher sonst die Gelehrten die Ergebnisse ihres Forschens sichten und darstellen. Es war so, wie er selbst sagt: „sein beweglich Wesen, sein Peregrinieren und was ihm da und dort begegnete, das alles habe ihm keine Hinderung sein dürfen, keine Saumung in allen seinen Arbeiten bringen können“ [70]). Daß er die Nacht zu Hilfe nahm, wissen wir aus seinen eigenen Worten [71]), wie aus den Zeugnissen seiner Gehilfen [72]). Es war ihm die liebste Zeit. „Allemal bei der Nacht, wenn alle leiblichen Dinge ruhen, heimlich und still sind, da ist am besten und nützlichsten zu spekulieren, meditieren, imaginieren, auch an heimlichen, besonders dazu gelegenen Orten, also daß keiner von Leuten beschrieen, erschreckt oder verhindert werden kann, dazu auch mit nüchternem Leibe“ [73]). Mit solchen Worten läßt Hohenheim hineinsehen in die stillen Stunden der Arbeit, in welchen sein Geist mächtig angeregt und schaffensfroh war. Mehr als einmal zeigt eine Handschrift, daß er mitten im Blatt zu schreiben aufgehört hat. Die Fortsetzung fehlt [74]). Es ging wohl weiter auf neue Wanderwege. Ein andermal brach er ab. Es fehlte die Stimmung, die Geistesfrische: „non vult bene ire, quare speculare alio tempore“ [75]). Wenn er recht an der Arbeit war, dann kam er wochenlang kaum aus den Kleidern. Mit Stiefeln und Sporen warf er

sich auf sein Lager. Kaum daß er sich drei Stunden Schlaf gönnte, da war er schon wieder munter[76]).

Das waren Kraftleistungen, die nimmermehr möglich gewesen wären, wenn die Verleumder recht hätten, die ihm nachsagten, er sei ein Trunkenbold, eine Verleumdung, die sich freilich erst nach seinem Tode hervorwagte. So viel seine Gegner an ihm auszusetzen hatten, den Vorwurf der Trunksucht wagten sie dem Lebenden gegenüber nicht zu erheben. Wahrlich, es gehörte ein nüchterner Kopf dazu, solche Geistesklarheit und solche Schaffenskraft sich zu erhalten, um die zahlreichen so verschiedene Gebiete des menschlichen Geisteslebens umfassenden Schriften zu verfassen. Wohl saß der Doktor auch wieder im Kreise „guter Gesellen", bei fröhlichen Zechern, wenn ihn sein Weg zu solcher Gesellschaft führte, wie er es als Professor von Basel nicht verschmähte, mit den Züricher Studenten als seinen „combibones optimi" gemütlich zu verkehren[77]), und „lachende Reisezufälle", lustige Reiseabenteuer auf der Wanderung kostete er gerne aus[78]). Hat er, wie er treuherzig gesteht, manchmal „am Rhein und an der Thonau" mit guten Gesellen verschwenderisch gelebt, wenn ihm seine Kunst reichen Lohn eingetragen, hat er „das Geld verdumelt, so hat er sein Hauptgut behalten". „Das ist mein Kunst" [79]).

So verschwenderische Tage waren Ausnahmen, und wenn er auch von solchen berichtet, bleibt er doch dabei: „Es ist nit eins Arzts Lob, daß er sein Gut vertrinkt oder sein Haus im Guß hingeht, daß er hierauf verdorben sei" [80]). „Der Arzt soll allzeit nüchtern sein" [81]), wie der Gelehrte nur „bei nüchternem Leib spekulieren und meditieren kann". Aber warum sollte er als tiefsinniger Gelehrter und pflichtgetreuer Arzt nicht auch ein fröhlicher Mensch sein dürfen, warum nicht nach angestrengter Arbeit in heiterem Kreise „den Geist ausspannen" [82]), umsomehr, da er sich sagen konnte, daß er etwas leiste? „Wird der Arzt beurteilt nach seinen Werken, dann darf ich den Wein mit Freuden trinken" [83]).

Mit druckfertig vorbereiteten Schriften kam er gegen Ende des Jahres 1529[84]) nach Nürnberg. Er nahm es nicht leicht, eine Arbeit für druckfertig zu halten. Da saß er, wie hinterlassene Entwürfe[85]) es höchst anschaulich zeigen, wieder und wieder über dem-

selben Gegenstand, um den behandelten Stoff wieder in eine andere Form zu bringen, wenn ihm die erste Darstellung nicht mehr recht gefallen wollte; und wenn er sich in den Eifer des Kampfes gegen seine Gegner hatte hineinsteigern und oft zu manchem allzu scharfen Wort sich hatte hinreißen lassen, so ging er ein andermal mit ruhigerem Blut daran, um heftige Ausfälle gegen seine Feinde zu mildern. Er tat wohl daran, denn er mußte von der Zensurbehörde die Erlaubnis zum Druck seiner Schriften sich geben lassen. Es war nämlich wegen der vielen Schmähschriften und Schandbilder, die in jenen Jahren besonders im Streit zwischen Papsttum und Evangelium erschienen, in Nürnberg am Sitz des Reichsregiments verordnet worden, daß keine Schrift gedruckt und verkauft werden dürfe, welche nicht zuvor durch vereidete Männer begutachtet worden sei und Druckerlaubnis erhalten habe. Diese im Jahr 1523 ergangene Verordnung des Reichsregiments wurde durch den Reichstagsabschied vom Jahr 1524 wiederholt und allen Obrigkeiten kund gegeben[86]). So mußte auch Hohenheim dem Zensurkollegium seine Schriften zur „Beschau überantworten“[87]).

Der Rat von Nürnberg gab ihm die Erlaubnis zum Druck einer seiner Schriften. Er war eben zu diesem Zweck gerade hieher gekommen, hier zu erreichen, was ihm vielleicht anderwärts erschwert worden war, und nicht umsonst hatte er gehofft, daß die Stadt, die als „Beschirmerin des Evangeliums und Vorkämpferin der Wahrheit“ galt, auch ihm behilflich sein werde, die Wahrheit kund zu tun, die er auf dem Gebiet der Medizin gegen alte Überlieferung, Unkenntnis und Unverstand zu Nutz armer Kranker vertreten wollte. Er hatte sich nicht getäuscht. Zum Dank dafür widmete er die Schrift, wieder eine über die damals das Volk, hoch und nieder, verderbende Seuche der französischen Krankheit, dem „Ehrbarn und Achtbaren Herrn Lazaro Spengler“, als einem, der zu solchem Zensoramt verordnet war und mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit die Druckerlaubnis ihm verschafft hatte[88]).

Schon war das erste Buch der Schrift gedruckt und hinausgegeben, und getrost wanderte Hohenheim weiter, um in der Stille eines kleinen Dorfes, in Beratzhausen, zwischen Nürnberg und Regensburg, an der Schwarzen Laber gelegen, weitere Schriften zum

Druck fertig zu stellen[89]. Da kam ihm vom Rat von Nürnberg der schriftliche Bescheid zu, daß seine Schriften nicht weiter gedruckt werden dürften.

Warum nicht? Was hatte auf einmal den Rat von Nürnberg bewogen, die bisher erteilte Druckerlaubnis für weitere Schriften zurückzuziehen, die Hohenheim der Begutachtung des Rats unterbreitet hatte? Die medizinische Fakultät von Leipzig hatte von dem Inhalt der Druckschrift Kenntnis genommen und sich daraufhin an den Rat von Nürnberg gewandt mit dem Verlangen, den Druck weiterer Schriften Theophrasts von Hohenheim niederzulegen. Die Doktoren der Leipziger Fakultät fühlten sich getroffen von den Seitenhieben, die Hohenheim auch in der veröffentlichten Schrift austeilte gegen die Doktoren der alten Schule, welche er „nicht in die Zahl der Ärzte, sondern der Impostores gesetzt haben wollte"[90]; und es kam so, wie Hohenheim in seiner Beschlußrede voraussagt: „Sie werden murmelen und brummen, den Mund zusammenziehen, als hätten sie Schlehen und Holzäpfel gessen, und die sich nicht wöllen für Impostores halten lassen, werden sich offenbar machen"[91]. Die von Leipzig taten das mit ihrer Beschwerde, und der Rat von Nürnberg gab ihrem Begehren statt.

Sofort ergriff Hohenheim die Feder zu einer geharnischten, kurz angebundenen Entgegnung an den „Ehrbaren, Fürsichtigen und Weisen Bürgermeister und Rat der löblichen Stadt Nürnberg, seine günstigen lieben Herren". Was er niederschrieb, in kurzen Sätzen, klingt gereizt, nicht im mindesten höflich. „Es stehe ihnen gar nicht zu, den Druck zu urteilen noch zu verbieten vor angesetzter und beschehener Disputation; sie können auch seine Arbeit nicht beurteilen," — „habt deß keinen Verstand nicht" —. Habe die Hohe Schule etwas wider ihn zu klagen, so soll sie eine Disputation bestellen, nicht den Druck verbieten. Ehe er in einer Disputation überwunden sei, sei ein Verbot ein Niederlegen der Wahrheit. „Darum ist der Druck, darum druckt man, auf daß die Wahrheit an den Tag komme. Seine Schrift betreffe weder Obrigkeit, Fürsten, Herrn, noch Magistrat, allein die Betrügerei der Arzney, auf daß der gemeine Mann, Reich und Arm der Bescheißerei entledigt werde"[92].

Es mochte Hohenheim selbst nicht ratsam erschienen sein, das

Schreiben abzusenden, das er in der ersten Aufwallung, in gereizter Stimmung zu Papier gebracht hatte. So legte er es auf die Seite und schrieb eine zweite Eingabe an den Rat, vorsichtiger, höflicher, wenn auch offen sein gutes Recht vertretend, sich darauf berufend, daß er nur den armen Kranken zu Nutz geschrieben habe, die so jämmerlich verderbt würden. Er vertraue der löblichen Stadt Nürnberg, die insonderheit berühmt sei, aus Kraft des Evangelions die Wahrheit zu beschirmen und auch die, so die Wahrheit öffnen, zu fördern und ihnen Statt und Platz zu reichen und zu geben. Wer Zweifel an der Wahrheit seiner Darlegungen trage, der solle in öffentliche Disputation mit ihm eintreten, zu welcher er wie vormals so auch jetzund erbötig sei. „Hiemit günstiger schriftlicher Antwort erwarte“ [93]). Dieses Schreiben, „geben zu Beritzhausen prima Martij Anno 1530“, sandte er an den Rat ab.

Die günstige Antwort blieb aus. Es hatte beim Druckverbot sein Bewenden. Er aber hatte „vermeint, es werde ein Einsehen geschehen von der Obrigkeit“, wenn die Ungunst der Hohen Schulen ihn verdamme [94]). Die Entscheidung hatte offenbar nachhaltige Wirkung. Sie hatte einen für Hohenheim höchst hinderlichen Vorgang geschaffen, und wir begreifen, daß Hohenheim gerne gelegentlich denen von Nürnberg einen Hieb versetzt, wo „solche Bescheißer viel bestätigt werden, gegen die er rede“ [95]), wo es der Stadt eine Ehre sei, „an ihren geschworenen Meistern — und ihrer sind von Gottes Gnaden vier — bestellte Narren und selbst geschworene Bescheißer zu haben“ [96]).

Es mag mit anderem auf diese Nürnberger Entscheidung zurückzuführen sein, daß so wenige von Hohenheims Schriften zu seinen Lebzeiten im Druck erscheinen konnten. Wiederholt beklagt er sich darüber, daß, durch Jahre hindurch, der Druck seiner Schriften verhindert worden sei, und da er die wohl kannte, die daran schuldig waren, die Hohen Schulen, so ist's nicht zu verwundern, daß er immer wieder, wo sich Gelegenheit bot, mit gesalzenem Spott und saftiger Grobheit seinem Ärger über diese und seiner Verachtung für sie Ausdruck gab, die „allein den roten Rock geben, rot Barett und weiter einen viereckten Narren, die den Kirchhof anfüllen, das Volk in die Schanz schlagen, gleich als ein Kriegsmann seine

Beute, und Ärzte machen, daß die Henker besser seien" [97]). Er fand eben wieder bestätigt, was die Basler Erfahrungen ihn gelehrt haben, daß „die Kunst keinen Feind habe, als allein den, der sie vermeint zu wissen" [98]).

Das Schreiben konnten sie ihm freilich nicht wehren und nicht entleiden, wenn sie auch immer wieder den Druck seiner Schriften zu hintertreiben vermochten. „Ich bin nit, der da laß, darum ich waß!" rief er den Gegnern zu [99]), und wenn er's auch „unbezahlt hinausgab, es wollte ihn doch nicht reuen" [100]). Was er schrieb, kam doch in weite Kreise der Öffentlichkeit, auch wenn es nicht gedruckt worden war. Vieles ist handschriftlich durch seine Schüler und Freunde verbreitet worden. Denn er fand auch Gesinnungsgenossen, die mit ihm einig waren in der Verwerfung der hergebrachten Heilkunst; so der Stadtarzt Wolfgang Thalhauser von Augsburg, der auf die Übersendung der Großen Wundartzney „seinem insonder geliebten Freund, dem hochberühmten und vielerfahrenen Herrn Theophrasto von Hohenheim" Worte voll hoher Anerkennung schrieb, den sicheren Erfolg seiner guten Sache ihm in Aussicht stellte, aber auch so scharf wie Hohenheim je einmal es tat, gegen die Ärzte loszog, „die um schlecht Geld Doktor geworden seien und sich nun aufblähen und doch nur unmenschlichen Schadens Verursacher seien, die mit den Menschen umgehen, als wären sie eitel Bestien, und nichts anderes vermögen als den Kirchhof wohl zu düngen, um desto reicher zu werden, die von den Hohen Schulen kommen mit etlich hundert Rezepten, die sie aus Büchern abgeschrieben oder sonst vererbt haben und mit diesen etwan in die nächste Stadt gehen, da Geld zu gewinnen Hoffnung ist; und nicht besser als die Leibärzte seien die Wundärzte, deren Kunst nichts anderes sei denn ein Henkerisch Martern, kein Wunder, wenn ein Scherer oder Bader, der so ein Jahr oder zwei ein Knecht gewesen sei und ein Weib genommen habe, so über Nacht ein Meister geworden sei" [101]).

Überall sah Hohenheim dieselben Mißstände, denselben Unverstand. Dem durch Wort und Schrift entgegenzutreten, erkannte er als den ihm von Gott zugewiesenen Beruf. „Ob er sich gleich eine Bürde damit auflade, da die Feindschaft, die er sich zuziehe,

wie ein schweres Joch auf ihm liege, so wolle und könne er doch den Notdürftigen zu gut nicht schweigen" [102]). Aber auch nichts anderes wolle er schreiben, als was durch Erfahrung reichlich erprobt sei [103]). So rühmt er sich, „daß er in seinen Rezepten nichts darbiete, das nit über alles Gold probiert sei worden und schärfer, denn das Silber, in Armut, Ängsten, Kriegen und Nöten". „Hab' auch von wegen genugsamer Probierung mein Schreiben und Lehren so lange Zeit verzogen, damit ich nicht ein Geschwätz, nicht eine falsche Erdichtung, nicht unfertige Kunst anzeige und fürhalte, nicht Wähnen und Meinen, sondern Ja und Wissen" [104]).

Durch manche gelungene Kur befestigte sich sein Ruf als eines glücklichen, kenntnisreichen Arztes. Reiche Leute beriefen ihn dahin und dorthin, wobei ihm auch ähnliche Erfahrungen, wie er sie einst beim Markgrafen Philipp von Baden gemacht hatte, nicht erspart blieben; so damals, als er von Regensburg nach Amberg ans Krankenlager eines reichen Bürgers, Sebastian Castner, berufen worden war, der ihn nicht nur um das Geld für den Ritt betrog, sondern auch sein Heilmittel stehlen ließ, um ihn dann zum Hause hinauszuwerfen. „Darum ich allen Ärzten rate" — fügt Hohenheim seiner Erzählung bei —, „hütet euch vor den Kranken, die sich zur Herberg und der Speise bei ihnen erbieten" [105]).

In Eßlingen sei's ihm ähnlich ergangen [106]), als er wieder und zum letztenmal dahin gekommen war. Es war wohl auf dem Weg in die Schweiz. Dort finden wir Hohenheims Spuren fast durchs ganze Jahr 1531. Am 15. März schrieb er in St. Gallen die Vorrede des dritten Buchs des Opus Paramirum, gewidmet dem Doktor Joachim von Watt [107]), der bedeutend als Humanist und Staatsmann die Seele des Reformationswerkes in St. Gallen gewesen ist, am 26. August die Widmung seiner Schrift: „Ußlegung des Cometen, erschienen a. 1531", an Leo Jud in Zürich [108]), der die Drucklegung der Schrift vermittelte; im Lauf des Sommers hatte er die Pflege des erkrankten Bürgermeisters Christian Studer übernommen, die er „24 Wochen lang" [109]) wohl bis zu dessen am 30. Dezember erfolgten Tod leitete [110]).

Damals geschah auch jene spaßhafte Geschichte, welche Rütiners Tagebuch uns aufbewahrt hat und so recht einen Einblick in

die schalkhafte, von vielen mißverstandene, für baren Ernst genommene und darum übel ausgelegte Art Hohenheims gewährt. Er hatte den Knaben eines Bürgers an der Hand operiert. Wegen der darauf eingetretenen entzündlichen Schwellung der Hand vom ängstlichen Vater beim Rat verklagt, verlangte Hohenheim ein paar Wochen Zeit; die entzündlichen Erscheinungen würden schon vergehen. Der Rat bewilligte vierzehn Tage. Als die Heilung noch nicht vollendet war, klagte der Vater wieder. Hohenheim wußte, daß der entzündliche Prozeß in kürzester Frist zurückgegangen sein werde. Aber die Leute sollten ein blaues Wunder erleben: er verordnete, lebendige Regenwürmer über eine Nacht aufzubinden! Der Scherz wurde für Ernst genommen, der glänzende Erfolg der Kur bewundernd den Regenwürmern zugeschrieben, die ohnedies in der Volksmedizin eines guten Rufs genoßen, — ein Anlaß für andere, den schalkhaften Doktor, der den Leuten in einem Anfall guter Laune den Gefallen tat, nach ihrer Art kuriert zu werden, als Scharlatan zu verschreien[111]).

Der Aufenthalt in St. Gallen wurde für Hohenheim von großer Bedeutung. Er stellte ihn hinein in die Kämpfe ums Evangelium. Es kamen jene Zeiten, in welchen Hohenheim, hingenommen von der gewaltigen Bewegung, in selbständiger, eigenartiger Weise am Kampf sich beteiligend, die Medizin ganz beiseite schob. Sie bedürfen einer eingehenden Schilderung (Kapitel V). In Wort und Schrift widmete er sich der Verbreitung evangelischen Glaubens, der Darstellung und Verteidigung der aus der Heiligen Schrift entnommenen Lehren. Doch wenn er auch der medizinischen Forschung und der medizinischen Schriftstellerei entsagte, eins konnte er doch nicht lassen. Wo arme Kranke waren, da diente er ihnen mit seiner Kunst. So wanderte er hin durch die Berge im Appenzeller Land. Spuren seines Wanderwegs finden sich im Urnäschtal. Die Dörfer Huntwil und Urnäsch werden als zeitweilige Aufenthaltsorte Hohenheims überliefert[112]). Auch im Städtchen Gais in Appenzell-Außerrhoden scheint er sich aufgehalten zu haben[113]). In der Nähe dieses Städtchens, eine halbe Stunde davon entfernt, ist der Bauernhof Roggenhalm über dem Dorf Bühler, wohl der Ort, von welchem aus Hohenheim eine seiner Abendmahlsschriften „ad

socios fideles" schrieb [114]). Hier im Appenzeller Land erbaute er sich mit Glaubensgenossen am Evangelium und besprach „das Ewige", dort nahm er sich armer Kranken an, die seiner Hilfe „groß notdürftig" waren [115]), und pflegte, wie er schön sagt, „den Leib, darin das Ewige wohnt" [116]).

Es war die Zeit, auf welche Hohenheims Worte von seiner ärztlichen Wirksamkeit sich beziehen: „Ich habe abermals von ihr gelassen, in andere Händel gefallen" [117]). Doch die Medizin sollte ihn wieder ganz für sich gewinnen. Merkwürdig freilich, was ihn wieder der medizinischen Forschung zuführte und ihm, anstatt über Glaubensfragen zu streiten, wieder die Feder zum alten Kampf gegen die falsche Arzneikunst in die Hand drückte. Er sei „wiederum in diese Kunst gedrungen, weil er den Spruch Christi gefunden, ‚die Gesunden dörffen keins Arzts, allein die Kranken'". „Das bewegete mich so viel, daß ich mir mußt ein ander Fürnehmen fürsetzen, nemlich, daß die Kunst nach Inhalt des Spruchs Christi wahrhaftig, gerecht, gewiß, vollkommen und ganz wär, in Nöten eine bewährte, nothafte Kunst, allen Kranken nützlich und hilflich zu ihrer Gesundheit" [118]). Also die Bibel, mit welcher sich Hohenheim in der Schweiz so eingehend beschäftigte, hat ihn zurückgeführt zu seinem Beruf, den er eben doch als seinen ihm von Gott verordneten Beruf erkannte, und wiedergewonnen für die Wirksamkeit, für welche er doch vor anderen so reich begabt war.

Auch die Wendung, welche der Streit der Theologen genommen hatte, entleidete ihm den Aufenthalt in der Schweiz, in welcher diese Kämpfe damals aufs heftigste tobten [119]). Und ein anderes noch: er war nachgerade so mittellos, so bettelarm geworden, daß er sich wieder der ärztlichen Praxis zuwenden mußte, um nur sein Leben zu fristen [120]). Er mußte sich in seiner Armut „mit dem ihm anvertrauten Pfunde aus dem Elend erlösen" [121]). So wanderte Hohenheim — es war der Frühling des Jahres 1534 — von allen Mitteln entblößt, in abgetragenen Kleidern als armer Landfahrer durchs Montafon und das Oberinntal Innsbruck zu. In rasch gefaßtem Entschluß hatte er sich von dem kleiner gewordenen Häuflein der Freunde und Genossen („amici et sodales") losgerissen und dem Appenzeller Land den Rücken gekehrt [122]).

Als er in Innsbruck als Arzt sich ausgab, kam er freilich übel an. Der Bürgermeister untersagte ihm den Aufenthalt. Er wollte nicht glauben, daß der Mann, der in solch abgerissener Kleidung daherkomme, in lumpigem Wams, nicht in rotem Gewande, ein Arzt sei. Mit bitterem Spott gedenkt Hohenheim der Behandlung, welche er hier zu erfahren hatte. „Dieweil er nicht in gleichmäßiger Staffierung, wie die Doctores, erschienen, sei er mit Verachtung abgefertigt und also gezwungen worden, fürbaß zu streichen. Der Bürgermeister von Innsbruck habe wohl die Doktoren gesehen in seidenen Kleidern an den Fürstenhöfen, nit in zerrissenen Lumpen an der Sonne braten." „Jetzt ward die Sentenz gefällt, daß ich kein Doktor wär" [123]).

Also weiter über den Brenner nach Sterzing. Da traf er die Pest, die schrecklich wütende [124]), sah die Kunst der Ärzte machtlos gegen den Würgengel, „vergebene Arbeit, da es am nötigsten sein sollte, männiglich ohne Nutz und Trost". Es drängte ihn, seine Erfahrenheit in den Dienst der heimgesuchten Stadt zu stellen, da er sah, „wie die eingefallene Pestilenz erschröckenlich handle und viele zum Tode bringe" [125]). So schreibt er sein Büchlein „Von der Pestilentz an die Statt Stertzingen", mit einer Reihe von Rezepten und Verordnungen, welche von langer Zeit her und durch große Erfahrung bestätigt und ergründet seien. Die Vorrede an den Leser ist geschrieben zu Meran, wo er „Glück und Ehr gefunden", mehr als zu Innsbruck und als zu Sterzing, wo er mit seiner Schrift keinen großen Dank erntete.

Wo Hohenheim wanderte, da pflegte er überall seine Beobachtungen zu machen, die er gelegentlich in seinen Schriften niederlegt. Diesem Umstand verdanken wir's, daß sein Wanderweg durchs Jahr 1535 sichergestellt werden kann. Er wandte sich in die hochliegenden Bergwerke am Schneeberg bei Sterzing, über das Penser Joch den Hohen Tauern zu; er nennt den Krymlertauern, den Felbertauern, die Fuschk, den Raurischertauern als Orte, wo er versuchte, „etwas zu erholen", aber er fand ein grobes, rauhes Volk, „das auf solche Sachen (wie er sie erfahren wollte) kein Achtung habe, darumb bei ihnen nichts zu erholen ist" [126]). Dann wandte er sich wieder westlich, wanderte durchs Vintschgau nach

dem Veltlin und ins Oberengadin. Hier macht er sich mit den wertvollen Eigenschaften des Sauerbrunnens [127]) zu St. Moriz bekannt, wie er es nie unterlassen hat, wo sich Gelegenheit bot, Heilquellen kennen zu lernen, sei's im Schwarzwald oder eine „Salzsülz" wie in Reichenhall, seine Untersuchungen anzustellen [128]). So auch in Pfäffers, wo er Ende August des Jahres 1535 als Gast des Abts Johann Jakob Russinger, im „Gottshauß zu Pfäffers", verweilte [129]). Dieser hatte ihn zu ärztlicher Konsultation berufen. Dort sah er, wie die Kranken von einem Holzhaus aus, das hoch oben über der Schlucht sich befand, in die dunkle Tiefe zum heilkräftigen Wasser hinabgelassen wurden. „Tugenden, Kräfte und Wirkung, Ursprung und Herkommen des Bads Pfeffers" hat er damals in einem besonderen Schriftchen, das er dem Abt widmete, beschrieben [130]).

Bald nachdem er Gast im „Gottshauß zu Pfäffers" gewesen, finden wir Hohenheim auf dem Weg nach Schwaben. Memmingen [131]), Mindelheim [132]) sind urkundlich sichere Stationen. An letzterem Ort gelang ihm eine berühmt gewordene Kur mit dem Stadtschreiber Adam Reyßner. „Wenn er die zwei Stücke, wie sie ihm verordnet, brauchen werde," so sagte Hohenheim zuversichtlich zu dem seit Jahren kranken Manne, „so bedürfe er in sechs Jahren keines Arztes mehr, ihn um Rat zu fragen." Er hatte recht. Der Stadtschreiber wurde und blieb gesund „viele Jahre lang und ist über seine 70 Jahr kommen" [132]).

Als nächstes Reiseziel hatte sich Hohenheim die Reichsstadt Ulm ausersehen. Hier wollte er eines seiner Hauptwerke, das er fertig bei sich führte, zum Druck bringen, „Die Große Wundarzney". Mit einem Ulmer Buchdrucker, Hans Varnier, machte er einen Vertrag. Doch als Hohenheim die ersten Druckbogen erhielt, war er nicht wenig erstaunt, eine Fülle irreführender Druckfehler zu finden. Hans Varnier hatte die Vereinbarungen über die Korrektur der Druckbogen nicht eingehalten. So entstellt konnte Hohenheim eines seiner Hauptwerke nicht in die Welt hinausgehen lassen. Das Werk wurde zwar von Hans Varnier 1536 gedruckt und herausgegeben [133]), Hohenheim aber begab sich sofort nach Augsburg, um mit einem anderen Drucker, Heinrich Steiner, ein Abkommen zu treffen. Er diktierte einem Gehilfen seine eigene

Niederschrift in die Feder, überwachte persönlich die Korrektur des Drucks und erklärte in einer Vorbemerkung, einem „Zedelin", an den Leser die Augsburger Ausgabe als die allein gültige. Die Ulmer sei durch die Schuld eines des Latein unkundigen Substituten fehlerhaft geworden [134]). Das erste Buch der Augsburger Ausgabe wurde „vollendet am XXViij tag Julij 1536", das zweite am 22. August [135]). Das Werk hatte Hohenheim, so schon die Ulmer Ausgabe, „der Römischen Königlichen Majestät, dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Ferdinand" gewidmet [136]). Unter allen Schriften Hohenheims das Werk, das die meisten Auflagen erlebte [137]).

So war, zugleich mit einem kleinen Schriftchen „Prognostication auf xxiiij jar zukünfftig", wieder eines seiner Werke der Öffentlichkeit übergeben [138]). Hohenheim entschuldigt sich einmal, daß er mit dem Druck seiner Schriften säumig sei, es sei ihm in argem ausgelegt worden. Die Ursach aber sei nicht auf ihn zu legen [139]). Wir wissen, welche Hindernisse ihm in den Weg gelegt wurden. Es ist ja merkwürdig, was Hohenheim als „Landfahrer" auf Wanderfahrten fertig brachte, und man glaubte eben deswegen, weil die Fähigkeit, unter der Unruhe des Wanderlebens in dieser Weise schriftstellerisch tätig zu sein, eine ganz außerordentliche ist, die unter seinem Namen erschienenen Schriften zum Teil ihm absprechen zu müssen, indem man die Schriften eines Basilius Valentinus, eines Isaak Hollandus, die nachweislich nur in die letzten drei, höchstens vier Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts zurückreichen, oder gar das Manuskript eines sagenhaften Mönches als die Quellen bezeichnete, die Hohenheim ausgeschrieben habe [140]). Mit Unrecht. Er hat's vollbracht. Eine machtvolle Geistesarbeit, vollends wenn man bedenkt, daß er bei allem, was er schriftstellerisch behandelte, nur auf seinen Kopf und die kurzen Aufzeichnungen gelegentlicher Beobachtungen angewiesen war. Aus seinem Eigenen heraus schrieb er seine Werke. Keines seiner Werke sei zuvor beschrieben, sagt er stolz denen gegenüber, die ihn schmähten: er stehle seine Arbeit. Er bedurfte es nicht, Bücher auszuschreiben oder auch nur in Büchern nachzuschlagen. Seine Bücherei sei keine sechs Blätter stark und in zehn Jahren habe er kein (medizinisches) Buch gelesen. Das alles können seine Secretarii bezeugen [141]).

„Nicht Aristotelici sollt ihr sein," ruft er den Ärzten zu, „nit Platonici, nicht in der Sekten Scoti noch Alberti. . . . Darum ihr euch auf sie nit verlassen sollet, sondern euch selbs so dapffer und ernstlich machen, daß euer eigen Experientz volle und gewaltige Authoritates seyen. . . . Es steht euch ehrlicher an selbs sein, dann andere für euch nehmen" [142]).

„Eines andern Knecht soll niemand sein,
Der für sich bleiben kann allein."
„Alterius non sit, qui suus esse potest."

Oft steht das eine oder andere Wort als Umschrift von Bildern Hohenheims, die aus seinen Lebzeiten stammen [143]). Es war sein stolzer Wahlspruch oder galt als das, und konnte es sein auf Grund solcher Aussprüche, wie wir ihn eben hörten, oder nach jenen schönen Worten in seiner Schrift de felici liberalitate: „So soll aber der, dem Gott Gab und Reichtum geben hat, keines andern sein, sondern sein selbs eigen Herr und Willen und Herz, auf daß sie von ihm gangen fröhlich, die ihm Gott geben hat" [144]).

2. Des Meisters Lehre und Kunst.

„Es soll ein Arzt nichts schreiben, allein, es sei denn im Licht der Natur also, wie er schreibt" [145]). „Das ist die rechtschaffene Theorica, so aus dem Licht der Natur gehet und nicht aus erdichteten Köpfen" [146]).

Durch die Erforschung der Natur wollte Hohenheim zur Erkenntnis des Menschen, zum Verständnis seiner Lebensbedingungen, zur Ergründung der Krankheitsursachen und der Krankheitsheilungen durchdringen. Das war sein Weg, der vielangefochtene. „Die Medizin ist nichts anderes, als eine große, gewisse Erfahrenheit" [147]).

Die Naturerfahrung war ihm die rechte Türe zur Medizin, die Natur selbst das rechte, von Gott selbst geschriebene Buch, das offen vor uns liegt [148]).

In seiner Erforschung der Natur sah Hohenheim einen großartigen Zusammenhang der Natur der großen Welt und der Natur des Menschen, des Makrokosmus und des Mikrokosmus [149]). Die

Erscheinungen in der großen weiten Natur boten ihm vieles dar zur Erklärung so mancher Erscheinungen im Leben des gesunden wie des kranken Menschen. Dieses Wechselverhältnis zu erforschen betrachtete er als die Aufgabe der „Philosophie". „Der Mensch soll in seiner Zusammensetzung ganz fürgenommen werden durch den Arzt, das ist Philosophey", eine Aufgabe der Philosophie, die sich mit der Physiologie nah berührt. „Die Natur lernt den Arzt, nit der Mensch; so nun in der Natur so viel liegt, so ist von nöten, von ihr zu traktieren, wer die Natur sei; das ist nun philosophisch"[150]). Scharf grenzt er seine philosophische Betrachtung der Natur ab gegen andere philosophische Disziplinen. „Die Secreta der Arzney" zu erforschen und zu behalten, ist ihm „ein Hauptstuck der Philosophey", sie selbst „eine Säule der Arzney"; denn wer der Philosophey nicht ergründet ist (ich meine nicht Moralem noch Ethicam noch andere Gugelfur, damit sich Erasmus geübt und umtreibt), wie sich die natürlichen Kräfte leichtern (sic!), der gibt eben dann einen Arzt wie ein Kemmigfeger einen Beckenknecht"[151]).

In diesem Eindringen in den Grund der wirklichen Dinge durch klares Forschen gegenüber der phantastischen Weltanschauung des Mittelalters, mit dem freien, höheren Schwung seiner Wissenschaft gegenüber der verknöcherten Schulweisheit der Scholastik ist Hohenheim berührt von dem Geiste seiner Zeit, der Renaissance, die in der begeisterten Beschäftigung mit der wiedergewonnenen römischen und griechischen Literatur wieder „Mensch und Welt" entdeckte, das Recht freier Forschung sich gab und im Humanismus hohe weltliche Bildung außerhalb der Kirche und ihrer Beschränktheit schuf.

Dabei aber war für Hohenheim diese Erforschung von „Mensch und Welt" im Geist der Renaissance, die Ergründung der natürlichen Zusammenhänge des kosmischen und persönlichen Lebens nicht das letzte Ziel seines Forschens. Hohenheim weiß und fühlt es — und darin finden wir ihn berührt von dem frommen Geiste, der in der Reformation seinen gewaltigsten Ausdruck fand, — Hohenheim weiß: es gibt darüber hinaus noch Größeres zu erkennen, „in der über-elementischen Schule" zu höheren Offenbarungen durchzudringen, gegenüber denen auch der Mann, „dem das Licht der Natur

gegeben ist, im selbigen zu wandeln, doch nur wie ein Blinder ist, ein Blinder gegen dem Ewigen". Und es genügt ihm nicht, „in der elementischen Schule allein seine Lust zu suchen". Bleibt einer darin befangen, so sieht er allein das Sterbliche, nicht das Ewige. „Dieweil wir allein sehen in das Tödliche, so sind wir blind; dieweil wir liegen in dem, dieweil sind wir dem Ewigen nichts verwandt. So aber unsere Augen weiter sehen, alsdann so werden die Wunderwerke Gottes geoffenbart" [152]).

Bringt Hohenheim so den gottsuchenden Sinn des frommen Forschers mit zu seinem Studium der Natur, so darf anderseits nicht verschwiegen werden, daß er nicht frei von philosophischen Vorurteilen an die Erforschung der Natur herantrat, insofern er ausgegangen ist von neuplatonischen Gedankengängen, wie er sie wohl durch seinen Lehrer Johann Trithemius frühe schon in sich aufgenommen. Es mischt sich so in seine naturwissenschaftliche Beobachtung ein gut Stück phantasievoller Mystik, so scharf er seinerseits die Spekulationen der alten Schule verdammt („Speculieren ist Fantasieren und Fantasieren gibt Fantasten" [153]) und für sich selbst es in Anspruch nimmt, auf festeren Grund zu bauen, indem er „auf die Erfahrenheit der Naturzerlegung" sich gründe [154]).

So zeigt sich eine gewisse Unsicherheit des Standpunkts, wenn Hohenheim die „Astronomie" als „die zweite Säule der Arzney" rühmt und die Kenntnis „des oberen Firmaments" und seiner Einflüsse auf die Lebensbedingungen des Menschen als außerordentlich wichtig für den Arzt darstellt [155]). Einerseits zeigt er, wie das Klima ununterbrochene Einwirkungen auf den Menschen äußert und wie durch dasselbe auch Krankheiten erzeugt werden. Unter dem „oberen Firmament" versteht Hohenheim ungefähr das, was man seit Alex. v. Humboldts Erklärung unter Klima versteht, den Inbegriff aller der Zustände der Atmosphäre, von denen unsere Organe merklich berührt werden. Anderseits mischen sich aber auch hier bei Hohenheim in wahre, auf Naturbeobachtung beruhende Grundgedanken vom Neuplatonismus her Phantasien von astralischen Einflüssen, wenn er auch gegenüber anderen seiner Zeit einen ziemlich nüchternen Standpunkt einnimmt [156]).

Bahnbrechend war Hohenheim, wenn er „die Alchymey" als

unentbehrliche Säule für einen gesicherten Aufbau der Medizin darstellte, die Chemie [157]), damals auch Jatrochemie (ärztliche Chemie) genannt, im Unterschied von der Spagirik [158]) oder Metallurgie; „billig eine Kunst, die alle Arzt wissen sollten" [159]). „Sonst ist er kein Doktor, sondern ein gedokterter Bacchant" [160]). Hier zeigt sich Hohenheim als der erleuchtete Arzt, der seiner Zeit mit Meilenstiefeln voranschritt. Er erkennt die chemische Arbeit, welche die Sonne in der Natur vollbringt, um der saftigen Frucht ihren köstlichen Geschmack zu geben, wie er in den inneren Organen des Menschen „den Alchimisten" kennt, den Gott ihm gesetzt hat [161]). Der Arzt muß ein Alchimist sein; vor allem, um ein Verständnis zu gewinnen für die chemischen Vorgänge im Körper des gesunden und des kranken Menschen und so auf Grund der physiologischen und pathologischen Chemie, deren Anfänger geworden zu sein Hohenheims unvergängliches Verdienst ist, spezifische Heilmethoden aufzustellen. Diese selbst bauen sich auf der Chemie auf, und Hohenheim fordert vom Arzt, was er selbst in hervorragender, geradezu genialer Begabung und mit einer auf vieljährigem Forschen und Erproben beruhender Erfahrung verstand, die Kunst ausüben zu können, das, was in der Natur wächst und in ihr dargeboten ist, zum Nutzen des Menschen zu verarbeiten, die Heilkräfte aus Pflanzen und Mineralien auszuziehen und sie so „dahin zu bringen, wohin sie von der Natur verordnet sind". Wie der mit wunderbarem Scharfblick ausgerüstete Mann die „von Gott geschaffenen" Stoffe angesehen und durchschaut hat, mag jenes schon oben angeführte Wort uns sagen: man müsse Gemüt und Herz der Mineralien erfahren. Alle Naturkräfte waren ihm gleichsam belebte Wesen, die in ihnen liegenden Kräfte die „Arcana", Geheimnisse, welche dem forschenden Geist offenbar werden, „Magnalia Gottes" [162]). Es ist ihm gelungen, manches neue Heilmittel, besonders metallische Mittel, dem Arzneischatz einzuverleiben, freilich nicht ohne scharfe Angriffe seiner Gegner darum erfahren zu müssen, daß er starke Gifte verwende. „Warum soll denn Gift veracht sein? Wer Gift verachtet, der weiß um das nit, das im Gift ist. . . . Gesegnet das Arkanum, das im Gift ist." Dieses Arcanum oder Mysterium das Gott hineingelegt hat, zu ergründen, „nach verordneter Art der Natur zu brauchen", ihm seine rechte

Dosis zu geben, das ist die Aufgabe des Arztes[163]). Es ist denn auch Hohenheims unbestrittener Ruhm geworden, der Schöpfer der pharmazeutischen Chemie zu sein[164]). An chemischen Kenntnissen kam ihm auch keiner seiner Zeitgenossen gleich.

So vorbereitet kann der Arzt freilich anders an die Beobachtung der Krankheitserscheinungen gehen, tiefer eindringen in die Erkenntnis der Krankheitsursachen, als jemals ein Arzt vor Hohenheim dazu im stande war. Das erklärt auch so manchen Heilerfolg, besonders bei lang sich hinziehendem Siechtum, bei chronischen Krankheiten, gegen welche die galenischen Ärzte machtlos waren[165]). Ihm genügte es nicht, die Krankheitserscheinungen zu unterdrücken, die doch „nur der Rauch sind und nicht das Feuer, das man löschen muß", sondern die Krankheitsursache wollte er bekämpfen; „eine jegliche Kur soll aus der ultima materia entspringen"[166]). Die Krankheit selbst sah er als ein halb geistiges, halb körperliches Lebewesen an, als Mikrokosmus im Mikrokosmus, als eine Art von Schmarotzertier mit eigenen Lebenserscheinungen und Lebensvorgängen innerhalb des menschlichen Organismus; ihre Heilung vollzieht sich, wenn es der Natur oder der Arzneikunst gelingt, eine so kraftvolle Lebenstätigkeit zu entwickeln, daß durch dieselbe der Schmarotzer erstickt, d. h. die Krankheit überwunden wird. So ahnte er, was eine spätere Zeit exakt erforschte.

Freilich auch da, wo die Arzneikunst zu Hilfe genommen wird, kann der Arzt ohne die heilende Naturkraft nichts ausrichten; „die Natur ist der Arzt"[167]). Der Arzt soll Naturheilkraft nur anregen und, wo sie schwach ist, stärken. „Wo die Natur versagt", ist er machtlos und soll nichts weiter versuchen[168]). „Unterstand dich nicht weiter, denn soweit die Natur ihr Ziel steckt"[169]). Dabei war Hohenheim fest davon überzeugt, daß für jede Krankheit die heilenden Kräfte in der Natur vorhanden seien; wir kennen sie nur nicht alle; und auch der Gedanke war ihm nicht fremd, daß eine Krankheit durch die krankheiterregenden Stoffe bekämpft und geheilt werden könne, z. B. Schlangenbiß durch Schlangengift. Daß die Kranken oft trotz aller Kunst des Arztes, der die rechten Mittel kennt und richtig anwendet, sterben, erklärt Hohenheim mit dem frommen Wort: „Gott läßt die Arzney stille stehen wie die Sonne zur Zeit Josuas"[170]).

Die heilende Kraft der Natur war Hohenheim besonders wichtig bei der Wundarzneikunst, zu seiner Zeit eine verachtete Kunst, von ihm aber als das gewissete in der Heilkunst hochgehalten [171]). Die Aufgabe des Wundarztes besteht darin, die Heilbestrebungen der Natur zu unterstützen und von außen alles abzuwehren, was dieselben hindern und stören könnte. Diese schirmende Tätigkeit des Arztes ist wichtiger als Pflaster und Messer. Den Heilstoff, der die Wunden heilt, den „Balsam", bereitet die Natur selbst. In seiner Großen Wundarzney schreibt Hohenheim: „So der Arzt vermeinet, er seye der, der da heile, so verführt er sich selbst und erkennet seine eigene Kunst nicht. Aber damit du wissest, wozu du Wundarzt gut seyest und nutzlich, und wozu die Kunst, das ist also, daß du der Natur an dem verletzten Schaden Schirm und Schützung tragest vor widerwärtigen Feinden, damit die äußerlichen Feinde den Balsam der Natur nicht zuruck schlagen, nicht vergiften noch verderben. . . . Darum, der wohl beschirmen und hüten kann, derselbig ist ein guter Wundarzt. . . . Denn die Natur begehret nichts in ihrer Heilung, als allein, daß sie vor Fäulung errettet werde. . . . Das sag ich euch, sobald ein Wunde stinket und faulet, daß nichts soll (taugt) weder du noch deine Wunde, noch deine Arzney. . . . Das Heilsame, das im Menschen ist, heilet allein die Wunden; halt sie sauber und beschirms vor den äußern und zufallenden Feinden. Also werden alle Wunden geheilet" [172]). „Dabei ist auch zu merken: sind die äußeren Waffen giftig oder vereinigt mit den Elementen, desto sorglicher ist der Handel" [173]).

Hohenheim war als Wundarzt ein abgesagter Feind der Operationen, die damals freilich in einer unglaublich rohen Weise und ohne die Möglichkeit schmerzlosen Eingriffs ausgeführt wurden und mehr Unheil stifteten als Gutes, umsomehr als die Chirurgie in den Händen ungelehrter Bader und Scherer lag, in ihrer Hand oft „nichts anderes, als ein henkerisch Martern, dabei sie nach ihrem Gefallen handeln, ob es schon Hände und Füße, Leib und Leben gelte" [174]). Die Doktoren haben's nicht gelernt, „wiewohl sie sich ‚beyder Arzney Doctores' schreiben" [175]). Umso begreiflicher bei ihm jene Forderung, daß der rechte Arzt Physikus und Chirurgus sein müsse, in judicando ein Physikus, in curando ein Chirurgus [176]).

Solch gebildete Ärzte werden auch die gewaltsamen Mittel des Brennens mit dem Glüheisen, des Ätzens mit gebranntem rotem Vitriol, „dem roten Heintz", unterlassen[177]). Merkwürdig ist es, daß Hohenheim durch seine unblutige Behandlung in der Wundarznei so große Heilerfolge erzielte, daß sie nicht zum wenigsten es waren, die seinen Ruf ausbreiteten.

Nicht unerwähnt soll bleiben, wie Hohenheim auf zwei Gebieten zu Behandlungsweisen gekommen ist, mit welchen er der späteren Zeit weit vorausgeeilt ist. Es ist die magnetische und die suggestive Heilmethode, zwei Stücke, bei welchen freilich am ehesten begreiflich ist, daß sie ihn in den Verdacht eines Scharlatans und Phantasten brachten. Allen Verdächtigungen aber setzt er in ruhiger Sicherheit das Wort gegenüber: „Dazu bringt mich meine Experientz" [178]), und zwar war es nicht nur die Erfahrung, die ihm in der Volksheilkunde entgegengetreten ist, sondern der wissenschaftliche Versuch, den er, ausgehend von allgemein bekannten natürlichen Wirkungen, unternommen hat mit der Absicht, Heilerfolge zu erzielen. „Die Natur ist wunderbarlich in ihrer Heimlichkeit. Lernen und erfahren ist gut, doch nit ohn Arbeit und strengen Fleiß, mit vielerlei Versuchen hin und wider" [179]). Und solche Versuche machte er mit dem Magnetismus. „Die alten Skribenten sagen: der Magnet zeucht Eisen, Stahel an sich; und ist wahr, es bedarf keines Skribenten nicht, es sieht's ein jeglicher Baurenknecht. Nun aber ist mein Motiv, ob's allein genug an dem sei, das ein jeglicher Baurenknecht sieht, oder ob etwas mehr da sei, das der Baurenknecht nicht sieht? Gedünkt mich billig sein weiter einzutreten und sich mehr zu bemühen." Und so kann er „aus der Experientz, die alle Dinge probiert", sagen, daß im Magneten eine anziehende Kraft ist gegen Eisen und Stahl, und auch eine anziehende Kraft gewisser Krankheiten [180]).

Noch merkwürdiger ist's, daß Hohenheim auch der Gedanke nicht fremd geblieben ist, gewisse Krankheiten durch „Imagination" zu heilen [181]). Die einen sahen darin wohl die Einwirkung dämonischer Kräfte, andere hielten's für schnöden Betrug. Hohenheim selbst unterschied scharf die Magie, welche so viel ist als tiefste Einsicht in das Wesen der Natur und ihre Kräfte, von der „schwarzen

Magie", die für diabolische Kunst der Zauberei galt. Hohenheim hatte auch hier eine nüchternere Auffassung: „viele Dinge, die zauberisch, hexisch, teuflisch zu sein das gemeine Volk vermeint, seien doch alle natürlich und werden in natürlichem Grund erfunden" [182]). Ahnenden Geistes, wie mit Seherblick weit über seine Zeit hinausschauend, sah er eine Zeit aufgehen, in welcher noch viele solche wundersame Naturkräfte erkannt und verwertet werden würden. Ehe die Welt untergehe, müssen noch viele Künste, die man der Wirkung des Teufels zugeschrieben, offenbar werden, und man werde alsdann einsehen, daß die meisten dieser Wirkungen von natürlichen Kräften abhangen [183]). Es werde geschehen, worauf keine Hoffnung sei. „Was unmöglich geschätzt wird, was nur unverhofflich, unglaublich und gar verzweifelt ist, wird wunderbarlich wahr werden" [184]).

Bei all dem läuft freilich auch in den zweifellos echten Schriften Hohenheims manche Unklarheit mit unter, manche Befangenheit in den irrigen Anschauungen seiner Zeit findet sich, mancher Aberglaube, viel Anfechtbares, Verkehrtes — wohl begreiflich, wo einer auf ganz neuen Bahnen geht, oft suchend, tastend und darum mitunter auch irrend, — manches auch, das gerade von seinem Standpunkt der Naturbeobachtung aus geradezu unbegreiflich erscheint, z. B. die geringe Meinung, welche er von der Anatomie hat, die eben damals anfing, der Heilkunst neue wertvolle Anhaltspunkte zu bieten, gegen die er aber mißtrauisch war, weil „die Welschen zu Montpellier, zu Salerno, zu Paris großer Anatomei sich berühmen und doch nichts sehen, so viel gehenkte Diebe sie auch beschauen" [185]). Für Hohenheim war es nach seiner naturphilosophischen Anschauung der lebende Mensch, der beseelte Körper, den der Arzt zu erforschen hatte; daher die Ablehnung anatomischer Studien am entseelten Leib, von denen er am selben Ort sagt: „solcher befleißen sich auch die teutschen Guckgauch der Ärzte und besehen Dieb u. dergl., gehen nachher zum requiem; giengen sie zu den Leuten dafür!" [186])

Trotzdem stand Hohenheim hoch über den Ärzten seiner Zeit, und seine Kunst und Lehre waren gewiß ein Neues, das wert war, daß das Alte von ihm lerne und in vorurteilsloser Prüfung das unbestreitbar Wahre sich aneigne. Er wollte, daß das Alte vor

ihm sich beuge. Und das tat die herrschende Schule nicht und schalt ihn einen Ketzer, vergaß freilich, daß Schimpfworte keine Widerlegung sind.

Je mehr er aber angefochten wurde, je mehr man die Reform, die er erstrebte, als verwerfliche Revolution verschrie, — ein Wort übrigens, das er selbst als Ziel seines Strebens gebrauchte — und als frevle Antastung der altehrwürdigen Überlieferung verdammte, je mehr gegen seine Kunst und Lehre blinder Unverstand und törichter Wahn, schnöde Verleumdung und bösliche Verketzerung, blasser Neid und grimmer Haß sich kehrte, desto selbstbewußter und stolzer wurden seine Worte, desto mehr wuchs sein Selbstgefühl, ohne welches einer, der allein den Kampf auszufechten hat gegen eine Welt voll Feinde, nichts erreichen kann, desto mehr steigerte er sich in die hohe Meinung von sich selbst hinein, er sei der Monarcha, der Alleinherrscher im Reich der Medizin, und wenn er jetzt als das nicht anerkannt werde, die Zukunft werde ihm die Anerkennung bringen. „Mir nach müsset ihr“ — so rief er in stolzem Selbstgefühl den Ärzten und Hohen Schulen seiner Zeit zu — „mir nach und ich nit euch nach! Mir nach, Avicenna, Galene, Rhasis, Montagnana, Mesue, mir nach und ich nit euch nach, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Thonau und Rheinstrom liegt, ihr Insulen im Meer, du Italia, du Dalmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Israelita, mir nach und ich nit euch nach! Ich werd Monarcha und mein wird die Monarchey sein!“ [187]). Und wenn die Gegner ihn Lutherus medicorum nannten, so war ihm dieser Name zum Vergleich nicht gut genug: „Ich bin Theophrastus und mehr als die, denen ihr mich vergleichet“ [188]).

Eine übermütig stolze Sprache aus leidenschaftlich erregter Stunde. Und doch war Hohenheim weit davon entfernt, zu meinen, daß er in allen Stücken das Beste getroffen habe. „Das sei alles in seim Wert, das andere haben“, konnte er sagen [189]). Er weiß auch, daß er selbst noch viel zu lernen habe, und bezeichnet es als eine der höchsten Pflichten und Tugenden des Arztes, daß er sich nie für „ausgelernt“ hält, „nicht zehn Stunden bleibt einer un-

gelernt"[190]). Pflicht eines jeden Arztes sei, weiter den Dingen nachzutrachten und mehr zu erfahren, denn geschrieben stehe; „denn die Arzney ist noch bis auf die Stund auf keinen Termin oder End kommen, sondern noch für und für ist's vorbehalten, weiter und mehr zu lernen und zu erfahren." Andere mögen auf dem Weg der Erforschung der Natur noch vieles finden, was er nicht gefunden habe. „Wer's besser kann, den bitt ich, daß er's verbessere. Einen solchen meinesgleichen wollt ich gern (an)erkennen"[191]). Denn noch steht er vor manchem Rätsel, ohne des Rätsels Deutung ergründet zu haben. Er sieht die Wirkung des Wundsegens, den das alte Weib sprach; er glaubt an die Stichfestigkeit des Landsknechts. Er fragt sich: woher die Kraft? Vom Teufel? „Das ist unmöglich, der Teufel vermag nicht so viel, daß er einen Hafen möge machen, der nicht zerbrochen wird, geschweige, daß mich niemand möge hauen und stechen. Niemand kann das, denn Gott allein. Es steht bei Gott, warum er ihren Aberglauben bestätigt"[192]). Hohenheim hält aber auch wieder manches für eine „üppige Superstition"[193]), was vielen zu seiner Zeit feststand, „für lächerig und nie bewährt"[194]), für Betrug und ungewisse Kunst[195]). So ist ihm die Chiromantie, die Kunst aus den Linien in der Hand eines Menschen Schicksale zu lesen, ein „Irrsal"[196]), ebenso die Nekromantie, „mit ihren betrüglichen Zetteln", eine „Narromantie", und die dies und ähnliches treiben, sind ihm „Schälke, dergleichen etliche etlichemal mit Recht mit Ruten ausgeschlagen worden sind"[197]).

Auch über die Astrologie, die Kunst, die zu seiner Zeit selbst von so erleuchteten Männern wie Melanchthon hochgehalten wurde, hat sich Hohenheim eine freiere Meinung gebildet. Sie ist ihm eine „lächerliche Fabula" der Astronomen, „eine jegliche Astrologie eine Mutter der Superstition"[198]). „Die Gestirne gewaltigen gar nichts in uns, sie einbilden nichts, sie eignen nichts zu, sie inklinieren nichts, sie sind frei für sich selbst und wir sind frei für uns selbst. . . . Daß einer mehr aufwächst als der andere, einer in Künsten, der ander im Reichtum, der dritte in Gewalt u. dergl., ein solches legt ihr zu den Gestirnen, daß ihr von ihnen ein solches habt. Deß entschlagen wir uns und legen es also aus: Das Glück kommt aus der Geschicklichkeit und Geschicklichkeit kommt aus dem

Geist. Darnach ein jeglicher Mensch einen Geist hat, darnach ist er geschickt"[199]. Aus der Zeit, in welcher sich Hohenheim fast ausschließlich mit religiösen Fragen beschäftigte, stammt das Wort: „In der neuen Kreatur haben Planeten und Aszendenten keine Kraft, sondern nur Wille und Gaben Gottes"[200]. So wenig Hohenheim der astrologischen Konstellation einen Einfluß auf die Lebensgestaltung des Menschen zuzuerkennen vermag, so wenig gibt's für ihn eine Wirkung des „Firmaments" auf Arzneimittel. „Mir ist das Firmament auch etliches Teils bekannt, ich kann aber doch nicht erfahren darinnen, daß der Falsch der Arzney aus dem Firmament geben werde. Aber" — so fügt er mit scharfem Seitenhieb hinzu — „das weiß ich wohl, daß des Menschen Leichtfertigkeit eine Ursache ist des Betrugs, und man bedarf's sonst niemand zeihen, denn sich selbst"[201].

Wenn Hohenheim nach der Sitte mancher Gelehrten seiner Zeit sogenannte Prognostikationen schrieb[202], Andeutungen über die kommenden Ereignisse, so tat er das nicht als Astrologe, welcher nach den Regeln seiner Kunst die Konstellation der Gestirne ausdeutet; er bekämpft vielmehr die herkömmlichen astrologischen Künste und die Praktikanten, die alle Dinge, so in der Welt geschehen, und alle Heimlichkeiten der Menschen aus den astra zu wissen wähnen und ihren hölzernen Himmel studieren[203]. Es waren sehr allgemein gehaltene Auslassungen, am ehesten zu vergleichen den politischen Leitartikeln, in denen der Zeitungsschreiber am Jahresanfang den mutmaßlichen Verlauf der Dinge bespricht. Damals waren in Ermanglung von Zeitungen die Kalender mit derlei beliebten „Prognostikationen" ausgestattet. Hohenheim begab sich im Jahr 1529 zum ersten Male auf dieses Gebiet, vielleicht veranlaßt durch seinen Drucker. Damals erschien bei Peypus in Nürnberg Hohenheims „Practica auf Europen", die bei ihrem Erscheinen gewaltiges Aufsehen erregte — wir begreifen's heute freilich nicht — und in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte, in einem Jahr vier[204]. Die Astrologen der alten Schule wandten sich scharf gegen Hohenheims neue Art auch auf diesem Gebiet[205].

Der Ruf, den Hohenheims Prognostikationen weithin genossen, veranlaßte den Herzog Ulrich von Württemberg, den politischen

Scharfblick Hohenheims zu Rat zu ziehen. Im Tagebuch des St. Gallener Bürgers Joh. Rütiner, 1529—1538, ist berichtet, Ulrich habe Theophrast von Hohenheim auf die Felsenburg Hohentwiel berufen, um ihn über die mutmaßlichen Aussichten des geplanten Versuchs einer Eroberung seines angestammten Landes zu hören. Hohenheim habe ihm den nahen Einzug in sein Herzogtum in Aussicht gestellt [206]).

Unvergessen sei hier das Wort Hohenheims aus einer seiner mit Kaiser und Papst sich beschäftigenden Schriften: „Je höher, je stärker der Papst erhöht wird, desto kleiner und verachteter das Reich des Kaisers ist" [207]).

Auch den Fürsten und Ständen des Reichs gegenüber möchte er die Stellung des Kaisers stärker, in der Einheit des Reichs die mangelnde Einigkeit begründet sehen; und es sind ganz radikale Forderungen, zu denen er in seinem Eifer um die Würde und die Macht des Kaisers kommt. In einem Sermon: „Date Caesari, quae sunt Caesaris, et Deo, quae sunt Dei", schreibt Hohenheim: Wie der Himmel nur ein Haupt habe, so soll's auch auf Erden im Reich sein. „Soll es nun also werden auf Erden, so müssen Fürsten und Herren, Bischofe und Städt verstoßen werden und alle Ställe ein Stall, Ein Kayser; dann viel Hirten hüten nit wohl. Alsdann wann dieser Schafftall sein wird, so wird der Kayser haben, was ihm zugehört" [208]).

Merkwürdig sind auch die Worte, welche in einer „Prognostikation" auf die Jahre 1530—1535 stehen und wie eine Weissagung lauten, die in späteren Jahrhunderten in Erfüllung ging: „Daß aus Frankreich einer in das römisch-teutsche Kaisertum fallen wird und derselbe wird einen Streif tun und dadurch sich den Adler zueignen, also sich einen Kaiser nennen, mit Pomp nach Frankreich zurückkehren, großen Schaden tun, aber nichts Namhaftes behalten" [209]). Doch diese Worte, zu welchen die damaligen politischen Konstellationen Hohenheims Veranlassung zu geben schienen, seien nur ihrer Seltsamkeit wegen hier erwähnt, neben jenem anderen von dem unerschütterlichen Glauben des deutschen Mannes an „den Fels teutscher Nation", als einem Zeugnis für die grunddeutsche Gesinnung Hohenheims, der Gott dankt, ein geborener deutscher

Mann zu sein[210]), und mit Stolz sich „einen Philosophus nach der deutschen Art“ [211]) nennt.

Neben dem ungerechtfertigten Vorwurf, astrologischem Aberglauben gehuldigt zu haben, ist's noch eine schlimmere Nachrede, unter der Hohenheim bis in unsere Tage herein zu leiden hat. Hohenheim gilt vielfach noch für „den berühmtesten unter den Goldmachern“ [212]). Sehr mit Unrecht. So lange er in seiner Jugend in den Laboratorien der Alchimisten arbeitete, wurde er wohl bekannt mit ihren Versuchen, unedle Metalle in edle zu verwandeln. Welche klare, scharfe und unzweideutige Stellung er zu diesen geheimnisvollen Bestrebungen seiner Zeit eingenommen hat, zeigen folgende Worte: „Mit der Zeit wurden in der Alchimey Künste gefunden einander nach und so wunderbarlichs, daß nicht zu verlassen war anderst, denn suchen und finden täglich, und da kein Fleiß und Arbeit gesparet. In dem Suchen, wie sie also in der Alchimey geführet haben, ist es darzu gekommen, daß sie so viel Wunderbarliches gesehen haben mit täglicher Erfahrnuß der Arzney, so zu dem Langen Leben gedient haben, und unter andern . . . auch ein Stück, das sie Tincturam geheißen haben. Aber nachfolgend sind die Aurifices, Lunifices eingerissen, dieselbig zu transmutieren die Metalle damit unterstanden. . . . Sie haben eine Tinctur gemacht, dieselbige hat entfärbet die Metalle. Aus solchem ist nun die Opinion erwachsen, daß es in Metallen eine Änderung machet und verwandelt Ein Wesen in ein anderes, ein rauhes, grobes, unflätiges in ein reines, subtiles, gesundes. . . . Solche Künst sind an mich gelanget in mancherlei Weg, aber vermischt mit dem Proceß in Gold und Silber zu verwandeln. . . . Denselbigen habe ich auch geschieden von dem zur Gesundheit“ [213]). „Nicht daß ich in meinem Schreiben Gold oder Silber lerne machen“, so lesen wir an anderer Stelle, „Rubeum oder Album oder dergleichen lapidem Philosophorum . . ., sondern was die Arzney betrifft, das ist mein Fürnehmen“ [214]).

Zum Scherz hat Hohenheim zuweilen diese Kunst der Färbung der Metalle angewendet und dadurch ist „die Opinion erwachsen“, er selbst sei im Ernst Goldmacher. Es machte ihm ohnedies Spaß, etwa mit seinen leichtgläubigen Schülern einen mitunter sogar derben

Spaß zu machen. Sein Famulus Oporinus konnte davon sagen. So hielt er auch einmal jenen Studiosus Frantz aus Meißen zum besten. Dieser erzählt selbst die hübsche Geschichte[215]).

„Frantz!" sagte einmal Doktor Theophrastus, „wir haben nicht Geld, geh hinüber in die Apotheke, laß dir ein Pfund Mercurius abwägen und bring ihn her." Und er gab dem Famulus einen rheinischen Gulden. Der Famulus ging, tat wie ihm befohlen worden und brachte das Quecksilber samt dem übrigen Geld. Das Quecksilber war damals billig zu haben.

Theophrastus setzte nun vier Ziegelsteine auf dem Herd zusammen, schüttete den Mercurius in einen Tiegel und stellte diesen zwischen die vier Ziegelsteine. Den Famulus hieß er Kohlen darum schütten, danach lebendig Feuer darauf legen und wieder Kohlen über die Flamme tun. Dann ging er mit dem Gehilfen in die Stube.

Über eine gute Weile sprach der Doktor: „Unser dienstbarer Geist möchte uns draußen entfliehen. Wir müssen sehen, was er macht."

Das Quecksilber begann schon zu rauchen. Da befahl er dem Famulus: „Sieh hin, nimm dies Klümplein zwischen die Zange und halt es eine Weile hinein; es wird schon zergehen."

Und so geschah's.

„Nun nimm die Zange wieder heraus! Decke den Tiegel zu und gib ihm gut Feuer und laß es stehen!"

Wieder gingen sie in die Stube zu anderen Geschäften. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da sprach Theophrastus: „Traun! wir müssen sehen, was uns Gott beschert hat. Heb den Deckel von dem Tiegel!"

Der Famulus tat es. Das Feuer war ausgegangen; im Tiegel war die ganze Masse gestanden.

„Wie sieht es aus?" fragte der Meister.

„Es sieht gelb aus wie Gold," antwortete der Gehilfe.

„Ja, Gold sollte es auch sein," sagte darauf Theophrastus.

Der Famulus zerschlug den Tiegel, als die Masse ganz abgekühlt war und nahm sie heraus. Er glaubte, es wäre Gold.

„Nimm's," befahl Theophrastus, „trag's zum Goldschmied bei der Apotheke und heiß mir Geld dafür geben."

Frantz tat es. Der Goldschmied wog's (es wog ein Pfund weniger ein Lot), ging hin und holte Geld. Es war ein ebener Beutel voll rheinischer Gulden. „Den bring deinem Herrn und sag: es ist nicht alles, ich will ihm das ander wohl schicken, wenn ich hab."

Natürlich war der Goldschmied ins Vertrauen gezogen und hatte samt Theophrastus den leichtgläubigen Famulus zum besten. Der Doktor hatte Quecksilber festgemacht und ihm nach seiner chemischen Kunst eine Goldfarbe gegeben.

Er wird sich auch sonst solche Scherze erlaubt haben; auf sie geht die Nachrede zurück, Hohenheim habe sich im Ernst der Goldmacherkunst hingegeben [216]).

Einem Scherz verdankt Hohenheim auch die Nachrede, er habe sich gerühmt, einen „Homunculus" machen zu können. Das ging so zu. Da war ein eifriger Jünger der Geheimwissenschaften, namens Johann Winkelsteiner von Freiburg. Der hatte Hohenheim wiederholt dringend darum angegangen, ihn in seine Geheimnisse einzuweihen. Er hatte dem Meister eine Reihe von Fragen vorgelegt, auf welche er von ihm Antwort haben wollte. Darunter war auch die Frage nach der Bildung eines Menschen durch die Kunst der Alchimie. In einer schalkhaften Laune gab Hohenheim dem Drängen Winkelsteiners nach und schrieb für ihn eine Schrift, „De natura rerum" [217]), voll von Unsinn, um den neugierigen, geheimnislüsternen Winkelsteiner zum besten zu haben und ihn und seinesgleichen mit all ihren Geheimkünsten lächerlich zu machen. In feierlichem Tone legte Hohenheim dem Adepten ans Herz, das Buch, das er ihm allein zu lieb geschrieben habe, Tag seines Lebens nicht weiter kommen zu lassen, sondern für ihn und die Seinen ja in großem Geheimen zu halten, ja für einen großen Schatz, wie's denn wahrlich wohl ein verborgener großer Schatz sei und ein köstlich Kleinod, das er bis zu seinem Tode nicht von ihm solle kommen lassen, und wenn er sterbe, so solle er es seinen Kindern und Erben befehlen, daß sie das Büchlein auch gleicherweise verborgen halten, auf daß es nicht in die Hände der Sophisten komme, die doch alles, was nicht mit ihnen stimmet, „auf das höchste kalumnieren" [218]).

Wie köstlich redet da der schalkhafte Doktor mit „seinem lieben Bruder und vertrauten Freund" Winkelsteiner! — Die ganze Vor-

rede ist ein Meisterstück deutscher Sprache und echtesten Humors. Nun, unter den Antworten auf „die Punkte“, wegen derer der Wißbegierige ihn „ratsam ersuchte und als ein Bruder bat“, war auch die Auskunft, „der Kunst der Alchimey sei es gar wohl möglich, einen Menschen zu machen, einen homunculus, etlichermaßen einem Menschen gleichsehend, doch durchsichtig, ohne corpus“ [219]). Ein köstlicher Unsinn.

Winkelsteiner hat natürlich alles für heiligen Ernst genommen und leider das tolle Buch nicht „in großem Geheimen behalten“, und so haben auch andere in ihrem Unverstand Hohenheims Scherze für bare Münze genommen. Die einen merkten die Satire nicht, die anderen wollten sie vielleicht nicht merken, und es geschah, wovor Hohenheim sich hatte behüten wollen, die Spötter machten sich über das Buch her, um seinen schalkhaften Verfasser „aufs höchste zu kalumnieren“.

Manches andere noch ist auf Hohenheims Rechnung gesetzt worden, was er überhaupt nie geschrieben hat, auch nicht im Scherz. Allerlei phantastischer Unsinn ging geschrieben und gedruckt in die Welt hinaus unter dem Namen „des weitberümbten Doktors Theophrastus Paracelsus“, damit andere, gedeckt durch den berühmten Namen, ihre Machwerke an den Mann brächten, und schließlich wurde Hohenheim für all den Unsinn verantwortlich gemacht.

Selbst ein Johannes Oporinus, der ehemalige Schüler und Famulus, wundert sich, — in der Zeit, da er längst unter die Verleumder seines großen Lehrers gegangen war, — wie viele Schriften Hohenheim zugeschrieben werden, Schriften, in welchen Dinge stehen, die diesem auch nicht im Schlafe eingefallen seien [220]).

V

Religiöses Leben

1. Im ärztlichen Beruf

„Eine fromme redliche Kunst“[1]), das war's, was Hohenheim vom Arzt verlangte. Er selbst hat als Christ und Menschenfreund so seine ärztliche Kunst geübt. Daß er sie so auffaßte und so übte, beruhte auf seiner persönlichen religiösen Stellung. Unter den mancherlei falschen und ungerechten Urteilen, die über Hohenheim in Umlauf kamen, ist der ungerechteste Vorwurf der, er sei ein Atheist gewesen, impius et in deum blasphemus[2]). Für Hohenheim ist Gott der allwaltende in der Natur; was die Natur an Kräften bietet, sind Gnadengaben des Schöpfers, Magnalia Gottes[3]). „Gott ist wunderbarlich in seinen Werken und Geschriften, der ohn End wunderbarlich dem Menschen, als der edelsten Creaturen, selbst alles zu philosophieren befohlen hat, und zu erforschen die Natur, damit sie die Wunderwerk Gottes herfürzeig. Denn was haben wir auf Erden, als allein in göttlichen Werken zu wandeln und sie zu erkennen“[4]). Vom Arzt ganz besonders verlangt er, daß er „eines guten Glaubens sein soll“. Wo er „von des Arztes Tugend“ schreibt, hat er die schönen Worte gefunden, die an Tiefe des religiösen Empfindens und an Kraft des Ausdrucks eines Luthers würdig sind: „Du mußt in Gott eines ehrlichen, redlichen, starken, wahrhaftigen Glaubens sein, mit allem deinem Gemüt, Herzen, Sinn und Gedanken, in aller Liebe und Vertrauung. Alsdann auf solchen Glauben und Liebe wird Gott seine Wahrheit nit von dir ziehen und wird dir seine Werk offenbar machen, glaublich, sichtlich, tröstlich“[5]). Und so war es auch seine feste fromme Überzeugung, daß

kein Arzt könne gesund machen, wenn es nicht Gottes Wille sei, daß die Krankheit ein Ende hab [6]); daß ein Arzt alles von Gott haben müsse, was er könne und nur Gottes Verweser sei [7]); daß er nur der Knecht der Natur, Gott aber der Herr der Natur sei [8]). „Alle Dinge, so wir in Künsten vermögen, sollen darum Gott zu Lob und Ehr gebraucht werden" [9]). Hilft die Arznei, so hat nicht der Arzt Lob verdient, sondern allein Gott. Nicht den, welchen wir am Krankenbett sehen, und wär's der treueste, sorgsamste, geschickteste Arzt, sollen wir für den halten, der da helfe; da könnte man ebensogut dem Gras danken und dem Heu, der Büchse und der Apotheke, und das wäre ein Aberglaube und Abgötterei. Nein, das sollen wir von Herzen bedenken, daß Gott die Arznei geschaffen hat und hat sie gestellt unter unsere Augen, so sei Gott Lob und Dank. „Seht an den hoffärtigen Arzt. Dankst du Gott für die Hilfe und ihm nicht, er zürnt; denn er läßt sich am Dank der Kunst nicht begnügen" [10]).

Es war in seinem Munde keine leere Redensart, wenn er nach der Erzählung seines Amanuensis, des wiederholt erwähnten stud. Frantz, dem Weibe, das ihm für die unerwartete Besserung im Befinden ihres kranken Mannes ihren letzten Gulden brachte, erwiderte: „Liebes Weib, nimm deinen Gulden und kauf dir und deinem Mann Essen und Trinken und danket Gott!" [11])

Für sich selbst war ihm neben dem „Dank der Kunst", der inneren Befriedigung über den Erfolg seiner Kunst das Bewußtsein genug, auch als Arzt ein Gotteswerk zu tun und Christenpflicht zu üben. Ihn erfüllte die dankbare Erkenntnis, daß er seine Begabung als Geschenk von Gott empfangen. „Wir Menschen sind nackend und bloß geboren und bringen weder Kunst noch Weisheit mit uns und warten der Gnaden Gottes, die er uns zuschickt. . . . Alles, was wir erfinden, das nimmt alles also seinen Ursprung: gleicherweise wie der Gruß Mariä gegeben ward, darauf sie dann voller Gnaden war, also werden auch die Gnaden ausgeteilt über uns" [12]). Darum war ihm die Ausübung seiner Kunst so heilig wie ein Apostelamt [13]), ob er seine Gänge zu den Kranken machte, oder ob er mit der Feder in der Hand seine Kunst und Lehre verbreitete, die Wahrheit zu schreiben, wie die Evangelienschreiber [14]).

Das Gefühl persönlicher Abhängigkeit von Gott wies ihn immer wieder zu Gott, vollends seit er den von ihm vielangeführten Spruch vom Bitten, Suchen und Anklopfen „gefunden", der ihm als „ein Grund- und Eckstein" erscheint[15]), „unser Vertrauen und Glauben darauf zu setzen, denn sein Wort: bittet, so werdet ihr gewährt, das ist nun einmal wahr. Allein, daß wir seinem Wort vertrauen und glauben: wo das nicht ist, so ist das Beten ein Maulklaffen" [16]). Das „Sursum corda" ist ihm so wichtig geworden, daß er einen besonderen Traktat unter diesem Titel schrieb mit dem Leitgedanken: lasset uns zu Gott allein unser Herz erheben, der uns gemacht hat mit seinen Händen[17]). Es ist ihm wie eine Himmelsleiter, auf der sich auch „Gott zu uns von oben herab macht. . . . So nun solche Stiegen nit wird sein, so wird unsere Weisheit nichts sein"[18]).

Mit dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott verband sich ihm der Ernst der Verantwortlichkeit vor Gott[19]) und die Pflicht, auch im ärztlichen Beruf „im Fußtritt" Christi zu wandeln[20]) und so das Reich Gottes zu suchen[21]). Weisungen dafür zu finden, „durchforsche der Arzt die Schrift, wie ihm geheißen ist" [22]), und wenn er seinen Standesgenossen Christus vorhält, so fügt er bei: „Ihr sollt euch nicht verwundern, daß ich auf den weise und zeige, der da gesagt hat: ich bin mild und eines demütigen Herzens, von ihm zu lernen die Arznei, der doch allein ein Lehrer des Ewigen ist" [23]).

Gewissenhaft seinem Beruf zu leben als ein frommer und getreuer Arzt, das war ihm das wahre Christentum, war ihm ein Gottesdienst, wichtiger als „in der Metten stehen" [24]). Ja, er scheut sich nicht zu sagen, heimliche Christen gebe es selbst bei den Heiden, — „ihr sollt mir's nicht verargen" [25]), — wenn sie in Nächstenliebe ihrer Mitmenschen sich annehmen, und erinnert gerne an „den Samaritanen, der dem Verwundeten in Jericho hilflich und sein Nächster gewesen, und nicht der Priester noch Levit" [26]). Eben die Geschichte vom barmherzigen Samariter führt Hohenheim in seinen Schriften öfters an, um mit ihr dem Arzte die Pflicht barmherziger Liebe vorzuhalten, selbstsüchtige Ärzte an vielfach versäumte Pflichten zu erinnern; denn der Arzt vor allen soll Samariterdienste leisten mit der Kunst und Gabe, die ihm Gott verliehen hat. Dazu braucht

der Arzt neben seiner Kunst notwendig die Liebe zu dem Kranken, „des Arztes Tugend"[27]), die an Wichtigkeit der Erfahrenheit in der Kunst nicht nachsteht. „Das Höchste," schreibt Hohenheim in der schönen Vorrede zum „Spitalbuch", „das Höchste, so wir Ärzte an uns haben, ist die Kunst; nachfolgend das dem gleich ist, ist die Liebe"[28]). Was der Arzt von Gott habe, „sollte er das nicht mit großem Herzen, Lieb und Gemüt annehmen und nit mit solcher Lieb wieder austeilen und Barmherzigkeit, in der wir begnadet sein worden, und also groß, als wir's empfahen, wiederum ausgeben. Und wie die Barmherzigkeit und Gnad Gottes nicht feiert, sondern für und für arbeitet in der Lieb, also sollen wir emsiglich im Fußtritt nachfolgen, strenger denn der Rhein und der Nilus fließend"[29]). Bei solchen Grundsätzen konnte für Hohenheim die Ausübung der ärztlichen Kunst nicht, wie sie dazumal meistens betrieben wurde, eine reine Geschäftssache sein, sondern sie ist ihm, wie er schön sagt, „ein Amt des Herzens". „Schwätzen, süß reden, blandieren ist des Maules Amt, helfen aber und nutz sein, ist des Herzens Amt"[30]).

Es zeugt von einer hohen und tiefernsten Auffassung des ärztlichen Berufs, wie Hohenheim die Pflichten des Arztes beschreibt, alle ableitend aus dem Gebot der Liebe; — eine ärztliche Ethik mit ihren unveränderlichen Grundgedanken. Er meint nicht etwa nur, daß der Arzt durch billige oder unentgeltliche Behandlung armer Kranker es beweisen soll, daß ihn die Liebe in seinen ärztlichen Beruf begleitet. Schon zum ärztlichen Beruf muß die Liebe die Führerin sein. Denn „die Liebe ist, die Kunst lernet, und außerhalb derselbigen wird kein Arzt geboren"[31]). Liebe ist ihm so viel als Gewissenhaftigkeit im vorbereitenden Studium, Gewissenhaftigkeit in unermüdlichem Fortschreiten durch Forschung und Erfahrung, Gewissenhaftigkeit am Krankenbett selbst. In seinem Traktat „Von des Arztes Tugend"[32]) nennt Hohenheim diese Gewissenhaftigkeit „Redlichkeit und Treue". „Treue und Liebe aber ist ein Ding. Worin liegt aber die Treue eines Arztes? Nicht allein, daß er den Kranken fleißig besuche, sondern ehe er an ein Krankenbett komme, soll er mit Fleiß und Treue gelernt haben, was ihm zu wissen nötig sei. „Denn hie wird die größte Treue versäumt, daß einer allein lernen will auf den Pracht, auf den Schein, auf

das Maulgeschwätz, auf den Namen; das ist alles Untreu und außerhalb der Liebe. Er lernt und fleißt sich, ihm selbs nutz zu sein, nit einem andern" [33]). Dem Arzt ist das Gesundmachen geboten, wie den Aposteln geboten ward zu predigen, schreibt er ein andermal. „So nun der Arzt unter dem Gebot lebt und darein verbunden ist, so muß er je dem Gebot nachgehn und den rechten Grund lernen und erkennen" [34]). Und so fordert die Treue vom Arzt auch, daß er unablässig weiter lerne, weiter forsche und seine Erfahrung bereichere. „Die Erfahrenheit geht von Jugend auf bis in das Alter und gar nahe bis in den Tod, nicht zehn Stund bleibt einer ungelernt" [35]). „Es soll keiner seiner Arznei und Geschicklichkeit vertrauen, sondern zu besserem Grund für und für arbeiten, lernen all Stund und Tag" [36]). Die mit ihren etlich hundert Rezepten von der Hohen Schule kommen und sich Doktor heißen, die sind „ein leichtfertig Volk", dem Lieb und Treue gegen die Kranken fehlt [37]).

Zur Treue des Arztes gehört auch die gewissenhafte sorgsame Beobachtung des Kranken und des Krankheitsverlaufs. „Ein Kranker soll Tag und Nacht seinem Arzt ingebildet sein, und über alles soll ihn der Arzt vor Augen haben." Solche Sorg soll der Arzt haben [38]). Übelwollende Gegner machten ihm den Vorwurf: so er zu einem Kranken komme, so wisse er nicht von Stund an, was dem gebreche, sondern er bedürfe einer Zeit dazu, bis daß er's erfahre. Das rechnet sich Hohenheim gegen die mit dem Urteil schnell fertigen Ärzte zum Ruhme an, daß er erst sorgfältig beobachte, damit das erste rasche Urteil nicht falsch sei und man nicht schließlich als ein Lügner dastehe. Er begehre vielmehr von Tag zu Tag je länger je mehr zur Wahrheit zu kommen. Die Augen urteilen in der Eile, was den Augen verborgen ist, das gilt's zu erforschen, dem Bergmann gleich, der den Gehalt des Erzes auch nicht auf den ersten Blick erkennt; er wird's auf allerlei Weise probieren, rösten, schmelzen, abtreiben, und dann merken, was es enthalte und was es vermöge. So hat der Arzt, zumal bei verborgenen, langwierigen Krankheiten, die Dinge zu erwägen, zu ermessen, zu versuchen, so viel der Versuchung zustehe, — das sei ihm nicht zu verargen, — und alsdann mit der rechten Kunst daran. Die es nicht so machen, denen werden

viel in den Kirchhof entrinnen, ehe sie es erfahren; und noch so erfahren sie's nicht [39]).

Treu wollte Hohenheim sein, und so machte er auch damit Ernst, daß „Treue und Liebe ein Ding" sei. Jene Frau, der er den Gulden wieder gab, daß sie sich und ihrem kranken Mann zu essen kaufe, war nicht die einzige, welche die barmherzige Liebe des menschenfreundlichen Arztes zu erfahren hatte. Es ist eine der schönsten Seiten im Wirken des vielgeschmähten Mannes, daß man ihm nachrühmen konnte: „er habe viel Kranke umsonst kuriert, das ihm die galenischen Doctores nicht ohne merkliche Schand nicht nachtun mochten" [40]). In jenen Jahren, da er selbst bettelarm in den Gebirgstälern des Appenzeller Landes lebte, ist er unermüdlich über die Berge gestiegen, so sehr er sich auch der ärztlichen Praxis entziehen wollte. Er sah nur „die armen Kranken, die seiner Hilfe groß notdürftig waren, so hart ihn manchmal sein Pflug — die Ausübung der ärztlichen Praxis — ankam". Seine Kranken hielten ihn zurück, wenn er weiter wandern wollte. Er konnte und wollte „sich von selbigen nicht säumig machen" [41]). „Einer mit dem andern Mitleiden zu haben und das Gebot der Liebe zu erfüllen", das, so möchte es Hohenheim sehen, sollte „Doctorischer Brauch" sein. „Der Arzt soll nicht auß eigen Nutz wachsen, sondern aus der Lieb; dieselbig ist ohn Sorg, sorget nicht, was sie morgen essen will, sondern gedenkt, wie die Lilien im Feld gekleidet werden und die Vögel gespeiset, viel mehr der Mensch, der da wandelt nach dem Willen Gottes" [42]).

Freilich reich wird der Arzt nicht, der nach dem Gebot der Liebe handelt. Hohenheims Gegner haben auch das „zu einem Stichblatt wider ihn" gemacht, daß er arm gewesen, arm geblieben ist. „Ihr habt mir verargt und übel ausgelegt meinen geringen Reichtum und schlechte Kleidung, so ich gehabt und getragen habe. Hätte ich mir alle meine Sach so wohl lassen bezahlen und dem Geld gelockt und meines Seckels Nutz mehr denn der Kranken Nutz betrachtet, gleich wie ihr, wollt ich reicher sein, denn euer keiner. Wiewohl ich ohne das reicher bin denn ihr, Ursach: Ich hab ein beständiger Gut, denn ihr, nemlich die Kunst ist mein Gut und bestes Reichtum, denn es kann mir's kein Dieb stehlen, kein Feuer, kein

Wasser oder Räuber nehmen" [43]). Mit ernsten Worten wendet er sich an die Ärzte, die nicht in frommem Sinn und barmherziger Liebe ihren Beruf ausüben: „Sucht am ersten das Reich Gottes und verzweifelt an Gott, dem obersten Arzt, nit; denn so wir ihn lieben und den Nächsten, so wird uns alles zustehen, was wir bedürfen. Aber still liegen, der Liebe vergessen, so wird uns auch genommen das, so wir haben. Er wird nicht unterlassen zu besehen, wie die Medici seien, und zu uns sagen am Tag des Gerichts: Gehet hin ihr Verfluchten in das ewig Feuer; wo habt ihr mich getröst, da ich krank bin gewesen, mit eurer Arznei. Ihr habt das mein genommen und auch nicht geholfen. Ihr habt euren Gott verlassen und nichts von ihm gelernt, noch von ihm zu lernen begehrt. Ihr habt eure Schätz gesucht auf Erden und nicht im Himmel, und meine Werk in der Natur nie ergründet, wie sich einem Arzt gebührt, sondern leichtfertig gehandelt, leichtfertig zergangen! Darum so tut die Augen auf, damit ihr von diesem Fluch erlöst werdet" [44]).

Nicht nur sein ärztliches Wirken am Krankenbett, auch seine schriftstellerische Tätigkeit will er als einen Dienst der Liebe gegen seine Mitmenschen aufgefaßt wissen. Ein jeglicher, der da schreiben will für den gemeinen Nutzen, erfülle das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben" [45]). Und so will er „unbezahlt alle Künste nach der Wahrheit an den Tag geben, unverdeckt, einfältig nach dem rechten Grund, und es soll ihn doch nicht reuen" [46]).

Wiederholt widmete Hohenheim seine Schriften hochangesehenen oder regierenden Männern der Städte, in welchen er verweilte, die Bücher der Großen Wundarzney mit mehreren Widmungsschriften dem König Ferdinand [47]). Er ergriff dabei die Gelegenheit, auch diesen den „gemeinen Nutzen" ans Herz zu legen und die Amtleute auf ihre Pflichten hinzuweisen, welche sie um des von Gott ihnen übertragenen Amtes willen haben, nicht nur als „Polizey" auf die Krankheiten acht zu haben, sondern von der Liebe des Nächsten sich treiben zu lassen. Wer von Gott das Amt habe, dem gemeinen Nutzen vorzustehen, der müsse nach dem Inhalt seines Gebots dem Nächsten Liebe erzeigen, den Nackten für Kleider sorgen, den Kranken für Arznei. In solchen Tugenden, welche dem Nächsten

zu gut kommen, sollen weder Mund, Aug, Ohr, Hände noch Füße feiern. Nichts sei nützer, nichts notdürftiger, nichts, das den Amtleuten mehr zu Ehre und Lob gereichen könne[48]).

Und wie den Amtleuten, so schärft er den christlichen Bürgern das Gewissen. „Ich mag billig euch alle vermahnen, dieweil ja einer des andern Nächster sein soll aus dem Gebot Christi und der Natur Ordnung. . . . Es ist ein Großes und Hohes, daß uns Gott vor unsern Augen läßt liegen solche Kranken und er ist's selbst. Nun, was gedenket ihr, daß ihr die Augen abwendet? So je in euch ein getreuer christlicher Blutstropfen wäre, so solltet ihr hinzugehen, raten, helfen, speisen, tränken, und ihr lasset's liegen. Nicht allein daß ihr nicht helfen könnet in den Krankheiten, sondern weiter ist auch euer Keller, euer Kasten vor ihnen versperret und euer Haus beschlossen. Und noch so saget ihr über die unchristliche Tat, ihr seiet Christen und seiet Brüder Christi. Wer kennet die Brüder im Reich Gottes? Niemand endlich. Und ihr wollet mir's für unchristlich achten und auslegen, so ich's mündlich red und sag, es sei nützer, du wäschest den Armen ihre Schäden und bindest denselbigen ihre Wunden, denn daß du in der Metten stehest, plerren, und in der Prim und in der Terz und Vesper. Ihr sagt, ich sei unchristlich darum und handel wider den christlichen Glauben, und ich bin der, der es von Christo hat: du sollst speisen, tränken, kleiden, und hat der Metten ꝛc. nicht gedacht. . . . Den Reichen wartet man wohl, den Armen wartet niemand. Auch im Spital liegen die Gesunden im Bett, und die Kranken, Dürftigen, Presthaften im Stall. Soll das nicht ein Erbarmung über uns Christen sein?“ [49])

Erbarmen fühlte Hohenheim besonders mit den armen Geisteskranken, die in jener Zeit und noch lange eine oft unmenschlich grausame Behandlung zu erdulden hatten. Ärztliche Einsicht, die als die Ursache der Geisteskrankheit nicht teuflische Besessenheit gelten ließ, sondern geistig Erkrankte eben als Kranke ansah, verband sich bei ihm mit edler Humanität und wahrer Frömmigkeit. Gerade den Kranken gegenüber, die „ganz toll, unsinnig, wild, ganz viehisch“ sind, oft in einem Zustand, gegen welchen alle Kunst des Arztes machtlos ist, erinnert er an das Gebot: Liebe deinen Nächsten als

dich selbst! Welch gemütvolle Töne findet er, wo er in Gedanken solchen Kranken anredet: „In dem Elend, da du in bist, im selbigen Elend wollen wir dich und uns behüten und bewahren, dein Joch und deine Bürd auf unsern Rücken nehmen und Gott, unsern Erlöser, anbeten, bitten, dich zu entbinden“ [50]). So wollte Hohenheim, daß in die dunkelste Nacht menschlichen Elends das milde Licht christlicher Nächstenliebe scheine.

Menschlicher Nöte in christlicher Nächstenliebe sich anzunehmen, dazu ruft Hohenheim mit warmen Worten die Reichen auf. An sie wendet er sich besonders mit seinem „Spitalbuch“. Mit einer schönen Vorrede entbietet er ihnen seinen Gruß. Sie ist es wert, ausführlich wiedergegeben zu werden. Sie lautet: [51])

„Doctor Theophrastus den Reichen seinen Gruß! Was wäre es nutz, wenn ich viel von Kranken und Armen schriebe, wie ihre Gesundheit zu erlangen sei, und ermahnet euch Reichen nicht? Denn den Armen ohn die Reichen mag nichts guts beschehen und sind beide aneinander gebunden, zu gleicherweis wie ein Ketten. Und als wenig ein Ketten vermag einen Bruch an ihr zu leiden, als wenig soll auch ein Bruch sein an der Ketten der Reichen und Armen. Diese Ketten lernet ihr Reichen wohl erkennen. Denn werdet ihr euren Ring brechen, so brechet ihr nicht allein die Ketten, sondern wie die zerbrochenen Ring werdet ihr hingeworfen. Warum machet ihr euch denn frei und sperret die Hilf den Armen? als wenn einer etliche Ring aus der Ketten nähme und sie würde ihm zu kurz; also ist euch der Weg ohn die Armen zu kurz in das Reich der Himmel und werdet nicht mögen erreichen das Ziel, das der Ketten gegeben ist. Darum so wisset, daß alle eure Krankheiten auf Erden in einem einigen Spital liegen, Reich und Arm, das ist in dem Spital Gottes. Nun folget hieraus, daß ihr merken und bekennen müsset, daß der Tod, daß die Krankheit euer so wenig verschonet als der Armen, und daraus prüfet und merket, daß ihr euch des Spitals ledig zu sein nicht möget erkennen, sondern daß ihr alle gleich, Fürsten und Herren, wie ihr gemeiniglich versammlet seid, in diesem Spital lieget, sterbet und geneset. . . .

„Nun aber, wie Krankheit halben ein Spital in der ganzen Welt ist, so folget aber eine Teilung in demselbigen also, daß sich die

Kranken absöndern, und keiner will in dieser Ketten verbunden sein, einer söndert sich von seinem Bruder, damit ihm besser gewartet werde denn seinem Bruder, andere sondern sich von ihren Gesellen, auf daß sie Vorteil vor ihnen haben. Also bleiben liegen die Fürsten in ihrem Saal, die Reichen in ihrem Palast, die Armen in ihren Winkeln, die verlassen werden und gesondert von den Reichen, als so man einen in den Stock oder Kerker leget. . . . So bricht die Kette, damit daß sich die Ringe absondern. Das ist das Brechen, wenn wir uns ziehen von den Armen und lassen ihn liegen unter der Streue, daß ihm die Hunde mehr Liebe beweisen, denn wir. Solches lasset euch zu Herzen gehen und gedenket, daß ihr für euch nehmet das natürliche Gesetz: So ihr krank lieget, wie gern ihr sähet, daß euch eure Notdurft werde, wenn die Armen reich und ihr arm wäret. Und prüfet bei euch selbst, wie euer eigener Mund bekennen würde, so ihr krank liegt, daß ihr müßtet gedulden die Speis, die Wart und die Wohnung der Armen, und sprächet selber: müßt ich's also haben in meinen Krankheiten, ich müßte sterben, und eure Natur entsetzte sich darob. Ist's also euch, wie's euer Mund bezeugt, so ist's auch also den Armen.

„Nun zwingt die christliche Liebe und das Gebot Christi, ja auch die heidnische natürliche Liebe: wie ihr wollet, daß euch geschehe in Nöten, also sollt ihr auch dem Notdürftigen hergegen erstatten. Das haben die Heiden gehalten und keine Vertröstung darin gehabt. Wir aber haben hierin von Christo Vertröstung und erzeigen uns ärger denn die Heiden. Sehet auf, wie zu Hiericho dem verwundten Mann geschah, welchen verließ der Priester und der Levit, der Samaritan aber nicht. Nun schauet, daß nicht durch den Priester und Leviten wir Christen verstanden werden, und durch den Samaritan die Heiden. Denn also würden die Heiden uns fürgehn im Reich der Himmel.“

Hohenheim führt dann noch weiter aus, daß der Reiche sich eine Einsicht verschaffen solle in die Dürftigkeit der Armen aus dem, das die Augen lehren, und daß man mit Verstand die Kranken heimsuchen und so erkennen solle, was sie brauchen, Wart, Kleidung, ärztlichen Beistand. Es könne dann nicht anders sein, als daß man dadurch „gezwungen“ werde [52]). „Je mehr die Erkenntnis ist in

einem Ding," sagt Hohenheim an anderer Stelle [53]), „je mehr die Lieb: der den Armen nicht verstehet noch erkennt, der liebt ihn nicht."

Hohenheims Auffassung und schriftstellerische Vertretung der Pflichten gegen Arme und Kranke bedeutet einen mächtigen Fortschritt gegenüber dem Standpunkt seiner Zeit, in welcher der Reiche, der Vermögliche glaubte, seiner Pflicht gegen die Armen und Kranken genügt und sich selbst noch ein Verdienst erworben zu haben, wenn er der Kirche oder dem Kloster sein Almosen gespendet oder in den Opferstock am Spital seine Münze geworfen hatte. Im übrigen überließ er die Fürsorge für die Armen und Kranken den Klosterleuten oder dem Spitalverwalter. Von einer persönlichen Fühlung mit den Armen und Kranken, einer persönlichen Liebestätigkeit war gewöhnlich keine Rede. Wo sie geübt wird, sagt Hohenheim auf Grund des Schriftworts Gottes Vergeltung zu: „So ihr krank werdet und lieget in euren Schmerzen, so wird Gott euer Arzt sein, denn ihr habt mit Verstand die Kranken heimgesucht und sie mit Nutz und Fruchtbarkeit getröst; also wird auch um euer Bette Gott wandern in euern Krankheiten" [54]).

„Groß werden sich aber die freuen, gegen denen gesagt wird werden: Ich war nackend und bloß und du hast mich kleidt, darum bist jetzt mein. Ich war durstig. . . . Ich war krank. . . . Ich bin im Gefängnis gelegen . . . nit daß du mir's hast gethan, aber den Meinen in meinem Namen, fürwahr der dem Mindsten in meinem Namen thuet, der thuet mir's. Darum so komm zu mir, du seliger und gesegneter, in das Reich meines Vaters, das euch bereit ist von Anbeginn und alle deine Sünd sein dir verzigen und vergeben" [55]).

In der „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit" darf wohl auch Hohenheim mit Ehren genannt werden [56]).

Es sei hier, als eine kleine Abschweifung und doch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem eben dargestellten, noch darauf hingewiesen, wie ein stark sozialer Zug im modernen Sinn des Wortes durch Hohenheims Wesen geht. Der Grundgedanke, der ihn bei seinen sozialen Forderungen leitete, ist derselbe, der ihm persönlich in seinem ärztlichen Wirken die Richtschnur gab: „Die Liebe zu Gott

und die Liebe zum Nächsten, die eng miteinander verbunden sind"[57]). Der gemeine Nutz wird erreicht, wenn wir eingehen unter den Willen Gottes, wenn eine jegliche Gabe dem Nächsten zu gut gebraucht wird, damit das Gebot Gottes vollkommen erfüllt werde. In den vier Ständen Feldbau, Handwerk, freie Künste, Obrigkeit, soll jeder nach dem Grundgesetz handeln: Je einer dem andern, keiner ihm selbst. Wohl gibt's in allen Ständen Herren und Knechte, Meister und Handlanger, verschieden in ihrer Arbeit und in ihrer Bestimmung, aber alle sind ihres Lohnes wert. Unter sich soll jeder Stand eins sein, soll Freud und Leid miteinander tragen, sich gegenseitig helfen und ausgleichen; die Landwirtschaft besonders hat das bei dem wechselnden von der Witterung abhängigen Ertrag vor allem nötig. Jeder Stand, jedes Handwerk soll unter sich eine Brüderschaft zusammenhalten; derselbe Zusammenhalt soll bestehen bei denen, welche den freien Künsten angehören, Medicus, Theologus, Astronomus etc.[58]). Unter den Ständen ist einer so wert wie der andere, ein Mensch so gut wie der andere. Im seligen Leben (im Reich Gottes auf Erden) soll keine Ungleichheit sein, um Neid und Eigennutz zu verhindern[59]). Jeder soll arbeiten und für seine Arbeit seine Notdurft erhalten; ohne Handarbeit keine Seligkeit, die Hohenheim als eine diesseitige im Sinn der Bergpredigt sich denkt. „Unsere selige Nahrung steht in der Arbeit unserer Hände, nit mit Müßiggehen oder Finanzerey. Bist du ein Arzt, die Kunst ist dein Hand, ernähre dich von den Kranken, doch ohn Abgehen ihrer Nahrung"[60]). Niemand darf müßiggehen, auch die Klosterleut sollen arbeiten und nicht vom Zins leben[61]). Wer nicht arbeiten kann, soll von den andern erhalten werden. Jeder bedarf seines Ackers, seines Pfennigs, der ihm alle Tage sein Essen gibt und ihm den Müßiggang vertreibt. „Nit adliges Wesen soll sein, nit Bettelei, nit Zins und Gült, sondern mit eigener Arbeit soll jeder sich selbst erhalten, damit Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Im Himmel ist nichts Eigenes, also muß es auf Erden sein"[62]).

Von diesem Standpunkt aus fordert Hohenheim gleichmäßige Verteilung des Landes, nicht zum Eigentum, sondern darauf zu arbeiten. Mit dem Wachsen der Bevölkerung soll auch wieder neu ausgeteilt werden[63]). So wird auch kein Reichtum vererbt auf

Müßiggang [64]). Ebensowenig soll einer von einem großen Gewinn mehr behalten als er bedarf. Wenn einer so viel gewinnet, daran zwanzig genug hätten, und wenn auch alles recht zugehet, so ist's doch gegen die brüderliche Liebe und wider die göttliche Gabe. Andere müssen darum betteln oder Diebe werden. Wenn einer Kunst hat, der soll nicht reich davon werden, ein Arzt, ein Redner u. dergl., sondern soll sie zum Nutzen des Nächsten anwenden. Wer in Bergwerken einen glücklichen Fund macht, soll es nicht zu eigener Bereicherung verwenden, sondern anderen austeilen. Auch Obrigkeit und Kaiser soll nicht mehr nehmen als die Notdurft vom gemeinen Gut [65]). Die Städte sollen keine üppigen Rathäuser bauen und die Armen in baufälligen Hütten wohnen lassen [66]).

Christus selbst ist es, der ihm das Herz erwärmt für das arme geplagte Volk, er, der seine Wunder an den armen Kranken vollbrachte. Wo Hohenheim (in seinem Traktat de miraculis super infirmos) diese bespricht, da wendet er sich gegen die Mißstände in der Christenheit, gegen das unchristliche Leben in allen Ständen, gegen den Eigennutz, gegen die Hartherzigkeit der Reichen, die ihm die Verfluchten sind ob ihrer Pflichtversäumnis, die Armen in ihrer Armut die Seligen, und mit warmen Worten mahnt er zur Wohltätigkeit und Nächstenliebe nach dem Vorbild Christi, der des gemeinen Volks sich angenommen und es geistig und körperlich gesund gemacht hat. „Sehet an die große Lieb, so groß sie Christus gegen den Armen trägt. . . . Der Glaub gibt aber die Lieb, die Liebe wirket, sie gehören zusammen, mögen nit geschieden sein!“ [67])

Es sind dieselben Grundgedanken, die Hohenheim sich vorleuchten ließ, der Gedanke an Gott, an sein Gebot und an die Verantwortung vor ihm, der Blick auf die Armen und ihre Nöte, die Aufgabe, im praktischen Christentum wahre Religiosität zu bewähren.

Mit welch hoher Auffassung und mit welch sittlichem Ernste er von seinem ärztlichen Beruf dachte, möge noch sein denkwürdiges „Jus jurandum“ zeigen, das unter seinen Papieren sich fand. Zu dem Eid, den er einst als junger Doktor geschworen, legte er nach mancherlei Erfahrungen seines Lebens sich selbst folgendes Gelübde ab:

„Das gelob ich: Meine Arzney zu vollfertigen und nicht von der zu weichen, so lang mir Gott das Amt vergundt, und zu widerreden aller falschen Arzney und Lehren. Demnach, daß ich die Kranken lieben will, einen jeglichen mehr, als wann es meinen Leib anträfe; den Augen nit zu verlassen, darinn richten nach seinem Erzeigen. Auch keine Arzney geben ohn Verstand, kein Geld ohn gewonnen einnehmen; keinem Apotheker zu vertrauen, kein Kind den Gewalt befehlen, nicht wähnen, sondern wissen; dergleichen keinen Fürsten arzneyen, ich hab dann den Gewinn im Seckel, keinen Edelmann auf seinem Schloß, keinen Mönch, keine Nonn in ihrem Gewalt. In Franken und Böhaim nichts arzneyen, und so ein Arzt krank läge, beim teuersten zu handeln, für das, daß mich einmal einer ließ nimmer annehmen. In der Ehe, wo Untreue gemerkt wird mit der Arzney, es sei Frau wider den Mann oder Er wider sie, sonder Rat nicht zu geben in ihrer Krankheit; Geistlichen in ihrer Krankheit nicht verhängen; wo Klag ist, fahren lassen; wo die Natur versagt, nit weiter zu versuchen; wer mir den Lidlohn vorhält, mein nicht würdig zu sein erkennen; keinen Apostaten, aber alle Sekten sonst anzunehmen; bei den Ärzten nichts übersehen; Frauen Hilfe selber erzeigen, den Traurig beladenen, den Melancholischen Rat zu thun, etc. Das alles bei dem, so mich beschaffen hat, zu halten, gelob ich“ [68]).

Auf einem Zettel fügt er dem „Jus jurandum“ folgendes Gelöbnis bei: „Bei meinem Tauf! ich will mich über die Natur nicht aufwerfen, sondern in ihrem Gewalt bleiben. Darnach, dieweil Christus dem Kranken den Arzt zugibt, mich für einen Erwählten erkennen, und wie er sagt: Dilige proximum, will ich mit der Arzney erfüllen, so weit ich im Vermögen hab“ [69]).

Das war „die fromme redliche Kunst“, wie sie Theophrastus von Hohenheim geübt hat.

2. Stellung zur Reformation

Als in Deutschland durch Martin Luther, in der Schweiz durch Ulrich Zwingli die große Bewegung begann, welche zur Reformation der Kirche führte, da durchstreifte Theophrast von Hohenheim als

landfahrender Arzt und Forscher die weite Welt. Von Italien zurückgekehrt in deutsche Lande fand er allenthalben, wohin er kam, die großen religiösen und kirchlichen Fragen von Bürgern und Gelehrten aufs lebhafteste besprochen. Kam er in eine Stadt, so konnte er in keiner Herberge sitzen, ohne daß alsbald vom Papsttum und vom Luther oder vom Zwingli geredet wurde.

Es war eben die Zeit, in welcher auf dem ersten Reichstag in Speyer — im Juni 1526 — die Sache der Reformation auch im Rat der Fürsten und Stände des Reichs eine günstige Wendung genommen hatte, als Hohenheim nach Straßburg kam, um sich hier als Arzt niederzulassen. Hier, in Straßburg, war schon seit dem Jahr 1523 vom Rat die evangelische Predigt angeordnet und bald darauf die Reformation durchgeführt worden. Es war nicht anders möglich, Hohenheim mußte den Gedanken seine Zustimmung geben, welche in der Reformation zur Geltung kamen. War es doch im Grund genommen derselbe Kampf, zu dessen Ausfechtung er als Arzt und Naturforscher sich berufen fühlte, der Kampf gegen die Überlieferung, welche die Wahrheit verdunkelte, gegen die Macht der Autorität des Alten, welche die Wahrheit unterdrückte.

Und nicht nur die Ähnlichkeit der Kampfesstellung gegen Tradition und falsche Autoritäten, in welcher er sich, wie die Vorkämpfer der Reformation befand[70]), nicht nur das war es, was Hohenheim der reformatorischen Bewegung innerhalb der Kirche geneigt machen mußte. Seine lautere schlichte Frömmigkeit, sein unbestechlicher Wahrheitssinn, sein scharfer Geist, der die Schwächen der herrschenden Kirche in ihrer Lehre, in manchen Einrichtungen, im Leben ihrer Machthaber wohl durchschaute und besonders in Italien selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, das alles mußte ihn auf die Seite der Freunde einer Reformation der Kirche auf Grund des Evangeliums stellen[71]).

Statt in Straßburg sollte er damals in Basel festen Wohnsitz und ständiges Amt finden.

Wie hier in Basel eben damals die Reformation Schritt für Schritt an Boden gewonnen hatte, hauptsächlich durch die Wirksamkeit Ökolampads, wie Ökolompadius an der Berufung Hohenheims nach Basel wesentlich beteiligt war und durch Hohenheims Eintritt

in den städtischen Dienst und den akademischen Lehrkörper die Stellung der für die Reformation der Kirche wirkenden Männer zu stärken hoffte, das ist bei der Darstellung der Berufung Hohenheims auf die Basler Professur eingehend geschildert worden. Zwei Tatsachen konnten wir als sichergestellt herausheben: zum ersten, daß Hohenheims Berufung im Zusammenhang mit der reformatorischen Bewegung stand; zum anderen, daß die Basler reformatorischen Kreise von Hohenheim zwar ein Eintreten für die Sache des Evangeliums erhofften, er selbst aber sich um die Bestrebungen und Kämpfe auf religiösem und kirchlichem Gebiet nicht viel kümmerte[72]). Seine nahen Beziehungen zu den Brüdern Amerbach weisen dahin, daß er seinen Anschluß mehr bei den Humanisten als bei den für die Reformation Streitenden gefunden hat. Bald ließen ihm dann auch die Feindseligkeiten, gegen welche er sich in Basel wehren mußte, weder Zeit noch Ruhe, mit der Sache des Evangeliums sich besonders zu beschäftigen oder gar als Streiter für die reine Lehre auf den Plan zu treten. Er hatte, wie wir wissen, seinen eigenen Kampf, der nahm den ganzen Mann in Anspruch, einen ähnlichen Kampf wie Luther. Die alten überlieferten Lehren des Galen galten den Ärzten für ebenso heilig und unantastbar, wie den römischen Priestern die überlieferten Lehren der Kirche. Wer sie doch antastete, die einen oder die anderen, der wurde ein Ketzer gescholten. Wir kennen schon den Namen, den sie Hohenheim gaben: „Lutherus medicorum", und er täuschte sich nicht darüber, wie sie es meinten und auslegten: „er sei Haeresiarcha" — Erzketzer.

„Ich werde den Luther sein Ding lassen verantworten, und ich werde das mein auch eben machen. Wer ist dem Luther feind? Ein solche Rott ist mir auch gehaß[73]). Schämen stünd euch wohl an, daß ihr mich wollt den Lutherum heißen, dem am allermehristen Schälk und Buben feind sind"[74]). „Ihr verachtet den Luther und ihr meinet, ihr wisset mehr denn er; also soll ich Luther sein und ihr sollet mehr wissen denn ich. Ihr seid mir darum feind, daß ihr nichts könnet; ich weiß auch niemand, der Luthero feind sei, denn dem er die Küche geböfert (schlecht gemacht) hat und Schwärmer sind"[75]).

Als Hohenheim das Feld vor seinen Feinden geräumt hatte, (die er unter anderem auch in den Klöstern Basels sucht[76]), blieb

er in dieser seinem inneren Wesen nach Luther zwar zugeneigten, aber doch unter dem Druck seiner eigenen äußeren Verhältnisse zurückhaltenden Stellung. Luther ist ihm nach jenen bald nach der Basler Zeit geschriebenen Worten[77]) der Mann, der mehr weiß, denn die anderen, dem Schälke und Buben feind sind; aber von einer Begeisterung für den Vorkämpfer der Wahrheit, von einem Verständnis für die Größe des Mannes und seines Werkes finden wir keine Spur bei Hohenheim. Es scheint fast, es sei ihm Luthers Kampf um die reine Lehre und die Freiheit des Christenmenschen immer noch nicht viel mehr denn ein Mönchsgezänk gewesen; wir verstehen sonst fast nicht solche Worte von Überhebung, wie er sie schreibt gegen die, die ihn mit Luther vergleichen: „Ich bin Theophrastus und mehr als die, denen ihr mich vergleichet"[78]). „Ich soll nur Lutherus sein? Ich werd ihm und euch zu arbeiten geben. Denn er soll mir nicht ein Rinken aufthun an meinen Schuhen"[79]). Die letzteren Worte, von größerer Selbstüberhebung als die ersteren, hält Hohenheim allerdings selbst nicht aufrecht. Sie stehen in dem Entwurf zu einer Vorrede; in der endgültigen Niederschrift fehlen sie. Immerhin war er einmal in einer solchen Stimmung, erfüllt, fast berauscht von der Größe seiner Aufgabe, vor der ihm das andere klein erschien, und es gewinnen die Worte eines freilich nicht unbedingt zuverlässigen Zeugen, des Johannes Oporinus, an Wahrscheinlichkeit, er habe Paracelsus öfters sagen hören, „er wundere sich, daß die Schriften Luthers und Zwinglis mit solchem Beifall aufgenommen werden, so es doch eitel Bacchantenwerk sei. Wann er anfing zu schreiben, wollte er sie und den Papst erst recht in die Schul führen"[80]).

Und so blieb's wohl noch einige Zeit. Die Sache des Evangeliums war ihm sympathisch als ein Kampf um die Freiheit von unerträglichem Bann, persönlich ist er zunächst noch nicht für sie eingetreten. Aber auch das sollte bald geschehen.

Für ersteres fehlt es nicht an bezeichnenden Äußerungen Hohenheims. So in den Briefen an den Rat von Nürnberg. Im ersten Entwurf des Briefs schreibt er: die von Nürnberg seien ihm bekannt gewesen als Beschirmer des Euangelions und der Wahrheit Fruchtbringer; darum habe er sich nach Nürnberg verfügt, um seine

Schrift zum Druck zu bringen. Als die Nürnberger Zensur die Fortsetzung des Drucks verboten hatte, meint er, von wegen des Euangelions, das zu Nürnberg gepredigt und verkündt werde, könne er erwarten, daß seiner Bitte um Freigabe des Drucks entsprochen werde, daß nicht, die der Wahrheit zuwider seien, Platz haben, und die, so der Wahrheit anhangen, vertrieben werden [81]). Das Druckverbot erscheint ihm geradezu als ein Abfall von den Grundsätzen der evangelischen Sache, als ein Widerspruch.

In der Eingabe, die er dann wirklich abgehen ließ, schreibt er: „Dieweil insonderheit diese euer E. F. W. Löbliche Stadt Nürnberg aus Kraft des Evangelions die Wahrheit zu beschirmen und auch die, so die Wahrheit öffnen, berühmt zu fördern, lieben, Stadt und Platz reichen und geben, wollet mich solcher Evangelischer Kraft nicht entsetzen" [82]). Das war im März 1530.

Ähnlichen Gedankengängen begegnen wir in dem Widmungsschreiben, mit welchem Hohenheim sein Opus Paramirum dem Dr. Joachim v. Watt, dem gelehrten Arzt und Bürgermeister von St. Gallen, dem Reformator seiner Vaterstadt, zuschrieb. Ihm zu Ehren wolle er dies Werk schreiben, der sonderlich fördere einen jeglichen Weg, der zu der Wahrheit gehet, und die, so darin wandeln. Wie der ehrwürdige Dr. v. Watt nicht allein ein Erhalter und nit das wenigst Glied erfunden werde im Aufnehmen der Wahrheit und die zu fördern, betreffend das Ewige, also — so hofft Hohenheim — werde Dr. v. Watt nicht weniger erfunden werden ein Förderer zu sein in den Dingen des Leibes, darin das Ewige wohnet [83]).

Hier wie dort im Brief an den Nürnberger Rat ist ihm das Evangelium, das die Männer der Reformation vertreten, die Wahrheit, hier wie dort sind die, welche für die Wahrheit des Evangeliums eingetreten sind, die Männer seines Vertrauens.

Das Widmungsschreiben an Joachim v. Watt versetzt uns schon in die bewegte Zeit, welche Hohenheim in der Schweiz miterlebte, wohin er sich von Süddeutschland aus begeben hatte. Anfang des Jahres 1531 war Hohenheim nach St. Gallen gekommen, um hier für längere Zeit seinen Wohnsitz aufzuschlagen [84]). Hier in der Schweiz finden wir ihn auch in nahen persönlichen Beziehungen zu den Männern, welche als Vorkämpfer im Werk der Reformation

standen, wenn auch nicht zu Joachim v. Watt selbst, trotz jener Widmung des Opus Paramirum, trotz mancher zum Teil vielleicht schon auf Villach zurückgehender Beziehungen oder vielmehr gerade deswegen, weil auf dem Gebiet des gemeinsamen ärztlichen Berufes die beiden, Watt und Hohenheim, als scharfe Gegner sich gegenüberstanden [85]). So war auch die Widmung einer Schrift an Joachim v. Watt weder ein Zeichen gegenseitiger Freundschaft oder Anerkennung, noch ein Beweis für die der Reformation zugeneigte Stellung Hohenheims, so wenig als die Widmung einer Schrift an Lazarus Spengler in Nürnberg [86]), mit welcher Hohenheim eben den hochmögenden, einflußreichen Mann ehren wollte, oder an den Bürgermeister Boner und den Stettmeister Wickram von Colmar [87]), zwei Männer, die sich ja stark zu Gunsten des alten Glaubens verwendet haben.

Daß aber Hohenheim den Führern der Schweizer Reformation damals nahe stand, zeigt uns ein Brief an Leo Jud vom Samstag nach Bartholomäi (Ende August) 1531 [88]). Herzlich nennt er ihn „seinen gemeinisten in Zürich", seinen vertrautesten Freund, „seinen Leo". Wichtiger aber als diese nahe Beziehung zu Leo Jud, den er, einen früheren Jünger der Arzneiwissenschaft, wohl schon bei dem Basler Ferienausflug nach Zürich kennen gelernt hatte, ist die herzliche Verehrung gegen Ulrich Zwingli, welche ebenfalls aus diesem Briefe spricht. Er nennt diesen „unsern hocherfahrnen Meister, unsern Patron", ihn und seinen Züricher Mitarbeiter „die zween, als die sonderlichen der Wahrheit Vorgänger sind", will auch mit seinem persönlichen Anliegen, der Drucklegung seiner Kometenauslegung, „nicht anders gehandelt haben, es hab's denn unser Patron Meyster Ulrich Zwingli wohl und gütlich verhängt". Die wichtigste Äußerung aber in diesem Briefe ist, daß Hohenheim schreibt: „Laß dich das Durchlesen nicht dauern, als wenig mich bedauret, dein oder Meyster Ulrichs Arbeit zu durchlesen", und seinen Freund Leo Jud versichert, daß er „in ihrer Arbeit ungespart fleißig sei". Wir haben hier den urkundlichen Beweis dafür, daß Hohenheim sich eifrig wie mit der Heiligen Schrift so mit den Schriften der Reformatoren beschäftigte und der Sache des Evangeliums seine Zeit und Kraft zu widmen begonnen hat.

Mit der Heiligen Schrift muß er sich schon lange eingehend beschäftigt haben, denn schon war eine geharnischte theologische Streitschrift seiner Feder entflossen, die sich mit dem Gegenstand beschäftigt, welcher damals die Geister innerhalb der reformatorischen Kreise viel bewegte, mit dem Abendmahl. Hohenheim schrieb schon 1530 die Schrift: De Coena Domini libri VII ad Clementem 7 Pontificem; auch mit dem deutschen Titel handschriftlich erhalten: Vom Nachtmahl Christi zu dem Siebenden Clemente, Obersten Bischoff der Pfarr zu Rom [89]). Sie zeugt nicht nur von einer entschiedenen Stellungnahme gegen „den obersten Bischof der Prälaten, der nicht ohne großen Irrtum lebet und als das Haupt die Ursache ist, daß da irre gehen die Glieder"; sie zeugt auch in der Darstellung und Begründung seiner eigenartigen Ansichten von eingehender Beschäftigung mit der Heiligen Schrift. So auch die Kometenschrift des Jahres 1531 (vollendet im August [90]). Sie will nicht nur eine „biblische Auslegung" sein, fordert nicht nur, „daß alle Dinge sollen in der Schrift erforscht werden, mit großer Durchforschung der Bücher der Propheten, der Historien derer, gegen denen Gott geredet hat, aller Geschichten von Anfang des ersten Menschen bis auf Christum, mit Durchgründung der Lehr Christi", hält es nicht nur billig, daß alle, die seines Namens sind, „seinem Wort nachgangen und in Kraft des Euangelions die Dinge betrachten", sie ist auch voll von biblischen Beziehungen, die eine Vertrautheit des Verfassers mit der Heiligen Schrift — es war der Text der Vulgata, den Hohenheim benützte, — zur notwendigen Voraussetzung haben. Auch die medizinischen Schriften, welche er von da an verfaßte, sind voll von biblischen Anklängen und wörtlichen Anführungen. Seiten in der Großen Wundarzney wie S. 18 mit halb theologischen halb erbaulichen Betrachtungen sind gar nicht zu verstehen, wenn man nicht bedenkt, daß Hohenheim in eben den Jahren, in welchen er seine Große Wundarzney schriftlich ausarbeitete, sich viel mit theologischen Fragen beschäftigte. Daß die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift weit über das St. Galler Jahr zurückreicht, beweist die Datierung des Matthäuskommentars, der ältesten theologischen Schrift Hohenheims, von 1525 [91]), der Vorrede zum letzten Buch der „Vierdten Auslegung vber den Psalter Dauidts des Propheten",

25. Juli 1530[92]), deutet auch die „Vorredt vber die vier Euangelisten“ aus dem Jahr 1532 an[93]), in der Hohenheim schreibt: „Noch schreib ich von langer Zeit her, vielmals erneuert anderst und anderst angefangen; mit der Zeit das erfunden, daß vor Jahren nichts kommt. Zeit muß alle Ding bringen“[94]). Ähnlich im „Prologus in Vitam Beatam“, in welchem er über seine theologische Schriftstellerei schreibt: „Es hat Gott allen Dingen ihr Zeit geben, auf daß sie wachsen sollen, und davor nit zeitig sein, und vor dem es zur Frucht kommt, lauft viel für, am ersten die Proßten, darnach die Schoßling, darnach die Pluest, darnach die Frucht. . . . Darum greife nichts an, bis du die Frucht in dir fühlest. Bistu berufen, ein Buch zu machen, es wird nicht versäumt werden, so es 60 oder 70 Jahr anstehet und noch länger; empfindest du etwas in dir und gehet in dir um, schnelle nit zu bald, es wird nit dahinten bleiben. . . . Die Zeit meines Schreibens ist zeitig. . . . So nun die Zeit der Dinge da ist, die unter Augen sichtlich da sind, die Zeit, die sich lange Jahre aufgezogen, so ist auch hie die Zeit zu schreiben vom seligen Leben und von dem ewigen“[95]). In einer anderen Vorrede bekennt er, wie er sich seit seiner Jugendzeit mit religiösen Fragen beschäftigt habe und an der Schrift „Von dem seeligen leben Christliches Glaubens“ „in die 20 Jahr angefangen und gearbeitet habe. Warum er so lang verzogen, das sei nit allein seine Jugend gewesen, sondern auch daß ihn andere Sachen der Fakultät abgehalten haben; er habe zuerst beschrieben, was da antrifft das Licht der Natur, und einen späteren Herbst fallen lassen zu der h. Geschrift“[96]).

Als er in St. Gallen war, schien ihm der Zeitpunkt gekommen, in den Kampf mit einigen theologischen Schriften einzugreifen, die er an den Abt von St. Gallen richtete. Sie sind dem Titel und Inhalt nach verloren gegangen[97]).

Wenn er in jenen Jahren die Bibel las, — war es schon die Biblia in parva forma, die in seinem Nachlaß aufgeführt ist?[98]) — dann tat er es wohl schon damals mit der Feder in der Hand. So sammelte sich ihm das Material für seine biblischen Kommentare, die er nachmals verfaßte, Kommentare zu den vier Evangelisten, zu einzelnen Abschnitten derselben, zu einzelnen Gleichnissen, zu etlichen Episteln, dann Auslegungen der Psalmen, der Pro-

pheten Jesajas und Daniel[99]). Er tat es, wie er dort sagt, „allweg mit großer Durchforschung“. Sie gab ihm die Vertrautheit mit dem Schriftwort, welche seine theologischen und die späteren medizinischen Schriften bekunden. Aus dem Arzt war ein Theologe geworden, wenn er auch gelegentlich sagt: „nit daß ich ein theologus sei“. Aber, wenn er sich auch „des theologischen Geists nicht berühmen will“, so fügt er doch hinzu: „ich wollte aber, daß ich einen theologischen Geist hätte, denn ich will mich viel groß bedünken, er sei nit groß auf Erden, als etliche bei ihnen schätzen“. Auch das verhehlt er sich nicht, daß, wenn er schon im ärztlichen Beruf viel Armut, Elend und Jammer habe erfahren müssen, noch viel mehr Ernst, Armut, Hunger, Elend zu dem theologischen Geist gehöre[100]). Bald fehlt auch der Ehrentitel des gelehrten Theologen nicht. Er nennt sich (aus eigener Machtvollkommenheit?) der Heiligen Schrift Professor oder der Heiligen Schrift Doktor[101]).

Daß er ein Theologe geworden, der eine eigene Meinung hatte, das hat ihn entzweit mit denen, welchen er eine Zeitlang nahe gestanden war. Hohenheim war eben eine zu selbständige Natur, ein Mann, der sich unter keines anderen Meinung beugte, ob der nun Luther hieß oder Zwingli oder der Papst in Rom war, auch da getreu dem Wahlspruch: „Alterius non sit, qui suus esse potest“. „Eines andern Knecht soll niemand sein, der für sich bleiben kann allein.“ Und solche Selbständigkeit konnten auch die Reformierten Zwinglischer Richtung nicht vertragen.

Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir die tiefgehende Entzweiung mit den Zwinglischen, mit denen er eben noch denselben Mann als „hocherfahrenen Meister und Patron“ verehrte, in den Ausgang des Jahres 1531 setzen, in jene Zeit, in welcher nach der blutigen Niederlage der Züricher bei Kappel, 31. Oktober 1531, die Römischen in der Ostschweiz wieder die Gewalt in die Hände bekamen, und es durch den Separatfrieden von Zürich den St. Gallern überlassen blieb, sich mit dem Sieger abzufinden. In der Stadt St. Gallen blieb durch die machtvolle Persönlichkeit Joachims v. Watt, der nach Chr. Studers Tod fürs Jahr 1532 zum Bürgermeister gewählt wurde, das Evangelium erhalten. Hier aber hatten offenbar Hohenheims Abendmahlsschriften, in welchen

er eine eigentümliche von der Lutherschen und Zwinglischen Lehre gleich abweichende Auffassung vertrat, starkes Mißtrauen gegen ihn hervorgerufen. Watts persönliche Unfreundlichkeit [102]) gegen Hohenheim mag vielleicht auch das ihrige dazu beigetragen haben, nach Studers Tod (30. Dezember), dessen Pflege nach der übernommenen Pflicht Hohenheim noch gehalten hatte, den Aufenthalt daselbst ihm zu entleiden oder unmöglich zu machen. Hohenheim klagt, „daß er nit für einen vollmächtigen Christen sei geachtet worden, das habe ihn hart betrübt" [103]). „Er habe niemanden gefallen mit seinen Argumenten," sagt er an anderem Ort [104]) im Rückblick auf diese erste Zeit seiner schriftstellerischen Beteiligung an den die Geister bewegenden Fragen, die ihm, obwohl seine Abhandlungen nur handschriftlich verbreitet wurden, auf allen Seiten Gegner erweckte.

So wanderte Hohenheim „Verachtung halben" [105]), „von Predigern und von Pfaffen ausgerichtet" [106]) ins einsame Gebirge des Appenzeller Landes. Die Uneinigkeit der Evangelischen untereinander [107]), der sich vertiefende Streit der Lutheraner mit den Schweizern, das Aufkommen der Sekten [108]), die „Raserei" der Wiedertäufer [109]) brachte ihn zu der Überzeugung, daß auch hier, wie in der römischen Kirche, nicht alles sei, wie es sein sollte, auch hier nicht das wahre Christentum, wie er es nach seiner Auffassung in der Schrift gefunden hatte: demütiger Glaube an die Gnade und Liebe Gottes und Bewährung des Glaubens in werktätiger Liebe gegen die Nebenmenschen [110]).

So wandte sich Hohenheim ab, nicht vom Evangelium, aber von der Gemeinschaft der Evangelischen. Droben in den Bergen, fernab vom wogenden Streit der Parteien, in abgeschiedenen Gebirgstälern suchte er in seiner Art für die Sache des Evangeliums zu wirken. Bei seinen Schriftstudien über das Abendmahl war ihm besonders das Wort wichtig geworden: wir sollen des Herrn Tod verkündigen. Er faßt das wörtlich auf: „wir sollen, wie die Apostel, hingehen zu den Ungläubigen, zu verkündigen den Tod des Herrn; man darf dabei sich das Fleisch nicht anfechten lassen, nicht den weiten Weg betrachten, nicht die Zufälle unterwegs, den Kuß der Frauen nicht mehr lieben denn den Faustschlag der Ungläubigen" [111]).

So geht er hin, Ernst damit zu machen. Der Arzt wird ein Evangelist der Armen im Appenzeller Land. Er wandert hin und her; es kommen Zeiten, da er „kein Nacht da liegt, wo er die andere geschlafen hat" [112]), wo er nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte. Die ärztliche Tätigkeit ist ihm nur noch begleitende Liebestätigkeit neben dem Hauptberuf, den er sich nun erwählt hatte, nicht mehr Erwerbstätigkeit; denn das konnte er nicht über sich bringen, wenn er auch von der Medizin „gelassen" [113]), arme Kranke ungepflegt zu lassen, „die seiner Hilfe groß notdürftig waren" [114]). Hatte er seine Kranken „abgefertigt", so ging er weiter, neue Genossen zu gewinnen, oft ohne selbst zu wissen, „wo er jetzt hin werd' wandern", den anderen beim Scheiden den Trost zurücklassend, wieder bei ihnen „zu säumen, so sein Weg ihn bei ihnen vorüberführe" [115]). Diese seine Evangelistenarbeit war nicht vergebens. Er gewann „Freunde und Genossen", für die er dann auch kleine theologische Schriften schrieb. Daß er „mit gemeinen Leuten Gesellschaft gehalten, deren die andern sich geschämt haben", das ist ihm, wie er selbst bezeugt, „seine Förderung gewesen zu dieser Arbeit" [116]). Er schrieb eben für diesen Kreis der „socii fideles" [117]), der „amici et sodales" [118]) Schriften, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. „Ich bitte" — so schreibt er als Schlußrede einiger Abendmahlstraktate —, „wollet solche Bücher bei euch behalten und nit öffnen, dann ihr alle wisset, wie die Ärzte von den Pfaffen verschmäht sind, und von den Predigern, also sollen's nichts können, und ihr Maul zuhalten; so will ich aber von ihrer Hoffart unangetastet sein. Gott wird's auch wohl selbst herfürbringen, zu seiner Zeit, wie sein göttlicher Wille ist" [119]).

Nicht selten klopfte auch ein katholischer Priester an seine Tür, um mit dem Vertrauensmann des armen Bergvolks über das Evangelium zu reden, und wenn er unter ihnen einige fand, „die nit gar ungeschickt wären" [120]), so scheute er auch nicht den Weg zu ihnen, um sie im Zwiegespräch tiefer in die Erkenntnis zu führen, die ihm selbst aus der Heiligen Schrift aufgegangen war. Er „erfreute sich in dem, daß sie ihm bekannt worden ist", und wollte andere „auch darzu ermahnen, sich dermaßen auch mit ihr bekannt zu machen" [121]). Er fand wohl auch bei manchem innere Zustim-

mung, teilweise aber nicht den Mut sich frei zu machen; sie lagen „in der Hundsketten gebunden“ [122]).

Die „Schlußrede“, der wir diese Mitteilungen über seine Wirksamkeit im Appenzeller Land entnehmen, ist datiert Montag nach Ascensionis Domini, Im 33ten (26. Mai). — Das Jahr 1534 war's, von dem er sagt, es habe ihn „in ein ungeduldig Elend getrieben“ [123]). Die Armut war so drückend geworden, daß seines Bleibens im armen Gebirge nicht länger sein konnte. Er mußte weiter gehen. Die unglückseligen Folgen der Schlacht von Kappel, welche den Römischen die Macht in die Hand gab, machten sich auch im Appenzeller Land geltend. Ganze Gemeinden wurden zur Rückkehr in die alte Kirche gezwungen, auch in Huntwil, einem der zeitweiligen Aufenthaltsorte Hohenheims, der Prädikant durch Abt Diethelm von St. Gallen verjagt [124]). So mußte auch Hohenheim weichen. Auch dort, wo er sich hinwandte, nach Innsbruck, „richtete ihn der Frommkeit wegen der Prediger und der Pfarrer aus“ [125]), der evangelische Prädikant und der römische Priester. Möglich, daß schon in der Appenzeller Zeit, für die wir somit die Zeitbestimmung von Anfang 1532 bis Mitte 1534 gewonnen haben, die ersten scharfen Äußerungen über die „Lutteristen und Zwynglisten“ [126]) fielen, die an Schärfe nicht hinter seinen Urteilen über Rom zurückstanden, ja jene zum Teil noch härter trafen. Dafür spricht, daß Hohenheim schon in der „Außlegung der Figuren, so zu Nürnberg sein gefunden worden“ [127]) gegen Andreas Osianders „Wunderliche Auslegung von dem Bapsttum“ [128]), eine Erklärung derselben Figuren, als eine einseitige, parteiische polemisiert (Anfang der dreißiger Jahre), bei allen scharfen Angriffen gegen das Papsttum doch meint, sie seien „nit allein gegen den Bapst, sondern auch gegen sein Widerteil“ gerichtet, und darauf hinweist, „wie der Bapst enden werde, seine Gewalt ausgereutet, wie aber auch die Ausreuter enden werden“ [129]). Ob auch hier der tiefe Eindruck nachwirkte, den der Tag von Kappel hinterließ, wie sichtlich in jenen Worten: „Gott verkürzt euch die Tage, nemlich als den Zwinglischen und andern mehr, die gar voll satanischen Geistes gewesen sind; also wird andern auch geschehen.“ [130]) Die Römischen, die Lutherischen, die Zwinglischen, die Täufer, sie sind ihm „vier paar Hosen eines Tuchs“ [131]);

er verwirft gleichermaßen „des Papstes Weg, den lutherischen Weg, des Zwingels Weg“[132]). Es faßt ihn ein Zorn über „die Uneinigkeit bösen Geistes“[133]), die er unter den Anhängern der Reformation sah, von denen „ein jeglicher Recht haben will und mit seiner Lehr besser und heiliger sein denn der ander“[134]), eine Entrüstung über die Unduldsamkeit gegen jeden, der anderer Meinung war, die ihm solche Worte in die Feder fließen läßt: „Der da will in das Reich der Himmeln und ist auf der rechten Bahn und will nicht papistisch, nicht lutherisch sein, seid ihr gericht auf denselbigen Weg — nur dem Feuer zu! Also auch mit den Zwinglischen, der nicht denselben Schriften beisteht, lobt und seine Reden für Heidentum hält — nur Kopf ab!“[135]) Er vergleicht die römische Kirche und die „falschen Propheten“ mit Krankheiten, jene mit denen, „welchen nienen zu helfen ist und sind doch nicht tötlich“, diese mit solchen, „denen nicht zu helfen ist und sind schnell tötlich, also daß man daran sterbe“[136]). Beide haben verderbtes Christentum, aber die Protestanten stünden dem wahren Christentum noch ferner. „Das Vorige war nichts, weniger ist das Jetzige“[137]). „Bis einer des Luthers und Zwinglers Fälscherei alle ausgelernet und erfährt, hätte er im Evangelio die Zeit verzehret, so wäre er von Gott gelehret“[138]). Ja „die Sekten mit dem Deckmäntli des Euangelions“[139]) erscheinen ihm „ärger denn der Papst, böser denn der Teufel durch die sieben, so sie mit ihnen bringen“[140]), ein schroffes Urteil, wie es auch Luther gegen Zwingli aussprach: „Ich bekenne hiermit, daß ich den Zwingli für einen Unchristen halte, denn er hält und lehrt kein Stück vom christlichen Glauben und ist ärger geworden siebenmal, denn da er ein Papist war“[141]).

Gegen Luther wandte sich Hohenheim besonders, ohne den Namen zu nennen, in der „Vorred und Auslegung über die Epistel S. Jakobi“, weil Luther selbst Worte der Heiligen Schrift nicht für vollwertig ansehen wollte, wo sie in seine Lehre sich nicht einfügen wollten. „Jakobi Epistel ist verworfen und verachtet, derweil es nicht einem jeden Kopf nach seinen Spreuern instehet. Jacobus Apostolus hat treulich geschrieben denen, so solches Schreiben nottürftig war, und aber über das alles soll Jakobus ein Strohschreiber geachtet werden“[142]). „Wer wollte sagen“ — so schreibt Hohen-

heim in einer anderen Schrift —, „daß Jacobus Apostolus eine ströhige Epistel gemacht hätte? Allein der, der ströhig selbst ist, und der, der nicht bekennen will, daß Falsch ist in ihm" [143]). Gegen jenes Urteil Luthers, das Hohenheim viel zu schaffen machte, richtet sich wohl auch das Wort in einem anderen Sermon: „der Mensch soll sich nach der Schrift biegen und die Schrift nicht nach ihme biegen" [144]); daß dieses geschehe, macht er auch Conzilien und Hohenschulen, den neuen Synagogen, zum Vorwurf: „es sei nichts im ganzen Evangelio, das sie in Christi Tenor bleiben ließen; es muß gefälscht sein und gebogen nach ihrem Sinn" [145]). „In Summa, sind sie Papisten, Lutherische, Täufferische, Zwinglische, so sind sie allemal, die sich berühmen des hl. Geistes und daß sie gerecht sind im Evangelio; darum schreien sie, ich bin recht, meines ist recht, ich sage das Wort Gottes, hie ist Christus und sein Wort, wie ich's euch sage: mir nach, ich bin, der euch das Evangelium bringt. Nun seht, was das für ein Greuel sei in den Pharisäern" [146]). Hohenheim erklärt es geradezu für die „Sünde in den hl. Geist, so man sagt: der Papst, der Luther, der Zwingel 2c. sind das Wort Gottes oder reden aus Christo, oder sind die, so Christum vertreten, sie sind seine Propheten, sie sind seine Apostel; der nun ihre Rede für Gottes Wort achtet und hält, der sündigt in den hl. Geist". . . . „Eine Sünde gegen den hl. Geist ist's, daß ihr sagt: ich bin Evangelisch des neuen Glaubens, ich bin des alten Glaubens, ich bin Romanisch, ich bin Zwinglisch, Lutherisch, Täufferisch, Philippisch 2c. Und sie sind alle vom Teufel. Du hörest nicht, was Christus sagt, und hörest nur, was sie sagen. So man spräche: Christus hat den Papst an seine Statt gesetzt, der Luther ist sein Gesandter, die Tauffer sind seine Martyrer, der Zwingel sein Apostel, das ist die Gotteslästerung wider den hl. Geist" [147]).

So scharf diese Urteile lauten, so schroff er die Gemeinschaft mit den einzelnen evangelischen Richtungen und ihren Führern abweist, als ein „evangelischer Bruder" [148]) weiß und fühlt er sich doch, zwar frei für sich selbst in seinem aus der Schrift geschöpften Glauben, aber innerlich doch denen verwandt, die mit ihm die Gewissensfreiheit auf Grund des Evangeliums gewonnen hatten. Diese innere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit mit denen, welche

durch die Reformation zum evangelischen Glauben gekommen sind, zeigt Hohenheim durch seine allzeit gleich oppositionelle Haltung gegen den Papst und die römische Kirche, ebenso wie durch seinen eigenen persönlichen, durchaus evangelischen Glaubensstandpunkt.

Der Papst ist und bleibt ihm der Antichrist. Darin hat er seine Meinung bis an sein Lebensende nicht geändert. „Es ist als ob Christus spräche: ich gebe euch Warnung in meinen Evangeliis, die durchsehet wohl und erforschet die Schrift, durchfahret sie wohl, so werdet ihr so viel finden, wer der Antichrist sey und was er sey, damit ihr euch vor ihm hütet. . . . So wir es in rechte Erkundigung nehmen, so finden wir den Antichrist auf Mosis Stuel sitzen, der im Alten Testament präfiguriert ist worden, zu bedeuten den Stuel Petri" [149]). „Der Papst und sein Römisch Reich" ist ihm „ein neuer Lucifer der Erden" [150]). So erscheint es ihm wegen der Herrschsucht, Hoffart und Üppigkeit der Päpste, welche Herren und nicht Knechte sein wollen und sich darum nicht kümmern, wie das Priestertum zu halten sei [151]). Mit Entrüstung sagt er dem Papste nach, daß das Almosen der Kirche zu Pracht und Üppigkeit verwendet werde und „die Armen müssen ihr Almusen, das sie von der Kirche essen und trinken sollen, geraten und mangeln" [152]). Des Papstes weltliche Gewalt, mit der er sich „dem Mahomet gleich macht" [153]), ist eine satanische Einrichtung. Konstantin war bei seiner Schenkung vom Teufel beraten [154]), Christi und seiner Diener Reich ist nicht von dieser Welt [155]). Des Papstes geistlich Wesen ist nur Schein und Heuchelei, „geistlich mit Geberden vornen und hinden aller Schalkheit voll" [156]). „Pfui dich, du gottlos schendliches Papsttum!" ruft er ihm zu [157]). „Wer da sagt: der Papst ist vicarius Christi, der lestert in den hl. Geist, dann sein Stuel, sein Reputat ist vom Teuffel und ein Teuffel, und ist gleich so viel gesprochen, als spreche man im Gegenteil: Christus hat den Teuffel, den Satan, den Belzebub an seine Statt gesetzt und aufgesetzt, daß er sein vicarius sey. Darum soll man den Papst und die Seinen an Gottes Statt nit erkennen, denn da ist die Sünd, die nimmermehr wird vergeben in Ewigkeit" [158]).

Und doch erhofft Hohenheim wieder eine Reformation der Kirche

durch den Papst, „wenn einer kommen wird in der Linien Petri und Pauli, seligen Gemüts, der ein selig Gemüt auch seinen Schafen schafft“ [159]); einen anderen Papst freilich, als den, der auf Petri Stuhl saß, von dem Gottes Gnade gewichen ist, den nur „der Beschirm von Östreich“ hält [160]).

Zunächst trägt das Papsttum das Zeichen des Antichrists, und Antichristen sind für Hohenheim auch alle, „die des Papstes Charakter an sich tragen, alle seine Priesterschaft“ [161]), Kardinäle, Bischöfe, Äbte, Priester und Mönche; und da heißt's wohl: „Je näher Rom, je böser Christ“ [162]). Der geistliche Stand sei „der Hoffart, Übermut und Hurerei so gar und ganz ergeben, daß von ihm alle apostolische Art gewichen sei“, er sei „mit dem Maul, mit den Knien gut und priesterlich gekleidet, aber im Herzen meinen sie es nicht ernst“ [163]). Im Neuen Testament gebe es keine Priester mehr außer Christus. „Wir haben nur noch Verkünder des Wortes Gottes, keine Kreuzmacher, keine Segenssprecher u. dergl.“ [164]).

Besonders eifert Hohenheim gegen die hohe Geistlichkeit, gegen Kardinäle, Bischöfe, Äbte, „daß sie sollen Fürsten, Herren sein. Das sind sie in des Teufels Namen, nicht in Gottes Namen; sie sollen sein, wie die Apostel, das ist kein Stecken nicht haben, kein Seckel, kein Sacken; . . . du lehrest Fürstenpracht, königliche Pomp, hast dein Reputatz, kannst nichts, denn die Schaf Christi scheren, die Wolle nehmen, die Haut darzu, das alles unchristlich ist, wider Gott und sein Wort. Diese Bubenstücke kommen alle von den Synagogen und aus den Hohen Schulen“ [165]).

„Synagogen sind auch im Neuen Testament, Synodi, Concilia geheißen.“ „Was ist unter der Sonne, das wir von Gott haben, wie wir auf Erden sollen brauchen, das ihr nicht auf euren Synagogen, Conciliis, gefälscht und betrogen habt?“ [166]). Das ist Hohenheims Urteil über Kirchenversammlungen, und über Kirchenlehrer, heilig gesprochene Väter der Kirche, sagt er unter anderem: „Was sind deren aller Schriften und Bücher nütze? merkt, sie sind uns mehr verdammlich, dann selig; . . . all die Geschrifften der falschen Lehren der Romanischen Kirche“ [167]).

Und so schreibt Hohenheim gegen allerlei falsche Lehren und Einrichtungen, zum Teil in eigenen scharfen Traktaten und Ser-

monen, gegen die besonders, welche den evangelischen Grundlehren zuwiderlaufen: so gegen das Klosterwesen, gegen Mönche und Nonnen und den Anspruch besonderer Verdienstlichkeit ihres Standes und ihrer Werke. Die Orden sind wider den Glauben, Luzifers Sekten[168]), vom Teufel erdacht, und die Werke ihrer Gleisnerei Teufelsdienst, nicht Gottesdienst[169]), ihre „Präsumtion" der „Weg zur Hellen"[170]), der Wandel der Mönche und Nonnen vielfach anstößig[171]), ihre Kleider, ihre Kasteiungen „Bossen, von denen wir nicht gedenken sollen Gott zu dienen und wohlzugefallen"[172]). Den inneren Menschen rein und lauter zu behalten sei besser als Kutten anlegen[173]); wolle einer heilig sein, nehme er den Orden an, den Gott aus ihm gemacht, nicht der Schneider[174]), rein zu leben seien wir alle schuldig, gebunden in Christo zu leben, ohne Gelübde[175]). Vollends verwerflich sei es (in einer besonderen Schrift: De votis alienis wendet Hohenheim sich gegen dieses Unrecht), ein Kind in ein Kloster zu geloben; solche Gelübde seien oft Ursach von Lastern und Übeln, und „legen den Eckstein des Endtchristen". „Zeucht es auf in Keuschheit, das ist Gott gefällig"[176]). Anderseits schätzt Hohenheim „die aus dem Kloster laufen", um in die Ehe zu treten, äußerst gering, auch wenn sich einer „auf die Bücher Lutheri von Freiheit des Christenmenschen" berufe; gewöhnlich „gedenke einer an äußere Dinge"[177]).

In der Beurteilung des Klosterwesens macht sich auch der soziale Gesichtspunkt geltend, den Hohenheim stets im Auge behält. Die Mönche und Nonnen sind ihm „die Almosenfresser"[178]), und großen Schaden sieht er darin, daß „aus armen Einsiedlern üppige Stifter geworden sind, wie das von S. Gallus, von S. Meinrath"[179]), letzteres das Stift zu Einsiedeln.

Ebensowenig besteht der Reichtum der Klöster vor dem religiösen Urteil, wenn Wallfahrten ihnen reiche Einkünfte zuwenden. Es mag ihm wieder seine Heimat Einsiedeln in Erinnerung gekommen sein. Ruhig begegnet er der Anklage, „er zerstöre die Gräber der Heiligen", mit dem Hinweis darauf, daß „zu ihnen und von ihnen Gerade und Lahme gehen", die Wunderwirkung also eine mehr als zweifelhafte sei. Es ist „ein Aberglaub und Mißbrauch des Glaubens", die Heiligenfahrten und Kirchfahrten

zu den Gräbern der Heiligen oder „wenn man die Heyligen schnitzelt und abkontrafeyt, und man dem Bild eine Wirkung zuschreibt“ [180]); mitunter ist böser Betrug dabei [181]). „Die Heiligen sind im Himmel und nit im Holz, der sie da sucht, der findt sie nit. Wird er aber gewehrt, das ist ‚wider den Glauben‘“ [182]). Und doch ist vielmehr zu ihnen zu beten Superstition und Abgötterei [183]).

Ferne liegt es Hohenheim, die Heiligen „abstatt zu werfen“, sie sollen mit ihrem Glauben und Wandel ein Exempel für uns sein [184]), in ihrem Wesen sollen wir sie lebendig suchen und nit tot [185]). Ja, er denkt sich sogar, — (ich finde wiederholt diese schillernde Auffassung) — sie könnten „in der Glorifizierung wunderbarliche Dinge tun, aber im Namen Christi“ [186]). Besonders verehrungsvoll redet er von der Jungfrau Maria, mit der sich auch einige seinen Namen tragende Abhandlungen befassen [187]). Ferne liegt es ihm auch, unter die Bilderstürmer zu gehen, die Bilder schaden nichts, „nur die bösen Bilder im Herzen und — Papst, Bischof, Mönche und ihresgleichen, die in seltsamem Ornat wie Bilder gezieret einhergehen“ [188]); die Bilder haben sogar einen Wert, „sonderlich die von der Passion und dem Leiden Christi. Das sind den Layen, Bauern und jungen Kindern als viel als Bücher und noch mehr, sie geben den Menschen gute christliche Gedanken und geistliche Imaginationes und gute Erinnerung und Betrachtung des bitteren Leidens Christi und seiner großen Wohltat. Sie reizen, treiben und bewegen den Menschen zur Andacht und sind den einfältigen Leuten, die weder lesen noch schreiben können, und den Kindern nützer zur Seligkeit, dann offt manche Predigt“ [189]).

Über Zeremonien hat Hohenheim ein besonderes Buch geschrieben. Der Titel kennzeichnet zur Genüge seinen Standpunkt: „Liber de superstitionibus et ceremoniis“. Die Zeremonien, Weihwasser, Rosenkranz, Prozessionen und anderes sind ihm Abgötterei und Aberglaube [190]). „Gott will allein das Herz haben und nit die Zeremonien. Mit diesen wird der Glaube aus der Hand gegeben“ [191]).

Alle diese Dinge, die Zustände, die Lehren, die Gebräuche der römischen Kirche bringen ihn zu dem Schluß: „So wir den Herrn suchen wollen, müssen wir hinaus, denn in der römischen Kirche finden wir ihn nicht“ [192]).

In mancher streitbaren Schrift, in der er das kirchliche Leben und die kirchliche Lehre bespricht, hat Hohenheim sich den Zorn über die Verderbnis der Kirche, dieser „spelunca der Mörder“ [193]), vom Herzen geschrieben. Manches dieser scharfen Urteile mag durch handschriftliche Verbreitung der Schriften in die Öffentlichkeit gedrungen sein. Er scheute sich auch nicht, mit gleich scharfen Worten über Papst und Kirche, Kardinäle und Bischöfe, Pfaffen und Mönche, Lehren und Einrichtungen loszuziehen, wo er im Kreise von Bürgern und Bauern auf seinen Wanderungen zusammensaß [194]). Man machte es ihm zum Vorwurf, daß er in Tabernen, Krügen und Wirtshäusern wider das Kirchengehen, Fasten, Almosengeben, Sakramentnehmen und andere priesterliche Gebote rede; man nannte ihn spöttisch einen Winkelprediger, der in den Spelunken die Bauern widerspenstig mache, daß sie nimmer opfern und wenig auf die Priester halten und schier gar nichts; man warf ihm vor, daß er nur zu Bauern rede, er solle zu den Meistern der Theologie zu Löwen, Paris, Wien, Ingolstadt, Köln gehen. „Ihnen wird ihresgleichen kommen,“ erwidert er, „bin ich's nit, so wird's ein anderer sein.“ Wollten diese Doctores zu Löwen, zu Paris 2c. ihn strafen, das könnten sie nicht, sie müßten Christum strafen; denn seine Lehre sei es, und sein Wort könne zu keiner Zeit verderben und könne nicht verborgen bleiben. Und wenn Hohenheim sagen mußte: „Ihr zeucht mich und meine Zuhörer, wir seien wider euch“, so konnte er ihnen ebenso fest in seinem evangelischen Glauben als brüderlich in der Liebe antworten: „Wir sind wider den Teufel und seine Lehr und nit wider euch; denn ihr und wir sind Brüder. Wollet ihr, als wir begehren, so seid ihr aller Feindschaft überhoben. Allein tut euch von dem Teufel und seiner Lehr“ [195]).

„Was er geredet habe,“ sagt er in jener höchst merkwürdigen, echt hohenheimischen Vorrede zu dem Libell: de septem punctis Idolatriae Christianae, der auch die obenstehenden Worte entnommen sind, — „was er geredet habe, das habe er von ihm selbs nit erdacht, es ist das Euangelium“ [196]).

Hohenheim mag gegen „Lutheristen und Zwinglisten“, gegen Täufer und andere Sekten noch so scharf geredet und geschrieben haben, mit ihnen stellt er sich mit voller Entschiedenheit auf den

Grund des Evangeliums, der Heiligen Schrift. „Die Heilige Schrift und die Lehr Christi“ ist ihm „der fixe feste Grund, auf welchen die Dinge hie gegründet werden müssen“[197]), „der Eckstein der Christenheit“[198]); was mit der Schrift bestehen mag, „darauf sollen wir allein unser Herz und Vertrauen setzen als auf den rechten Felsen und allen vermeinten Grund verlassen“[199]). So sollen wir die Schrift durchforschen, wie uns geheißen ist[200]), und ein teuflisches Verbot ist es, daß kein Laie darin lesen und lernen solle, und tun sie es, „so dürfen sie's nicht reden oder ‚in das Feuer mit ihnen'“[201]). Sie ist doch der alleinige Grund unseres Glaubens; „wir haben das Ewig Leben beschrieben im Euangelio und in der Geschrifft, mit aller Notdurft, mehr ist nicht not“[202]). „Da ist kein Buchstab davon noch dazu zu tun“[203]). Von sich selbst glaubt Hohenheim sagen zu können, „außerhalb ihres Zeugnus nichts geschrieben zu han noch zu schreiben“[204]).

Und so ist es auch sein evangelischer Glaube, daß wir durch Christum, unser aller einigen Erlöser[205]), selig werden. „Das meldet er, so wir in ihn glauben, daß wir durch ihn selig werden“[206]). Durch Christum allein, denn er hat für uns bezahlt, das genügt für alle, „allein daß wir in Christo sterben“[207]). Es gibt kein Verdienst der Heiligen, wir würden damit „in unsrer Fantasey einen Aber Gott machen“[208]). Der Glaube soll allein „in Gott sein und in sein Einigen geborenen Sohn Jesus Christus, damit ist alles aus“[209]). „Sein Leiden und Sterben wird unsere Erlösung sein zu dem ewigen Leben“[210]). Es helfen auch keine äußeren Werke und Leistungen. Sie sind „alle umsonst“[211]). „An Werken, an Fasten, Messen, Vigilien u. dergl. an dem allem leyts nicht, es leyt allein in unser allem Verzeihen und Vergeben und darnach in Reu und Leid sterben, dadurch wir die Barmherzigkeit Gottes erlangen“[212]). Daß er den Ablaß aufs schärffste verurteilt, ist selbstverständlich[213]).

Freilich „Liebe und Glauben sollen eins sein“[214]); Glaube gibt Liebe[215]). Das ist für Hohenheim überhaupt erst das wahre Christentum, das sich in Werken der Barmherzigkeit bewährt[216]), das Christentum der Bergpredigt, der Evangelien, dem gegenüber ihm die, wie er meint, allzustarke Betonung des Glaubens allein in

der Lutherischen Lehre, bei den „Pauliten" [217]), bedenklich vorkommt. Jakobus habe sich mit Recht gegen die gewendet, „welche nur glauben wollen und die Liebe nit vollbringen, wenn er darob auch für einen Strohschreiber geachtet worden" [218]).

Hinter die Werke der Barmherzigkeit tritt für Hohenheim die Teilnahme am Gottesdienst in der Kirche, an Predigt und Abendmahlsfeier zurück [219]). Daß er nicht in die Kirche gegangen ist und vor anderen das Kirchengehen herabgesetzt hat, machten ihm die Evangelischen und Katholischen zum Vorwurf. Er selbst machte keinen Hehl daraus, daß er nichts darauf halte [220]). Daß er der Abendmahlsfeier ferne blieb, hatte nicht nur den Grund darin, daß es ihm wichtiger erschien, „Wunden verbinden als in der Metten stehen" [221]), sondern in seiner ganz eigenartigen Auffassung des hl. Abendmahls selbst, die er, nimmer müde seine eigene Anschauung „aus der Schrift und aus dem Licht der Natur" zu begründen, in einer Reihe von Traktaten dargestellt hat [222]). Es ist ihm eine heilige Feier, in welcher schon durch den einmaligen Genuß von Brot und Wein und damit des Leibes und Blutes Christi die Substanz mitgeteilt wird, der limbus aeternus, aus welchem einst der Auferstehungsleib hervorgehen kann [223]). Dabei ist „der Glaube unser Segen, nicht die Worte des Priesters, welcher Brot und Wein verwandelt zu einem Keim des neuen Lebens in uns" [224]). Die rechte Feier des Abendmahls geschehe „im glaubigen Herzen und nicht mit der vielfältigen Zahl des Essens und Trinkens" [225]).

Dabei polemisiert Hohenheim ebensosehr gegen die Römischen, welche die Messe mit dem Nachtmahl verbanden [226]), „das Nachtmahl und die Meß ein Ding lassen sein" und „eine Elevation" [227]) daraus gemacht haben und „ein Götzenwerk" [228]), als gegen die Zwinglianer, „die Murmler, welche ein Gedächtnis Christi mit bloß Brot und Wein aufrichten" [229]). Genug Anstöße, mit denen Hohenheim, rücksichtslos selbständig in seiner religiösen und kirchlichen Stellungnahme, Predigern und Priestern, den Evangelischen und den Römischen Ärgernis gab. Aber das Evangelium und nicht Rom darf ihn als den Seinigen betrachten [230]).

Verworfen sah er sich von Evangelischen und Römischen. Er tröstet sich damit, daß Kirchengemeinschaften auf Erden nicht die

ewige Kirche seien. „Selig ist, der von ihnen ausgeworfen ist"[231]); und haben ihn beide verfolgt, so glaubte er, auch ihm gelte der Trost aus dem Wort der Schrift: „Selig sind, so Verfolgung, so das Kreuz tragen, so leiden müssen von wegen des Namens Christi" [232]). Ihm war's mit heiligem Ernste um die Wahrheit zu tun. Die um der Wahrheit willen angefochten werden, mahnt er auf Grund seiner eigenen Erfahrung: „Es gedenk ihm keiner anders, denn daß die Wahrheit nit Ruhe hab oder kein bleibende Statt, sondern als das Gewild in dem Wald von einem Land in das ander gejagt wird. . . . Widerfährt uns das, so sollen wir fliehen, nicht um das Leben zu retten, sondern unser Werk zu vollenden und Frucht zu bringen. Die Ernte ist die Abendstunde, der keiner entrinnen mag" [233]).

VI

Letzte Lebenszeit

1. Die letzten Wanderjahre

Noch einmal grüßte der Dobratsch, der gewaltige Hüter des
Villacher Tales, den Wanderer, der nach Jahren wieder die Stadt
aufsuchte, die ihm einst zur zweiten Heimat geworden war. In
der zweiten Hälfte des Jahres 1537 kam Hohenheim wieder nach
Villach.

Es ist ja wohl anzunehmen, daß Hohenheim damals, als er
mit der Heimkehr aus Italien sein erstes langes Landfahren ab=
schloß, den Vater in Villach begrüßt hatte. Seitdem waren wieder
zehn Jahre verflossen. Es waren Jahre reich an Mühe und Arbeit,
an Kampf und Streit, an Ruhm und Schmach.

Die schlimmsten Zeiten lagen nun wieder hinter ihm, in denen
er bettelarm seine Straße wandern mußte. Die „Große Wund=
arzney", welche im Jahr zuvor in Augsburg herausgekommen war,
hatte Hohenheims Ruf als Arzt aufs neue bestätigt. Er hätte als
„weitberühmter" Mann wohl seinem Vater unter die Augen treten
können.

Doch der Sohn traf den Vater nicht mehr unter den Lebenden.
Schon am 8. September, „am Tag unsrer lieben Frauen Geburt
des Jahres 1534, ist der ehrbar wohlgelehrt und berühmt Wilhelm
Bombast von Hohenheim, der Arzney Licentiat, verschienen, nachdem
er zu Villach als ein Inwohner bei 32 Jahr ungefährlich gewohnt
und all die Zeit seines Wesens Wandel und Leben gegen aller=
männiglich ehrbar, ehrlich und wohl gehalten; das wir, Richter, Rat
und die ganze Gemein der Stadt Villach um der Wahrheit willen

zu bekennen schuldig sind". So bezeugt es dem Sohne mit besiegelter Urkund die Stadt Villach [1]).

Es ist kaum anzunehmen, daß eine Todesnachricht den unstet wandernden Sohn erreicht habe. Es war auch nicht der Tod des Vaters, der den Sohn veranlaßt hätte, damals nach Villach zu reisen, sondern eine Berufung der Fuggerschen Bergwerksverwaltung, welche im Lavanttal Gold zu gewinnen hoffte [2]).

Es war wieder einmal einer jener weiten Wanderwege gewesen, den Hohenheim durchmessen hatte, ehe er in der alten Heimat ankam. Von Augsburg war er über Eferdingen gereist, wo er bei seinem alten Kunstgenossen, „dem ehrwürdigen Pfarrherrn" Dr. jur. Johann v. Brandt, eifrig schriftstellerischen Arbeiten obliegend, verweilte. Hier in Eferdingen, im Land ob der Enns nahe bei Linz, hatte ihn der Ruf zu einer ärztlichen Beratung des Herrn Johann von der Leipnik, „obristen Erbmarschalls des Königreichs Böheim", nach Mährisch-Kromau getroffen [3]). Er war dem Ruf gefolgt und hatte die Behandlung des Kranken übernommen. Während des längeren Aufenthalts in Kromau vollendete er das Buch von den tartarischen Krankheiten, das er dem Pfarrherrn von Eferdingen widmete [4]), ein drittes Buch der „Großen Wundarzney", dessen Widmung wiederum an König Ferdinand gerichtet, am 4. Juni 1537 in Kromau geschrieben ist [5]), und am 22. Juni das erste Buch der Philosophia sagax mit seiner schönen „Beschlußrede", die im Ausblick auf das Ende des natürlichen Lebens und den Aufgang eines neuen ewigen Lebens ausklingt in die Worte: „Also ist es auch mit dem Schreiben, daß es nicht endet in der Natur, sondern in dem mehreren, denn die Natur ist. Also hab ich mit dem Licht der Natur angefangen, und ungezweifelt in Gott dem Herrn, im Licht des Ewigen beschlossen" [6]). Ein zweites und drittes Buch fügte er noch bei, ein viertes fing er noch an, mitten auf der Seite bricht er ab, — das sichtbare Zeichen des Aufbruchs auf neue Wanderfahrt [7]). Hier in Kromau hatte Hohenheim wieder wie in seinen besten Jahren mit Hilfe eines Ammanuensis gearbeitet. Als er von Kromau weiterging, habe er, so wird berichtet, eine Kiste mit Büchern daselbst zurückgelassen, die er zum Teil mitgebracht, zum Teil hier in Kromau diktiert hatte [8]).

Da der Zustand seines Patienten es gestattete, hatte sich Hohenheim „von Seiner Gnaden einen gnädigen Urlaub erbeten und Erlaubnis weiter zu wandern", zu ferneren Diensten sich erbietend, nicht ohne eine „Ordnung" zu hinterlassen, „wie sich Seiner Gnaden weiter verhalten solle" [9]). Sein Ziel war, wie er in dem Urlaubsschreiben angibt, Wien. Hier gedachte er, „je nachdem sich Wien gegen ihn anließe", eine Zeitlang zu bleiben [9]). Durchs Tal der March abwärts wandernd kam er zunächst nach Preßburg. Ende September, am Freitag vor Michaelis, hat die Stadt Preßburg ihm zu Ehren im Hause des Stadtrichters Blasius Beham ein festliches Gastmahl gehalten [10]). Seine Aufnahme in Wien gestaltete sich verschiedenartig. Was er von den Wiener Ärzten sagt, klingt nicht, als ob sie sich besonders freundlich gegen ihn angelassen hätten. „Sie haben befunden, besser sei, so ich zu St. Stefan bin, sie seien auf dem Hohen Markt; gang ich an den Lugeck, daß sie gen St. Laurenzen gehen" [11]). Offen von Angesicht zu Angesicht mit ihm zu disputieren, wagten sie nicht; so er 40 Meilen von ihnen wäre, fänden sie wohl den Mut, ihn zu verletzen [12]). Daß sie auch den Druck von Schriften Hohenheims zu hintertreiben suchten, werden wir bald hören. Trotz alledem war Hohenheim in Wien bei guter Laune. Er trieb seine schalkhaften Scherze mit Ärzten und Bürgern [13]). Offenbar war er durch reiche Honorare wieder einmal so daran, daß er „mit guten Gesellen an der Thonau sein Geld vertummelte" [14]). Möglich, daß auch König Ferdinand den berühmten Arzt, der ihm sein bekanntestes und anerkanntestes Werk, die „Große Wundarzney", gewidmet, zweimal zu sich hat kommen lassen. Er habe aber dem König frei erklärt, daß er nicht Lust habe, mit seinen Doktoren zu sprechen; er lasse ihnen ihre Wissenschaft und behalte die seinige [15]).

Von Wien aus ging Hohenheim nach Villach in Kärnten. Das war noch im Jahr 1537 [16]). Er übernahm die metallurgischen Untersuchungen im Lavanttal, zu welchen ihn die Fuggersche Bergwerksverwaltung berufen hatte. Namentlich der Klininggraben versprach Ausbeute an Gold. Hier sollte Hohenheims Forscherarbeit einsetzen. Er untersuchte und beschrieb den Goldzug der Bäche. „Im Lavanttal," so schreibt er in seiner Chronik des Landes Kärnten, die er damals verfaßte, „seien die Wasserflüsse so goldreich gewesen,

daß von allen fremden Nationen Künstler und Bergleute sich darein verfügt haben: welches auch noch auf diese Zeit wunderbarlich gediegen Gold, rein und pur ohn alles Feuer auf 124 schwer Handstein gefunden werde"[17]. Große Hoffnung auf lohnende Ausbeute konnte Hohenheim nicht erwecken. So hielt er sich bald seines Auftrags entbunden. Andere Arbeiten nahmen ihn in Anspruch. Ehe er von Villach fortging, ließ er sich die Urkunde über seines Vaters Leben und Absterben und über seine Erbberechtigung als Alleinerbe ausstellen. Sie ist datiert vom 12. Mai 1538[18].

In St. Veit, nicht allzuweit von Villach entfernt, nahm er den nächsten größeren Aufenthalt. Von hier datierte er am 24. August das Schreiben an die Stände des Erzherzogtums Kärnten, denen er vier Schriften zueignete, mit der Bitte, die Schriften durch den Druck zu veröffentlichen[19]; es war die Chronica und Ursprung des Landes Kärnten, die Verantwortung über etlich Verunglimpfung seiner Mißgünner, das Buch von dem Irrgang und Labyrinth der Artzten und das Buch von den tartarischen Krankheiten, nach dem alten Namen von Stein, Sand und Grieß, das er „vollendete, als er zum böhmischen Marschalk zog"[20].

Wieder hatte er ja die alte Erfahrung gemacht, daß Versuche, seine Schriften im Druck herauszugeben, von gegnerischer Seite hintertrieben wurden. Diesmal waren es die Wiener Ärzte gewesen, die eine Veröffentlichung verhindert hatten. Dort habe er sein Vornehmen, seine Schriften zu veröffentlichen, etlichen Standesgenossen vorgehalten, die dann alsbald das Nötige getan, um seine Absicht zu vereiteln; „mit seinem eigenen Eisen haben sie einen Spieß wider ihn gemacht. Er habe eben wieder einmal vergessen, daß ein Krügler wider den andern sei, und daß man der Katze nicht den Schmer abkaufe". So schreibt er an die Stände von Kärnten, von denen er nun die Verwirklichung seines Plans erhofft[21], und ähnlich klagt er seinem alten Freund Dr. v. Brandt in Eferdingen[22]. Er zahlt den Mißgönnern mit Zinsen heim. In seinem Labyrinthus medicorum, von dem Irrgang der Artzten, schüttet er die volle Schale seines Spottes und seiner Verachtung über sie und ihresgleichen aus. Sich selbst aber verteidigt er in glücklichster Weise in den sieben Defensionen seiner Verantwortung, eine Schirmred, die ihm „nicht ver-

arzt kann werden, so ihm Christus ein Exempel sein soll, welcher die Lügen der Juden unverantwortet nicht gelassen habe"[23]). Die Überschriften der einzelnen Defensionen deuten an, wie tief Hohenheim darin in seinen Entwicklungsgang und in seine Arzneikunst hineinsehen läßt. So handelt die erste Defension „von der Erfindung der neuen Medizin Doctoris Theophrasti", die andere „von den neuen Krankheiten und Namen", die dritte „von der Beschreibung der neuen Rezepte"; die vierte schreibt er „von wegen seines Landfahrens", die fünfte „von der Entschlagung der falschen Artzt und Gesellschaft", die sechste „zu entschuldigen seine wunderliche Weyß und zornige Art", die siebente trägt die schöne Überschrift: „wie ich auch nicht alles weiß und könn, vermög zu tun, das jeglichem not sei und wäre"[24]). Die Vorrede trägt das Datum: St. Veit in Kärnten, am 19. August 1538[25]). Am 1. August hatte er den Eingang zu der dritten der überreichten Schriften geschrieben, zum Labyrinthus medicorum, am 3. September eine nachträglich beigefügte Beschlußred zu dieser Schrift[26]). Schon am 2. September 1538 hatten „die Landtleuhte des Ertzhertzogthumbs Kärnten, so viel derer bey heut gehaltenem Hofftheydung besammlet" von Klagenfurt aus ein Dankschreiben dem „Edlen Hochgelehrten und Hochberümpten Herrn Aureolo Theophrasto von Hohenheym, Beyder Artzney Doctori, Unserem besondern guten Freund und lieben Herren" zugehen lassen, worin sie die Versicherung gaben, daß die Landschaft selbst für baldigste Drucklegung und Veröffentlichung Sorge tragen werde[27]). Sie haben freilich das Versprechen nicht eingelöst.

Neben schriftstellerischen Arbeiten übte Hohenheim die ärztliche Praxis aus[28]). Der Ruf seiner Kunst blieb trotz der Verunglimpfung seiner Gegner unerschüttert. Glückliche Kuren befestigten ihn; so eine erfolgreiche ärztliche Behandlung damals, als der Leibarzt des Königs von Polen, Albert Basa, in St. Veit war, um den berühmten Berufsgenossen zu besuchen. Zu einem Schwerkranken berufen, den die Ärzte aufgegeben hatten, lud er diesen mit einer seinen Gast verblüffenden Voraussicht des Erfolgs seiner Behandlung auf den anderen Tag zu sich zu Tisch. Der Kranke konnte der Einladung folgen. So berichtet ein Professor Rheticus, der von Hohenheim rühmt, daß er Wunder tue wie Hippokrates[29]).

Auch die Tage im Kärntnerland gingen wieder zu Ende. Es ist schwer, die weiten Wanderwege Hohenheims zu verfolgen. Unstet, rastlos ging's von Land zu Land, schon längst wieder, nachdem er in gute Verhältnisse gekommen war, zu Pferd, im „Reitsack" [30]) die wichtigsten Sachen, das ritterliche Schwert an der Seite. Die Bilder aus diesen letzten Wanderjahren, nachweislich nach dem Leben gezeichnet, zeigen ihn stets mit dem Schwerte, dessen Knauf eine hohle Kugel bildete [31]). Die Kugel war abschraubbar. Im Innern der Kugel barg er seine berühmten Laudanumpillen. Dumme und böswillige Verleumder sagten, er führe darin den Teufel mit sich [32]).

Es ist erstaunlich, wie weit Hohenheim in den Jahren 1539 und 1540 bis Anfang des Jahres 1541 herumgekommen ist. Berufungen an das Krankenlager vornehmer Herren und reicher Patrizier gaben seinen Fahrten oft plötzlich eine unvorhergesehene Richtung. Wir finden seine Spuren in Augsburg [33]), in München [34]); zu Anfang des Jahres 1541 zu Grätz in Österreichisch-Schlesien (3. Januar), 14 Tage darauf in Breslau (16. Januar [35]). Nach einem neuen Aufenthalt in Wien näherte er sich der letzten Station seines unsteten Wanderlebens, Salzburg [36]).

Es ist nur eine Vermutung, daß Hohenheim von dem damaligen, seit 1540 dort regierenden Fürsterzbischof Ernst Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, einem Freund und Gönner der Naturwissenschaften und Verehrer der Astrologie, nach Salzburg berufen worden sei.

Es war Frühling geworden, der letzte, an dessen Herrlichkeiten Hohenheim sich erfreuen konnte, als er von Wien her über Ischl ins Salzburgische gewandert kam. Es eilte ihm nicht, in der schönen Bischofsstadt an der Salzach sich niederzulassen. Halbwegs zwischen Ischl und Salzburg hielt es ihn fest. Man heißt die Gegend „am Schober", am Nordrand des durch sein Farbenspiel merkwürdigen Fuschlsees. Dort war ein Landgut „zum Strobel" [37]), wo Hohenheim für einige Zeit Herberg nahm. Er sandte von hier aus auf einen am Schober erhaltenen Brief seinem Freund Jakob Töllinger „Röm. Kön. May. Kegenschreiber zu Aussee", ein ärztliches Consilium; allem nach einem ihm sehr nahestehenden, wohl auch in

Glaubenssachen ihm verwandten Manne. Ich schließe das aus dem in ärztlichen Consilien ungewohnten Schluß: „Grüßt mir Ewer Frau und Tochter gar treulich. Die Gnade Gottes sei mit uns allen." Das schrieb er am 15. April 1541[38]).

Ein ärztliches Consilium für den Edlen Franz Boner in Krakau, der einen Boten mit reicher Verehrung an Hohenheim nach Salzburg gesandt hatte, gibt uns eine Zeitangabe für seinen Salzburger Aufenthalt. Es ist datiert 5. Augusti Anno 1541[39]).

So war das letzte Wanderziel erreicht.

Hohenheim glaubte früher einmal sagen zu können: „Besser ist Ruhe denn Unruhe, aber nützer Unruhe denn Ruhe"[40]).

Sein Leben war Unruhe, seine Überzeugung, daß er's nützlich angewandt habe im Dienste Gottes und des Nächsten.

2. Tod und Begräbnis

Es war um die Mittagszeit des 21. September 1541, „am Feiertag des Apostels Matthäus". Das „kleine Stübel" des Gasthauses zum weißen Roß in der Kaygasse zu Salzburg[41]) war fast zu eng für die Zahl der Personen, welche darin versammelt waren. Theophrast von Hohenheim hatte den kaiserlichen öffentlichen Notar, Hans Kalbsohr, zu sich bestellt, um vor ihm und sieben gebetenen Zeugen[42]) seinen letzten Willen urkundlich zu erklären. Er selbst, der hier sein Haus bestellte, saß „schwachen Leibes" auf einem Bette[43]).

Nicht in seiner eigenen Behausung konnte Hohenheim die Anordnungen treffen, die ihm nun nötig dünkten. Er hatte seine Wohnung am Platzl, im Stadtteil über der Salzach. Es war das Haus, auf welches die Salzachbrücke in gerader Linie zuführt[44]). Bis in die letzten Wochen und Tage hinein war er seinem Beruf und seinen Studien nachgegangen, hatte im Laboratorium gearbeitet, das er sich auf einem großen, mit steinerner Platte versehenen Herde gegenüber der Türe seines Arbeitszimmers eingerichtet, hatte ärztliche Gutachten verfaßt und an einigen kleineren Traktaten geschrieben, die er „immatura morte praeventus" unvollendet hinterließ[45]).

Vielleicht hat er auch aus seiner kleinen Bibel weitere Kollektaneen in die Blätter eingeschrieben, die sich in seinem Nachlaß fanden[46]).

Unvermutet muß die schwere Erkrankung über Hohenheim gekommen sein. Offenbar hat ihn unterwegs eine Schwäche überfallen, die ihn nötigte, im nahen Wirtshaus zum weißen Roß eine Zuflucht zu suchen, und zunächst war es unmöglich, ihn in seine eigene Behausung zu verbringen. Ohne Zweifel hatte die Krankheit, die Hohenheim so plötzlich an den Rand des Grabes brachte, schon längst an seiner Kraft gezehrt. Die Bilder aus der letzten Lebenszeit zeigen gegenüber den früheren stark eingefallene Wangen, überhaupt einen krankhaften Zug. Die gelbliche Gesichtsfarbe, der ernste leidende Blick, die unverhältnismäßig gealterten Gesichtszüge deuten auf tiefsitzendes Leberleiden, allenfalls eine Neubildung hin[47]). Die rastlose Tätigkeit, in welcher er sich keine Ruhe gönnte, oft nicht den nötigen Schlaf, die unstete und unregelmäßige Lebensweise auf der Wanderschaft, die giftigen Dämpfe des Laboratoriums, das er sich oft eben nur höchst einfach herstellen konnte ohne die sichernden Vorkehrungen der festgebauten chemischen Küche, — das alles zusammen mußte schon lange seine Gesundheit untergraben haben. Seine eigene Kunst und Wissenschaft, oft in verzweifelten Fällen von Erfolg gekrönt, war nun, „wo es ihn selbst antraf", machtlos. Es kam so für ihn selbst, wie er es oft ausgesprochen, daß die Kunst des Arztes nichts vermag, wenn Gott einem Menschen sein Ziel gesetzt hat. Da erinnerte er sich wohl der Worte, die er einst geschrieben hatte: „Gott verordnet auch da seinen Willen, wie in den andern Dingen allen, und will darbei nicht, daß sein Arzney, sein Geschöpf, dardurch gelästert soll werden oder geschmäht als untauglich, nicht genugsam, sondern [sie bleibt] aller Kräften voll. Das aber auf diesmal ist auch sein Will. Also will er handlen nach seinem Willen und will der Natur ihr Kraft nicht nehmen, aber still lassen stehn, wie er der Sonnen ihren Schein nicht nimmt, so schon Finsternuß kommen. Dieweil Gott der Arzney solchen Untergang zufüget, so schleicht dieweil der Tod herein und nimmt das Leben"[48]). Hohenheim sah klar: das Ziel war ihm gesetzt. Es ging zum Sterben. Mit der Klarheit des Arztes, mit der Ruhe des Philosophen, mit [illegible] Gottergebenheit des Christen sah er seinem Ende entgegen.

Er ordnete an, was es noch zu ordnen gab, und machte sein Testament.

„Zum ersten befiehlt er sein Leben, Sterben und arme Seel in Schutz und Schirm Gottes des Allmächtigen, unzweiflicher Hoffnung, der ewig barmherzig Gott werde das bitter Leiden, Marter und Sterben seines Eingebornen Sohns unsres Heiligmachers Jesu Christi an ihm armseligen Menschen nicht lassen unfruchtbar noch verloren sein."

Das war das erste, was ihm am Herzen lag auszusprechen, das Bekenntnis des festen Glaubens an die Gnade Gottes in Christo Jesu, des Glaubens, in dem er gelebt, für den er gewirkt hatte, in dem er auch Trost und Frieden fand im Angesicht des Todes.

Darauf gab er die letzten Anordnungen über sein Begräbnis, und der Notar schrieb weiter: „Sein Begräbnuß hat ihm gedachter Doktor allhie zu Sankt Sebastian ennthalb der Brucken auserwählt. Man soll ihn auch in der Pfarrkirchen, wie alt bräuchig, mit Erstem, Siebentem und Dreißigstem besingen und zu allen dreyen Besingnussen einem jeden armen Menschen vor der Kirchen auf die Hand einen Pfennig geben und verteilen lassen."

Sodann „die Ordnung seiner zeitlichen Güter". Seine Arzney und Kunstbücher und alles, was die Arzney ungefährlich berühret und zu Zeit seines Absterbens in seiner Gewaltsam gefunden und vorhanden sein würde, vermacht er dem Meister Andreen Wendl, Burger und Balbierer zu Salzburg, damit zu handeln, zu tun und zu lassen als mit seinem frei ledigen Gut. „Seinen nächstgesippten Freunden, so zu den Einsiedln in der Schweiz wohnhaft sein sollen, legiert und verordnet er zehn Gulden in Münz, doch wo sie in Jahrs Frist nach Verkündigung seines Absterbens und solches Legats dasselbig nit ersuchen werden, so ist sein, des Testamentmachers Befehl und Meinung, daß es nachfolgend unter arm Leut ausgeteilt werde. Sonst zu und in allen andern seinen nachgelassenen Hab und Gütern instituirt, setzt und benennt er insgemein zu seinen Erben Arm Elend dürftig Leut, die dann kein Pfründ noch andere Fürsehung haben; denen und unter dieselben sollen seine Testamentarij solch überbleibend Hab und Gut ihrer Gewissen und Gutbedünken

nach treulich verspenden und austeilen, auch darinnen weder Gunst noch Ungunst, sondern allein die Notdurft und Gebrechen derselbigen armen Personen ansehen." Zuvor sollen von solchen Gütern die Schulden, wo er einige verlassen würde, bezahlt und abgerichtet werden. Den beiden Männern, welche er zu Testamentarien und Geschäftsherren erbeten und gesetzt, nemlich dem Maister Georg Teyssenberger, geschworenen Hofprokuratorn, und Michael Setznagel, Burger zu Salzburg, verordnete er, einem jeden, für seine Mühe, Fleiß und Arbeit zwölf Gulden in Münz. Sie hatten die Aufgabe, außer dem Nachlaß, der zur Zeit seines Absterbens in seinem Gewaltsam zu Salzburg gefunden werden würde, auch die Güter aus seiner Verlassenschaft zu Handen zu bringen, die er nach seiner Gewohnheit, wie es bei seinem landfahrenden Wesen nicht anders möglich war, an anderen Orten in Verwahrung gegeben hatte. So hatte er „zu Augsburg zwo Truchen voll Bücher und Klainnoter", zu Leoben (zwischen Villach und Wien) und an anderen Orten in Kärnten Güter hinterlegt[49]).

Der Notar und die Zeugen, meist in der Nachbarschaft beim weißen Roß wohnende ehrsame Bürgersleute, unterschrieben das Testament. Hohenheim selbst, wohl zu schwach zum Schreiben, wiewohl „der Vernunft, Sinnen und Gemüts ganz aufrichtig", setzte seinen Namen nicht darunter[50]).

So war auch diese Arbeit getan. Und was er als letzte Willensmeinung kundgegeben, das zeigt im schönsten Licht, wie er im Leben gesinnt gewesen, frommen Glaubens und herzlichen Vertrauens zu Gott und voll warmer teilnehmender Liebe für die Armen und Dürftigen. Die letzte Willensäußerung verändert kaum einen Zug im Wesen des Mannes, wie es aus den Worten seiner Schriften uns entgegentritt.

Drei Tage darauf, am 24. September, einem Samstag[51]), ist Theophrastus von Hohenheim aus diesem Leben geschieden.

War „das kleine Stübel" im weißen Roß die Sterbekammer? Ist er nach Errichtung seines Testaments nochmals soweit zu Kräften gekommen, daß seine Überführung in seine eigene Wohnung möglich geworden war, wie denn in der Überlieferung der Salzburger das Haus am Platzl als das Sterbehaus galt? Es sind Fragen, die

sich nicht mehr beantworten lassen. Über die letzten Tage, die letzten Stunden Hohenheims ist uns nichts Näheres bekannt. Wohl wird sein Diener, Klaus Frachmair, der unter den Testamentszeugen als „des Testierers Diener" genannt ist, bei seinem Herrn ausgeharrt haben, bis dieser im Tod die Augen schloß.

„Was ist der Tod?" So fragte einmal Theophrast von Hohenheim. Als Naturphilosoph antwortete er: „Der Tod des Menschen ist gewißlich nichts anderes, als ein Ende des Tagwerks, eine Hinnehmung des Lufts, eine Ablöschung des natürlichen Lichts und eine große Separation der drei Substanzen Leib, Seele und Geist und eine Hingehung wiederum in seiner Mutter Leib; dann dieweil der irdische und natürliche Mensch von der Erden ist, so ist auch die Erde seine Mutter, darein er wiederum muß" [52]). Als Christ, der seiner Verantwortung vor Gott bewußt ist, fragte er sich auch: „Was ist der Tod?" „Er ist der Scherg, der Büttel, der fürbeut zum Gericht Gottes. Und in seinem Fürbieten, so sich scheidet Seel und Leib von einander, was ist sein Fürbot? als allein: Gehet zum Gericht für das Angesicht Gottes! ... Darum so sollen wir wachen und ein Aufsehen auf ihn haben; denn er fordert uns auf ein Gericht, da Rechnung zu geben um unser Zeit vom mehristen bis zum wenigsten Quadranten. Selig ist, den er von dieser Welt nimmt mit dem Herzen Johannis Baptistae, der Propheten und Apostel" [53]). Als ein Christ, der im Evangelium seines Glaubens und Hoffens Grund gefunden hatte, sagte er: „Was aber die Tage des Herrn sind, ist uns verborgen. Wohl dem, der die Zeit erreichen mag, wohl dem, der da verharret in Christo Jesu bis zum End. Nun aber, da gehört nichts mehr dazu, so das End kommt, daß sich die Heiligen Gottes in die Ruhe legen, so lang bis die Zeit der Auferstehung kommt in dem Heil der Lebendigen" [54]).

Das „Ende seines Tagwerks" war gekommen und er konnte ruhig darauf zurückblicken; er hatte gewirkt, so lange es Tag war, ehe die Nacht kam, da niemand wirken kann [55]). Und weil es ihm heiliger Ernst gewesen ist mit der Wahrheit, Ernst auch mit der Liebe zu seinem Nächsten, darum hat er den Schergen nicht gefürchtet, der fürbeut zum Gerichte Gottes. „Wir freuen uns des

Tags des Ends unsrer Arbeit und der Ruhe." So schrieb er einmal aus seinen unruhvollen Tagen [56]). Und: „dieses ist die Philosophia der überschwenglichen Frucht und Freude: Ob wir gleich im Licht der Natur durchaus wohl ergründet sein, so ist's nur ein Licht zum Tod, darum ist uns hoch von Nöten, nachzutrachten dem ewigen Licht, das bei uns bleibe und wir bei ihm und nach diesem ein untödliches Leben erlangen. Dieses ist nun die rechte Philosophia" [57]). Immer wieder beschäftigte das seinen Geist: „Wir Menschen alle, die da wollen zum seligen Leben, sollen dahin gerüst sein.... Darum so tue ein jeglicher seine Augen auf, daß er hie auf Erden selig werd, denn was hie nit den Anfang nimmt, dasselbig ist versaumet" [58]). In eigenartiger Weise, dabei ihm seine Lebensarbeit als Alchimist die Worte lieh, hat Hohenheim seiner über Tod und Grab hinausgehende Christenhoffnung Ausdruck gegeben:

„Die aber, welche das Blut und Elixir seines lieben Sohnes, an dem er in Ewigkeit ein Wohlgefallen gehabt, berühret hat und auf die solche Projection geschehen ist, die werden auf dem großen Treibherd bestehen und sich im Feuer, welches die Kraft und die liebe Sonne Gottes selber ist, wie ein schöner Goldblick wischen und butzen und in diesem himmlischen Feuer ewiglich leben und jubilieren. Darum komme, lieber Herr, komme nur bald und mache dieses elenden Wesens ein Ende. Denn was ist's? Wann wir schon alle Arcana & Elixira der großen und kleinen Welt in unsern Händen haben und aber dich nicht, so ist's doch alles nichts. Bei dir, in dir und mit dir ist das ewige Leben und Licht, welches nach der großen putrification in unsern Corporibus per ignem Dei regeneratis diaphanè erst recht scheinen und leuchten wird. Das gebe uns Gott bald. Amen. Amen. Amen" [59]).

Am selben Tag noch, an welchem Hohenheim gestorben ist, wurde sein Leib zur Erde bestattet. So dürfen wir annehmen, daß er in den ersten Stunden des 24. September verschieden ist. Im Jahr 1582 wurde eine Verordnung erlassen, es sollen die Verstorbenen nicht früher als nach 12 Stunden seit Eintritt des Todes, bei jähem Tod nicht vor 24 Stunden begraben werden [60]). Früher als nach 12 Stunden wird auch anno 1541 in Salzburg eine Beerdigung nicht stattgefunden haben, umsomehr, als Herzog Ernsts

Vorgänger, der Kardinal-Fürsterzbischof Matthäus Lang auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens weise Verordnungen erlassen hatte. Anderseits hat angesichts jener Verordnung eine Beerdigung Hohenheims am selben Tag gar nichts Auffallendes. Vielleicht deutet die frühzeitige Bestattung doch auch darauf hin, daß er nicht in seiner eigenen Wohnung, sondern in einem Gasthaus gestorben ist[61]).

Es war der Tag St. Ruperti, des als Apostel der Bayern verehrten Heiligen, des ersten Bischofs von Salzburg, dessen Grab den St. Petersdom in Salzburg zu einem Wallfahrtsort macht. So war's ein hoher Festtag in Salzburg für Stadt und Land, da sie die sterblichen Reste Theophrasts von Hohenheim hinaustrugen zum Bruderhaus von St. Sebastian, auf dessen Friedhof er sich selbst die Ruhstatt erwählt hatte[62]). Der Friedhof liegt nicht allzuweit vom Wohnhaus Hohenheims am Platzl. Ob viele dem menschenfreundlichen Arzt das Geleite gegeben haben, weil der Festtag ohnedies die Leute aus den Häusern lockte, wissen wir nicht. Der Fürsterzbischof Ernst — so wird berichtet — habe befohlen, die Bestattung des weitberühmten Arztes und Gelehrten feierlicher zu gestalten, als gewöhnlich war[63]). Mitten im Friedhof war ihm das Grab bereitet worden. Dort ruhte der Freund der Armen mitten unter Armen; denn es war der Kirchhof der armen Bruderhäusler, die im Versorgungshaus der Brüder von St. Sebastian Pflege fanden. Auch diese Wahl seiner letzten Ruhestätte kennzeichnet den Mann.

Eine Frage drängt sich auf am Grabe Theophrasts von Hohenheim. Er starb in der alten Bischofsstadt, am klosterreichen Sitz des Erzbischofs. Hat Hohenheim auf seinem Sterbebette seinen Frieden gemacht mit der Kirche, die er so scharf angegriffen? Wir haben bei dieser Frage zu bedenken, daß es mit den Schriften, welche sich gegen Lehren und Gebräuche, Zustände und Einrichtungen der römischen Kirche richteten, gegangen ist, wie mit der Mehrzahl seiner anderen Schriften. Sie sind erst einige Zeit nach seinem Tode durch den Druck veröffentlicht worden, viele überhaupt nicht in weiteren Kreisen bekannt geworden. Für den, der Hohenheim kannte, war es zu seinen Lebzeiten kein Geheimnis, wie er sich zur römischen Kirche stellte und wie zum Evangelium. Daß er die Kirche nicht besuchte, hat man ihm in römisch gesinnten Städten weniger

verdacht, als in evangelischen Kreisen. Daß trotz zeitweiser Verfolgung der Protestanten[64]) in Salzburg das bischöfliche Regiment nicht allzu streng war, zeigt der Umstand, daß der Notar Hans Kalbsohr, der Hohenheims Testament aufnahm, ein verheirateter Kleriker war und sich selbst als das im Testament bezeichnet[65]). Gewiß wird man sagen dürfen: man hat in Salzburg Hohenheim nicht nach seinem Bekenntnis gefragt, und er, der des Streits in Glaubenssachen längst überdrüssig geworden seine eigene Meinung für sich hatte, in der Stille seines Glaubens lebte und für vertraute Freunde, nicht für die Öffentlichkeit seine theologischen Arbeiten verfaßte, hatte in Salzburg keine Veranlassung zu öffentlichem Bekenntnis, und darum hat man ihn „für einen Orthodoxen gehalten", und eben darum, wie eine alte Salzburger Chronik sagt, „an einem geweihten Ort begraben" [66]). Das Band, das ihn mit der Kirche, in welcher er getauft worden war, verband, hat Hohenheim nie ganz zerschnitten[67]), so sehr er mit seinem persönlichen Glauben auf dem Boden des Evangeliums stand. So wollte er auch, was über Verstorbenen der Brauch war, nach seinem Tod für sich selbst gehalten wissen: die drei Besingnisse, die Litaneien in der Pfarrkirche[68]); — das einzige, womit er in seiner letzten Willenserklärung seiner früher geäußerten Meinung über derlei kirchlichen Veranstaltungen untreu geworden ist. Darauf stützt sich auch der Herausgeber der Werke Hohenheims, der gut katholische Johannes Huser, da er denen entgegentritt, welche Hohenheim „der Religion halben gern suspekt machen wollen, weil er an etlichen Orten wider etliche Mißbräuche rede". „Es geschehe ihm aber darin, seines Erachtens, ungütlich, denn er habe sich von der H. Catholischen und Römischen Kirchen nit abgesöndert, sondern sei in derselben Gehorsam verblieben, wie ihm dessen das Erzstift und Stadt Salzburg, da er Anno 1541 Catholisch und Christlich verstorben und Ehrlich begraben worden, Zeugnuß geben könne" [69]). Huser fühlt aber doch selbst, und wohl mehr als das, aus seiner genauen Kenntnis der von ihm veröffentlichten und nicht veröffentlichten Schriften Hohenheims weiß er das, daß die Leute, welche Hohenheim der Religion halben suspekt machen wollen, nicht so unrecht haben. Huser verwahrt sich auch dem fürstlichen Gönner und Förderer der Heraus-

gabe theophrastischer Schriften gegenüber, dem Kurfürst-Erzbischof Ernst von Köln, ausdrücklich, „so je etwas in diesen seinen Scriptis sollte gefunden werden, so wider die alte Catholische Religion wäre", dafür angesehen zu werden, als ob er darin ihm oder anderen zustimme, und erklärt für seine Person, er wolle sich vielmehr „der Kirchen als einer treuen Mutter gehorsamlich unterwerfen" [70]). Also Huser traut der Rechtgläubigkeit Hohenheims aus guten Gründen doch nicht ganz.

Vor dem strengen Richterstuhl der römischen Kirche ist Hohenheim sehr „suspekt". In seinem Nachlaß fanden sich eine kleine Bibel, ein Neues Testament, des Hieronymus Interpretationes super Euangelia in duobus libellis und „Concordiae Bibliorum", daneben nur ein gedrucktes medizinisches Buch. Das waren die wenigen Bücher, die Hohenheim nach Salzburg mitgenommen hatte. Unter dem handschriftlichen Nachlaß fanden sich neben sieben medizinischen Schriften „mehr etliche und allerlei geschriebene Collectur in Theologia, so Theophrastus soll concipirt haben" [71]). So hat er sich also bis in die letzte Zeit seines Lebens mit der Heiligen Schrift und auf Grund der Schriftstudien mit der Frage des wahren christlichen Glaubens beschäftigt, und Bibel und Neues Testament waren ihm Bücher, von welchen er sich nicht trennte, auch wenn es auf die Reise ging. So auch, als er die letzte Reise nach Salzburg angetreten. Von dem was er auf Grund der Heiligen Schrift aus selbständigem Forschen geglaubt und geschrieben hat, hat er dort gewiß nichts widerrufen. Der Salzburger Chronist hätte sich sonst nicht so vorsichtig ausgedrückt: aus dem Umstand, daß er auf dem Friedhof bei St. Sebastian sein Grab gefunden, gehe hervor, daß man ihn für einen Orthodoxen gehalten habe (pro orthodoxo habitum). Er blieb wohl, was er war, „sein selbs eigen Herr", sich selbst getreu.

Viel irdische Schätze hat Hohenheim nicht hinterlassen: fünfzehn ungarische Goldgulden [72]) und einen salzburgischen Dukaten nebst zehn güldenen Ehrenpfennigen und etlichen Stücken ungemünzten Goldes; dazu eine Anzahl Wertsachen an Edelmetall und Steinen und etliches Geräte von Silber [72]). Aus letzterem wurde ein silberner Becher, 7½ Lot schwer, nach Wiener Gewicht, als „Leibfall" dem Abt von Einsiedeln übermittelt, der auf eine Abgabe aus dem Nachlaß Anspruch erheben konnte, weil „Theophrasts Mutter eine Gotts-

hauß-Frau gewest" [73]). Das sorgfältige „Inventarium", das die Testamentsvollstrecker aufnahmen, zählt neben den erwähnten Gegenständen und einigen Instrumenten und Arzneimitteln eine lange Reihe von Kleidungsstücken auf und bestätigt hiemit, daß Hohenheim sich oft mit neuen Kleidern versah, bestätigt auch das, daß er in den letzten Lebensjahren wieder in solchen Verhältnissen sich befand, die ihm solchen Aufwand erlaubten. Es fanden sich samtene und damastene Leibröcke und Wämser, Reitmantel und Reithut samt Stiefeln und Sporen, Reitpulgen (Sättel) und der Reitsack, in welchem Hohenheim das Nötigste auf der Reise mitzuführen pflegte [74]). Die „Vasa chymica", die Gefäße für seine alchimistischen Forschungen vermissen wir im Inventarium. Offenbar hat er seine letzten Studien mit entlehnten Gefäßen und Werkzeugen ausgeführt. Auch das Schwert, das er bis in die letzte Zeit getragen hat, fehlt im Inventarium. Die sonstige Ausrüstung zeigt deutlich, daß er die letzte Reise, wie in früheren Jahren, ehe die Zeit der Not über ihn gekommen war, zu Pferde gemacht hat.

* * *

Der Mann, der im Leben so unstet gewesen war, sollte auch im Grabe keine bleibende Ruhestätte finden. Als fünfzig Jahre später die Gabrielskapelle auf der Mitte des Friedhofs der Bruderhäusler erbaut wurde, grub man Hohenheims Gebeine aus und gab ihnen an der Mauer der Kirche von St. Sebastian eine neue Ruhestätte. Hieher wurde auch der Grabstein versetzt, welchen sein Testamentsvollstrecker Michael Setznagel ihm gewidmet hatte [75]). Der Grabstein, eine rote Marmorplatte, trägt folgende Inschrift:

Conditur hic
Philippus Theophrastus
insignis medicinae doctor
qui dira illa vulnera, lepram, Podagram, hydropisim aliaque insanabilia corporis contagia mirifica arte sustulit ac bona sua in pauperes distribuenda collocandaque honoravit.
Anno MDXXXXI Die XXIIII Septembris
vitam cum morte mutavit.

Das heißt in deutscher Übersetzung:

Hier liegt begraben
Philippus Theoprastus,
der ausgezeichnete Doktor der Medizin,
der jene argen Wunden, Aussatz, Podagra, Wassersucht
und andere unheilbare Krankheiten des Leibes mit wunderbarer Kunst hob und seine Güter zur Verteilung und
Spendung unter die Armen verehrte.
Im Jahr 1541 am 24. Tag des Septembers
hat er das Leben mit dem Tod vertauscht.

Unter dieser Inschrift ist das Wappen der Bombaste von Hohenheim eingemeißelt, umgeben von acht kleinen Kreuzen. Unter dem Wappenschild stehen die Worte:

pax vivis, requies aeterna sepultis,

zu deutsch: Friede den Lebenden, ewige Ruhe den Begrabenen.

Noch einmal wurden die Gebeine Hohenheims dem Grabe entnommen und in einer Nische des Grabdenkmals beigesetzt, das unter dem Erzbischof Andreas von Dietrichstein in der Vorhalle der Kirche zu St. Sebastian ihm errichtet wurde. Es geschah dies im Jahre 1752. Ein würdiges Denkmal ehrt seitdem das Gedächtnis des großen Arztes. Auf marmornem Postament, in welches die alte Grabplatte wieder eingefügt wurde, erhebt sich eine Marmorpyramide, deren stumpfe Spitze eine Urne trägt. Auf der Vorderseite der Pyramide ist in marmornem Rahmen ein Rundbild eingelassen, das Theophrast von Hohenheim darstellen sollte. Irrtümlicherweise ist aber damals ein Bild seines Vaters Wilhelm von Hohenheim, gemalt 1491, für das des Sohnes gehalten worden und so aufs Denkmal gekommen. Manch Gebet eines schlichten Hospitaliten von St. Sebastian ist schon vor dem Denkmal gestammelt worden. In Salzburg blieb dem menschenfreundlichen Arzte ein „löbliches Gedächtnuß" bewahrt. Als im Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts die Cholera ihren verderblichen Zug durch Österreich und Deutschland nahm und auch die Gegend von Salzburg bedrohte, da wallfahrtete gar das Volk zum Grab des Arztes[76]), dessen Ruhm als eines wunderbaren Heilkünstlers im Volke weiterlebte. So wurde er im Drang der Not nach Jahrhunderten gar noch als Nothelfer angerufen, er, der gegen

solches Beginnen so ernste und schöne Worte geschrieben hat. Auch heute noch kann man sehen, wie ein altes Weiblein am Grabmal vorüberschreitend mit ehrerbietiger Kniebeuge sich bekreuzt, oder wie auf dem Betschemel vor dem Denkstein eine andächtige Beterin kniet. Ob sie wohl für ihn oder zu ihm betet?[77])

Als am Anfang des 19. Jahrhunderts die Überreste Hohenheims einer genauen Untersuchung unterzogen wurden, glaubte der berühmte Naturforscher und Arzt Thomas v. Sömmering einen Schädelsprung zu entdecken, welchen nur der Lebende durch Einwirkung starker Gewalt erlitten haben könnte. Dieser irrtümliche Erfund Sömmerings hat für einige Zeit einer alten Erzählung neue Anhaltspunkte gegeben, nach welcher Hohenheim eines gewaltsamen Todes gestorben sein sollte. Seine heimlichen Widersacher hätten ihn auf ein Gastmahl geladen und daselbst sei er von den Dienern der Doktoren und anderen bestellten sicariis ergriffen, eine Höhe herabgestürzt und ihm also der Hals gebrochen worden; denn auf keine andere Weise hätte man ihm sonst beikommen können. „Hatte also der selige Mann eines plötzlichen, unversehenen und erbärmlichen Todes mit gesundem Herzen sterben müssen." Also eine Nachricht aus dem Jahr 1662[78]). Ältere Nachrichten wissen davon nichts, und einer der ältesten Paracelsusforscher, Mich. Toxites, welcher noch mit Personen verkehrte, die in Salzburg zu Lebzeiten Hohenheims dort gelebt haben, hat davon nichts erfahren. Es wäre auch kaum denkbar, daß der Mord an einem so berühmten Mann, der vielleicht zudem dem erzbischöflichen Landesfürsten nahestand, in der ersten Zeit unbekannt und unverfolgt geblieben wäre und die Grabinschrift, die doch ziemlich ausführlich ist, ein gewaltsames Lebensende verschwiegen hätte. Auch haben neuere anatomische Untersuchungen des Schädels Hohenheims unwiderleglich ergeben, daß v. Sömmering sich geirrt hat[79]).

Hohenheim war — darauf deuten seine Gebeine hin — von auffallend kleiner, zartgebauter Körpergestalt, etwas über 1,5 m hoch. Auch alte Nachrichten stimmen mit dem Ergebnis anatomischer Messungen überein: er sei ein kleines Männchen gewesen mit einer dünnen Stimme[80]). In der Jugendzeit umwallten Locken sein Haupt. So stellen ihn die frühesten Bildnisse dar[81]). Ein schönes

geistvolles Bild Hohenheims wird Tintoretto, dem großen venezianischen Meister, zugeschrieben. Es würde Hohenheim darstellen, wie er zur Zeit des italienischen Feldzugs gestaltet war, an welchem er als Feldscher teilnahm. Die Strapazen einer unsteten Wanderzeit sind dem Bilde unverkennbar aufgeprägt. Das Haupthaar ist für das frühe Mannesalter des Dargestellten schon ziemlich gelichtet, ein spärlicher Bart umgibt Mund und Kinn[82]). Das Bild könnte aber von Tintoretto fast nur aus dem Gedächtnis gemalt sein, da Tintoretto um die Zeit, als Hohenheim in Italien weilte, erst 13 Jahre alt war. Auch ein St. Galler Bild stellt Hohenheim im Schmuck des Bartes dar[83]). Spätere Bilder zeigen frühgealterte Gesichtszüge, das Gesicht bartlos, das Haupt bis auf einen kleinen Kranz welliger Haare kahl geworden. So hat ihn ein bedeutender Meister seiner Zeit dargestellt, der Zeichner und Holzschneider Augustin Hirschvogel von Nürnberg, der Hohenheim wiederholt nach dem Leben zeichnete[84]).

Es war ein unansehnlicher Körper, in welchem der so große und starke Geist wohnte. Umsomehr erschien Hohenheims Auftreten unansehnlich, als er meistens sehr einfach gekleidet ging. Daß man ihm die gelegentlichen Spuren, die seine Laboratoriumsarbeiten am Gewand und an den Händen hinterließen, übel auslegte und ihn darob der Unsauberkeit bezichtigte, ist samt seiner treffenden Verteidigung schon erwähnt[85]).

Auch der Umstand, daß er dem Umgang mit Frauen abhold war, ist von seinen Verleumdern übel gedeutet worden — ohne allen Grund[86]). Das weibliche Geschlecht hatte keine Anziehungskraft auf ihn[87]); aber auch davon abgesehen, wann hätte auch der Vielwandernde sich einen Hausstand gründen und ein Ehegemahl heimführen können? In dem Worte: „Laßt mich fremd sein im Land und ein ohn ein Vaterland!“[88]) liegt der Verzicht auf Hausstand und Eheglück eingeschlossen. Daß Hohenheim in einer maßlos verderbten Zeit sich in einer über jeden Zweifel erhabenen Weise Sittenreinheit bewahrt hat, so daß auch die schlimmsten Gegner ihm nichts anhaben konnten, das war seinen Gegnern unbegreiflich; denen ist es nicht, welche den sittlich strengen Charakter Hohenheims kennen, der nicht nur an sich selbst, sondern auch an seine Standes-

genossen die Forderung stellte: „der Arzt soll rein und keusch sein" ...[89]). Keiner Untreue in der Ehe Vorschub zu leisten, gelobte er sich auch in seinem „jus jurandum"[90]). Auch in seinen Schriften sucht er seinem Grundsatz treu zu bleiben, rein und keusch zu sein; mit einem zarten Gefühl des Anstands unterläßt er, da er deutsch schreibt, manches zu besprechen, was in lateinischer Sprache wohl gegeben werden konnte, „dieweil solch Ding in das Teutsch nit wohl zu bringen ist" [91]).

Jene Verleumdungen waren noch nicht die schlimmsten, welche Hohenheims Gegner auf ihn häuften, mit dem Erfolg, der fortgesetzte Schmähungen nur zu oft begleitet. So kam es, daß durch Jahrhunderte der gute Ruf des Mannes verloren ging. Es gab kaum eine Schmähung, die man nicht in blindem Haß oder törichtem Unverstand auf Hohenheims Andenken geworfen hätte. Der eine nennt ihn den lügenhaftesten und schamlosesten Menschen, der andere schilt ihn gottlos und gotteslästerlich, wieder einer erklärt ihn für ein verderbliches Ungeheuer, monstrum hominis in perniciem omnis melioris doctrinae natum[92]); wieder andere glaubten den Abgrund der Gottlosigkeit im Leben des Theophrastus nur damit erklären zu können, daß sie ihm nachsagten, er stehe mit dem Teufel im Bund, wie es seine Gegner ihm schon bei Lebzeiten ausschrieen, „er habe seinen Grund aus doller Weis', aus der Schwartzen Kunst, oder aus dem Teuffel" [93]). Gegenüber solchen maßlosen Anklagen scheinen die Beurteiler noch gnädig mit Hohenheim zu verfahren, welche ihn einfach für einen Narren hielten, wie ihn denn der Verfasser einer „Geschichte der menschlichen Narrheit oder Lebensbeschreibung berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager und anderer philosophischer Unholde" für würdig gehalten hat, in solche Gesellschaft aufgenommen zu werden[94]). Man hatte sich gewöhnt, alte Urteile ohne eigene Prüfung nachzusagen. So kannte man in deutschen Landen fast nur noch das Zerrbild des Mannes und selbst sein ehrlicher alter Familienname „Bombast" wird durch groben sprachlichen Irrtum zur Kennzeichnung marktschreierischer Art, schwülstiger Rede, aufgeblasenen Wesens mißbraucht, als ob das Wort „bombastisch" auf Hohenheims Name, auf Hohenheims Art zurückginge![95])

Nicht viel weniger schlimm für Hohenheims Beurteilung in der Nachwelt war die Vergötterung, die ihm als dem großen Theosophen von seiten religiöser Mystiker, als dem großen Mysteriarcha von seiten der Alchimisten, die den Stein der Weisen suchten, entgegengebracht wurde, vielfach auf Grund absichtlich unterschobener oder im Unverstand ihm zugeschriebener Schriften. Als der gepriesene Meister solch zweifelhafter Jüngerschaft wurde er mithineingezogen in die abfällige Beurteilung, die diese verdienten.

Wie ganz anders gestaltet sich das Bild des Mannes, wenn wir ernstlich seine Bücher zur Hand nehmen, auf seinem Lebenswege ihn begleiten, wie er selbst ihn in gelegentlichen schlichten Worten uns darstellt, und seine Worte auf uns wirken lassen, mit welchen er von seiner Wissenschaft und Kunst, von seinem Glauben und von seinen Pflichten, von seiner hohen frommen Weltanschauung, wie von seiner tiefernsten Lebensauffassung zu uns redet.

Mehr und mehr ist eine gerechte Beurteilung des Vielgeschmähten durchgedrungen. Ranke, der geistvolle Geschichtschreiber, urteilt über ihn in feiner Weise: „Es lebt in ihm ein sinnvoller, tiefer und mit seltenen Kenntnissen ausgerüsteter Geist, der aber von dem Einen Punkte aus, den er ergriffen, die Welt zu erobern meint: viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch“[96]). Es mag auch eines Philosophen, Christoph v. Sigwarts, Urteil über Hohenheim hier stehen: „Paracelsus ist eine der originellsten und eindrucksvollsten Gestalten jener gärenden Zeit, in der für alle energischen und strebsamen Köpfe Kampf gegen die unfruchtbar gewordenen Traditionen der Schule, Erneuerung des geistigen Lebens auf allen Gebieten, Zurückführung des religiösen Glaubens, wie der Wissenschaft auf die echte und ursprüngliche Quelle die übereinstimmende Losung war“[97]).

In der Geschichte der Medizin und Chemie ist Hohenheim von hervorragenden Forschern längst der Ehrenplatz zugewiesen worden, der ihm gebührt als „dem Reformator der mittelalterlichen Medizin“, welcher die Heilwissenschaft auf den Boden gründlicher Naturforschung gestellt hat. „Von allen Seiten führen die Wege der Forschung immer und immer wieder zu dieser einen Persönlichkeit hin“[98]). „Er hatte zwar mit dem unverarbeiteten Stoffe, mit eigenen Vorurteilen,

mit einer unbehilflichen Sprache zu ringen. Aber er ist ein Arzt, der Rechenschaft von sich und seiner Kunst fordert, dem eine naturgemäße Erklärung der Erscheinungen, ein Erfassen der letzten Gesetze Bedürfnis und inneres Gebot ist, der eben damit späteren, besseren Richtungen vorgearbeitet hat" [99]).

Dabei ist freilich vieles in seinem Wirken, Forschen und Schaffen vergänglich gewesen, in manchem hat er geirrt, aber er hat in unablässigem Ringen die Wahrheit gesucht und „in richtiger Ahnung manches von Ferne geschaut" [100]), was in völliger Klarheit darzustellen einer späteren Zeit vorbehalten war.

Mit seinem Berufe, den er als einen von Gott ihm gewordenen erkannte, war es ihm heiliger Ernst, ob er sinnend immer tiefer den großartigen Zusammenhang von Gott und Welt, Natur und Menschheit erfaßte oder forschend die Heilkräfte der Natur ergründete oder handelnd den Kranken seine Dienste widmete, getreu dem schönen Grundsatz, den er aufgestellt: „Lehren und nicht tun, das ist klein, Lehren und tun, das ist groß und ganz" [101]). Er legte den denkbar höchsten Maßstab an seinen Beruf an: „Es ist groß zu besitzen das Amt der Arzney und nicht so leicht, wie etliche vermeinen. Denn zu gleicher Weiß wie Christus den Aposteln befohlen hat: Gehet hin, reiniget die Aussätzigen, die Lahmen machet gerad, die Blind gesehend und dergleichen, diese Ding all treffen auch den Arzt so wohl als den Apostel" [102]).

Im Gedanken an die Widersacher, die ihn schalten und damit den Grund zu den Schmähungen der urteilslosen Nachwelt legten, konnte er getrost sagen: „Leget curam vitamque auf die Wage und sehet, wie die Wag ausschlage!" [103]).

* * *

„Was ist es, das den Medicum reut?" So fragt einmal Theophrast von Hohenheim und überblickt dabei im Geist sein eigenes Leben. „Nichts; denn er hat sein Tag vollbracht mit den Arcanis und hat in Gott und in der Natur gelebt als ein gewaltiger Meister des irdischen Lichts" [104]).

VII.

Hohenheims Schriften

Wenn es jemals von den schriftstellerischen Werken eines großen Mannes gegolten hat, so gilt's von den Schriften, die aus der Feder Theophrasts von Hohenheim geflossen sind: fata sua habent libelli. Hohenheims Schriften haben ihre besondere Geschichte.

Wir wissen, wie Hohenheim in unermüdlicher Geistesarbeit die Ergebnisse seiner Erfahrung und seines Nachdenkens in zahlreichen Schriften niederlegte, unter Umständen, welche die ruhige Geistesarbeit außerordentlich erschwerten, fast immer auf Wanderungen, ohne die Behaglichkeit einer eigenen Behausung, einer eigenen Arbeitsstube.

Hielt er sich irgendwo auf seiner Wanderschaft für kurze Zeit an einem stillen Orte auf, so griff der Rastlose zur Feder. Die Nachtarbeit zum Tagwerk fügend, beschrieb er „festinanti calamo" die Blätter [1]). Ging's wieder weiter auf neue Wanderwege, oft in raschem Entschluß, da nahm er „die beschriebenen Regalbögen" [2]) im Reitsack mit, oder er ließ sie „von ihm selbst verbitschiert" [3]) in einer Kiste wohl geborgen [4]) zur Aufbewahrung zurück. Dabei hatte Hohenheim „im Brauch, daß er zusammengehörige Blätter nicht zusammengebunden oder geheftet" [5]), so daß wohl geschehen konnte, daß einzelnes durcheinander kam, später von einzelnen Schriften nicht mehr alle Teile sich fanden [6]). Als Hohenheim starb, waren außer einer kleinen Anzahl medizinischer Schriften und „etlich geschriebener Collektur in Theologia" [7]) einige Kisten Bücher in Augsburg und Leoben vorhanden [8]).

Selbstverständlich, daß er das meiste, was er schrieb, mit der Absicht schrieb, die Schriften im Druck zu veröffentlichen. Quae astra et quae tellus imperant ausus sum depictis illis Physicis

scribere et imprimi facere[9]). Doch ist zu seinen Lebzeiten wenig im Druck herausgekommen: einige kleinere medizinische Schriften über die Krankheit, welche die Geißel seiner Zeit war (zwei Schriften 1529 und 1530 in Nürnberg[10]), einige Prognostikationen, die seinerzeit sich besonderer Beliebtheit erfreuten und so auch den Hohenheimschen Schriftchen wiederholte Auflagen oder Nachdrucke verschafften (1529, 1530, 1531, 1532, 1534, 1535, 1536, 1537, 1538, Druckorte Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Zürich[11]), weiter noch eine Arbeit, die Hohenheim auf das kirchenpolitische Gebiet führte, die Auslegung der Figuren, so zu Nürnberg gefunden seindt worden[12]), sodann eine Gelegenheitsschrift vom Bad Pfeffers (1535[13]) und sein Hauptwerk, die Große Wundarzney (1536 in Ulm und Augsburg, 2. Auflage 1537, Augsburg[14]).

Wir wissen auch, daß Hohenheims Versuche, weitere seiner medizinischen Schriften im Druck zu veröffentlichen, trotz mancher Bemühungen gescheitert sind; wie in Nürnberg durch die Einsprache der Leipziger Fakultät[15]), so in Wien durch die Machenschaften der dortigen Ärzte[16]); früher war's ähnlich in Zürich (1526 oder 1527[17]), in Kolmar (1528[18]) gegangen. Der letzte Versuch, so aussichtsvoll er war durch das Versprechen der Kärntischen Stände, die ihnen gewidmeten vier Schriften veröffentlichen zu lassen, ist gleichfalls zu nichte geworden. Hohenheim hatte sich zu früh gefreut, einen Mäcenas gefunden zu haben[19]). Die Kärntner Stände haben aus unbekannten Gründen ihr Wort nicht gehalten. Ungebeugt durch das widrige Geschick, auf eine bessere Zeit hoffend, fuhr er fort, die Gedanken seines Geistes, die Erfahrungen seiner ärztlichen Kunst, die Ergebnisse seines frommen Nachdenkens und seiner biblischen Forschungen in Schriften niederzulegen.

Erlebt hat Hohenheim die bessere Zukunft nicht. Nach seinem Tode erschien zunächst neben einigen Neu- und Nachdrucken bestehender Ausgaben der Labyrinthus medicorum in lateinischer Übersetzung[20]). Es waren überhaupt manche lateinische Übersetzungen der Schriften Hohenheims handschriftlich im Umlauf. 1553 kam dann auch die erste niederländische Bearbeitung von Werken Hohenheims heraus, darunter die Große Wundarzney. Sie erschien in den Niederlanden bald in neuen Auflagen[21]).

Inzwischen gingen Hohenheims Schriften ihren Weg durch handschriftliche Verbreitung, und schon fanden sich Sammler, welche die Schätze in größerer Zahl an sich brachten und vor allem die Autogramme Hohenheims sich zu sichern suchten. Adam v. Bodenstein, der erste Herausgeber einzelner Handschriften, bezeugt es, daß „saure Arbeit und nicht geringe Kosten aufzuwenden waren", einzelne Handschriften an sich zu bringen [22]. „Handschriften Paracelsi" wurden „umb thewr geldt" verkauft [23]. Allen voran bemühte sich der Arzt Johann Schulteiß vom Berg (Johannes Scultetus Montanus) zu Hirschberg in Schlesien um den Erwerb von Autogrammen und um gute Abschriften. „Mit ungespartem Fleiß, Mühe und Arbeit reiste er hin und her, um zu suchen und allen Liebhabern der wahren Philosophie zu gut die Bücher des hochberühmten Theophrastus ans Licht zu bringen" [24]. Die Handschriften seiner Sammlung haben sich bald den Ruf der größten Zuverlässigkeit verschafft und ihren Besitzer weit über die Grenzen des Reichs hinaus bekannt gemacht [25]. Ein genauer Kenner Paracelsischer Autogramme, auf den Ruhm seines verehrten Meisters aufs peinlichste bedacht, hat er sich um die Erhaltung und Sicherung echter Paracelsusschriften das größte Verdienst erworben. Seine Abschriften standen an Wertung den Originalen nahe. Daß fürstliche Liebhaber mit ihrem Reichtum sich sicherten, was sie von Originalmanuskripten erwerben konnten, ist begreiflich. Und hier ist's ein Name von bestem Klang, der zu nennen ist: Ottheinrich, der Kurfürst von der Pfalz, der hochherzige Freund der Kunst und Wissenschaft (1502—1559). Von 37 Originalmanuskripten Hohenheims, „sua manu scripti", theologischen Inhalts, wissen wir urkundlich, daß sie sich in der herzoglichen Bibliothek zu Neuburg an der Donau befanden [26]. Wie sehr Kurfürst Ottheinrich diese Blätter schätzte, zeigt seine Anordnung, wonach sein Bibliothekarius Johann Kilian sie lebenslang bei Handen behalten sollte [27]. Bis in sein hohes Alter war Hans Kilian der treue Verwahrer dieser Schätze. Er hat die vielen Duplikate besorgt, welche die Heidelberger Bibliothek in ihren drei Sammelhandschriften Paracelsischer Schriften sich verschaffte, nachdem Ottheinrich 1557 Pfalz-Neuburg an eine Seitenlinie abgetreten hatte, und die handschriftlichen Schätze in Neuburg verblieben waren [28].

Noch am Ende des Jahrhunderts waltete Hans Kilian seines Amtes. Dr. Karl Widemann in Augsburg, der ebenfalls in 50 Jahren eine reichhaltige Sammlung Paracelsushandschriften zusammenbrachte, nennt ihn 1593, wo er von den handschriftlichen Schätzen redet, die „inn der Jüngeren Pfaltz zu Neuburg ahn der Thonau inn Hertzog Ottheinrichs Bibliotheca zue finden sein: der Bibliothecarius haist Johann Kilian, ain Alter Mann" [29]). 1594 behandelte der Alte die Verleihung einer neuen Serie Paracelsushandschriften an Johann Huser, den Herausgeber der Sammelausgabe von Werken Hohenheims, auf den Namen des Kurfürsten Ernst von Köln, auch eines bayrischen Herzogs und rheinischen Pfalzgrafen [30]).

Um dieselbe Zeit, da die herzoglich neuburgische Bibliothek ihre Handschriften sammelte, interessierte sich Erzherzog Ferdinand für Paracelsische Schriften. Er ließ (20. August 1563) an die Stände von Kärnten schreiben, mit dem Ersuchen, die ihm so gerühmten Bücher und Schriften des Paracelsus zu übersenden, daß er sie einsehe und vielleicht daraus etliches abschreiben lassen möchte [31]), worauf der „Ausschuß der ersamen Landschafft in Klagenfurt" (unterm 27. Oktober) die Schriften Hohenheims, die im Besitz der Landschaft waren, nach Wien sandte [32]).

Auch ein reiches Kloster, das Cisterzienserstift Osseg in Böhmen, konnte im Jahr 1571 einen reichhaltigen Katalog von Handschriften Paracelsischer Werke medizinischen und theologischen Inhalts aufstellen [33]).

Wir sehen, Hohenheims Ruhm ist in den zwei bis drei Jahrzehnten nach seinem Tode nicht erloschen; im Gegenteil, um eben diese Zeit, da die ersten Drucke nach handschriftlichen Quellen hinausgingen, wird bezeugt, daß „viel Fragens nach den Büchern Theophrasti" sei und in Deutschland alles, was man von denselben bekommen könne, gar gern gedruckt und gekauft werde [34]).

Zwei bis drei Jahrzehnte nach des Meisters Tod — immerhin eine nicht allzulange Zeit, daß in derselben die Sicherheit der Beurteilung, die Echtheit der einzelnen Schriften unmöglich gewesen wäre. Es lebten und wirkten um diese Zeit Schüler, die zu des Meisters Füßen gesessen, es lebte noch der einstige vertraute Amanuensis Hohenheims, Johann Oporin, der 1568 als Professor in Basel

starb, eben hier, wo Bodenstein wirkte und der Drucker Perna seine Ausgaben veranstaltete. Mit Genugtuung und Stolz bemerken es die Herausgeber Paracelsischer Schriften, wo sie „nach Theophrasti eigener Handschrift" ihre Ausgaben herstellen können, wobei ein Ad. v. Bodenstein [35]), wie der Abschreiber Lambert Wacker [36]) oder später Johann Huser [37]) die „hart zu lesende Schrift Theophrasti" zu verstehen sich berühmten und, fügt Bodenstein hübsch hinzu, „und seines Schreibens Gemüt" [38]). Es kam auch vor, daß die Blätter, die Hohenheim einst beschrieben, auf ihrem Weg in die Hände der Herausgeber „etwas mangels und bresthaft" geworden waren [39]).

Schon tauchte auch der Vorwurf auf, daß andere sich Paracelsisches aneignen und als ihr Produkt hinausgeben, — neben dem anderen, für den Ruf des Meisters schlimmeren Betrug, daß andere ihr zweifelhaftes Machwerk als Paracelsisch ausgeben, damit sie durch diesen Namen gedeckt Käufer fänden [40]). Demgegenüber waren die Paracelsisten bemüht, die Treue echt Paracelsischer Schriften zu bewahren. Man kannte sich wohl und pflegte unter sich Verkehr. Der literarische Mittelpunkt war bei Joh. Montanus in Schlesien, der nach dem Zeugnis seines Schülers Joh. Huser „einen fürnehmen Teil der vollkommensten Originalien in seinen vielfältigen Reisen zu wegen bracht hat", und „eine große Zahl abgeschriebener Exemplaria" besaß [41]). Als Verlagsort bildete sich nun Köln heraus, wo „die Erben Arnold Byrckmanns" unter Mitarbeit des Paracelsisten Dr. Theod. Byrckmann um gute Ausgaben sich bemühten, mit diesen der Basler Drucker Peter Perna. Die Schüler sammelten sich um Adam v. Bodenstein in Basel; unter ihnen ist Michael Toxites (Schütz) aus Sterzing zu nennen, der den Spuren des Meisters an den Orten seiner Wirksamkeit nachging.

Noch galt es nach mancher Schrift, von deren Abfassung man wußte, zu suchen. Manches war im Privatbesitz, wie jenes Manuskript in Colmar, von der Hand Oporins, „mit Correctiones von des Authoris selbst eigener Hand geschrieben", eine Handschrift der Bücher von den Franzosen, die Hohenheim während seines Aufenthalts in Colmar 1528 dem Bürgermeister Hieron. Boner gewidmet hatte und dort „samt andern Schrifften und zerteilten Bogen gemeltes Theophrasti Paracelsi eigener Handschrifften" ver-

blieben war, bis sie 1573 verkauft und „erstmals" veröffentlicht wurde[42]), vielleicht an derselben Stelle verblieben, von welcher Bodenstein in einer Vorrede an Melchior Dors, Apotheker in Colmar, schreibt (dat. Basel die Barthol. 1563: „insonders wann ich bedenk, das lange jar so vil nutzbare nothwendige Theophrastische geschrifften bey eüch erhalten, die dem nach es noch nit zeyt war, vund aber bey eüch dennocht ihren guten platz funden auch meines erachtens mir vom Herren Gott zu publicieren, fürsehen durch eüch erhalten vnd übergeben"[43]). Andere Schriften waren im Verborgenen gehalten, als ein wertvolles Geheimnis, das einer allein für sich behalten wollte. Dem Paracelsusfreunde galten solche Leute nicht nur als „neidige Menschen, welche die Schriften zurückbehalten, damit sie dieselbigen allein genießen", sondern als „untreue", welche die Schätze zum Schaden anderer unterdrücken, und mehr als einmal begegnen wir einem solchen Stoßseufzer, wie ihn Toxites in einer Vorrede schrieb: „Gott gebe allen denen, so Paracelsi Scripta hinderhalten, ein besser Hertz, damit sie die Weide nicht allein begeren zu nießen"[44]).

Es kam aber auch bald die Zeit, da das Zurückgehaltene hervorgeholt wurde. Die Nachfrage stieg und damit waren Paracelsische Handschriften Wertstücke im Handel geworden, welche diebische Leute reizten, so jenen „bösen Buben zu Regensburg", der „den Trog" aufbrach, in welchem unter obrigkeitlich versiegeltem Verschluß Schriften Theophrasts verwahrt waren, „die Bücher herausgestohlen und hin und wider on wissen und willen des ehrlichen mans, so ihms vertraut, verkaufft hat"[45]). Neben den Autogrammen Hohenheims waren Handschriften seiner Amanuenses wertvoll durch „des authoris additiones, die er mit eigener Hand in margine annotieret[46]).

Ein Krakauer Verleger, Ad. Schröter, hat das Verdienst, den Bann gebrochen zu haben, der bis dahin noch einzelne der Hohenheimschen Schriften, welche ihren Eigentümern als besonders wertvoll erschienen (besonders die „Archidoxen"), in den Händen der glücklichen Besitzer zurückhielt[47]). „In eilendem Druck"[48]) suchten die anderen Herausgeber und Verleger den Vorsprung, den Schröter mit seiner Archidoxenausgabe von 1569 gewonnen hatte, hereinzu-

holen (1570 Perna-Basel, zwei Ausgaben, Toxites-Straßburg, Wimpenäus-München, zwei Ausgaben, Byrckmann-Köln, Dorn-Perna-Basel, Lateinische Ausgabe[49]), alle sieben Ausgaben in einem Jahr, „wie sie in Eile möglich gewesen", zum Teil auf Kosten der Sorgfalt, mit vielen „errata", die Perna und Wimpenäus in sofort veranstalteten neuen Ausgaben verbesserten[50]). Der Byrckmannsche Bearbeiter hatte den Vorzug, seine Ausgabe nach des Authoris „eigener Handschrifft übersehen" zu können[51]). Sie war im Besitz des Montanus.

Nun hielt der Verleger Perna in Basel die Zeit für gekommen, an eine Gesamtausgabe der Werke Hohenheims heranzugehen. Adam v. Bodenstein schrieb dazu die Vorrede und deckte so das Unternehmen mit seinem Ansehen als Paracelsuskenner, sein Schüler Forberger übernahm die Herausgabe. Die Ausgabe kam indes nur auf zwei Bände (1574[52]). Es stand noch 15 Jahre an, bis Johann Huser von Waldkirch, früher Arzt zu Glogau in Schlesien[53]) und dort dem Mittelpunkt der Paracelsisten, Johannes Montanus nahe, nun kurfürstlich kölnischer Rat und Medikus zu Breisgau, die erste Sammelausgabe zu stande brachte. Sie erschien in zehn Teilen 1589—1590 bei Waldkirch (Pernas Nachfolger) in Basel[54]), gewidmet dem Kurfürsten Erzbischof Ernst von Köln, Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein. In dieser Ausgabe sind die Bücher und Schriften Hohenheims „aufs new auß den Originalien in Theophrasti eigener Handschrifft, soviel derselben zu bekommen gewesen, aufs treulichste und fleißigste an den Tag gegeben". Die herzogliche Bibliothek in Neuburg an der Donau, damals im Besitz des Bayernherzogs Philipp Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, kam dem Kurfürsten von Köln und seinem Schützling Huser aufs bereitwilligste entgegen[55]). 1585 wurden 104 Paracelsushandschriften, darunter 37 Autogramme Hohenheims, nach Köln leihweise gegeben. Außerdem durfte ein Amanuensis Husers, Paulus Linckh, auf der Bibliothek zu Neuburg nach Autogrammen Abschriften machen. Erst 1589, nach Fertigstellung der Gesamtausgabe Husers, wurden die entliehenen Schätze, auf ergangene Monition, zurückgegeben[56]). Ebenso standen dem Herausgeber die handschriftlichen Schätze des Johannes Montanus, „seines geliebten

Praeceptors" [57]) Urschriften und Abschriften, zu Gebot. Die Landschaft Kärnten überließ ihm die in ihrem Besitz befindlichen Urschriften der ihr einst von Hohenheim gewidmeten Schriften. Daneben konnte er von einer Reihe einzelner Besitzer einzelne Handschriften benützen [58]). Für 43 Nummern hatte er Autographa zur Vorlage, abzüglich der Fragmenta und Consilia für 30 Schriften; 63 Schriften gab er nach Handschriften, darunter waren 28 aus dem Besitz des Montanus, vier von Oporinus, drei von anderen Amanuenses [59]), eine reiche Ausbeute sicherer Quellen, welche Huser, schon durch den Vergleich der ihm bekannten Handschrift Hohenheims, in den Stand setzte, mit ziemlicher Sicherheit, bei den meisten mit großer Sicherheit, die Werke Hohenheims herauszugeben, ohne daß allzuviel Unterschobenes mit unterlief [60]). Mit wenig Ausnahmen enthielt diese erste (Quart-) Ausgabe Husers medizinische und philosophische Schriften. Paulus Linckh hatte in Neuburg die Autogramme einiger theologischen Sachen gefunden und abgeschrieben [61]), die Huser dann seiner Ausgabe einverleibte, nicht ohne sich einerseits dem Kurfürsten gegenüber zu sichern, weil darin „Invektiven" gegen die katholische Religion gefunden werden konnten, anderseits die Ursache anzugeben, warum er sie doch unverändert aufgenommen, „damit ihm nicht wie andern, als hätte er seines Gefallens in Hohenheims Büchern zugesetzt und ausgelassen, schuldt gegeben würde" [62]).

Es wurde nämlich auf beiden Seiten gegen die Treue des Hohenheimschen Urtextes gesündigt. So hatte Wimpenäus, der gutgläubige Katholik, in seiner oben erwähnten Münchener Archidoxenausgabe die Stellen ausgelassen, welche gegen die Geistlichkeit gerichtet sind, und sichert ein andermal sein katholisches Gewissen durch die eigenmächtige Einschaltung, die ganz und gar nicht Hohenheimschen Geistes ist: „es sey dann gegrünt in der Catholische lehr" [63]). Ein anderer Herausgeber, Benedikt Figulus, polemisiert gegen Discipel und Auditores, welche Hohenheims Text verfälscht hätten mit ihren erlogenen Zusätzen, „wollten gern einen Papisten aus Theophrasto machen, der er doch nimmer gewesen ist, sondern einig und allein Christi und seiner Jünger Lehr nachgefolgt und dieselbe mündlich und schriftlich, ja mordicus wider alle Sektirer und Rottengeister tuirt und defendirt" [64]). So fehlen denn in seiner nach des Basilius

Amerbach Kollegheft veranstalteten Ausgabe der Kleinen Wundarzney alle Stellen vom Rosenkranz, Weihwasser, Ave Maria und Messelesen, wie schon in der durch Konrad Khunrat 1595 besorgten Ausgabe[65]), wobei freilich der Verdacht nicht zu unterdrücken ist, daß protestantischerseits die katholisierenden Stellen ausgelassen worden sind, ein Verdacht, der darum besteht, weil Huser, der die Stellen hat, nach einem Manuskript Oporins druckte. Steht hier Basilius Amerbach gegen Oporin oder ist ein früherer Abschreiber der evangelische Überarbeiter gewesen?

Den zehn Teilen der Quartausgabe von 1589 folgten im selben Verlag 1591 die Chirurgischen Bücher und Schriften, die Große Wundarzney 1593 in französischer Ausgabe[66]).

Wohl wegen eines 1603 in Frankfurt a. M. herausgekommenen Nachdrucks der Huserschen Quartausgabe[67]) erschien 1603 eine neue Auflage der Huserschen Sammelausgabe in Folio 1603, zwei Bände, im Verlag von Lazarus Zetzner in Straßburg mit einigen unechten Zutaten. Huser selbst lebte nicht mehr, um sie zu besorgen; seine Erben waren weniger sorgfältig und weniger kritisch. 1605 folgten die Chirurgischen Bücher und Schriften, eine neue, hinterlassene Arbeit Husers, 1616—1618 die Foliobände in zweiter Auflage[68]).

Die naturphilosophischen, medizinischen und chirurgischen Schriften Hohenheims hatten nun in abschließender Weise ihre Veröffentlichungen gefunden. Aber noch ruhten zahlreiche schriftstellerische Arbeiten theologischen Inhalts in der Verborgenheit. Auch auf diesem Gebiet hatte Hohenheim eine reiche Tätigkeit entfaltet. „Manche meinen," so schreibt er einmal, „es soll niemand schreiben, er sei denn auf den Scheitel geschoren"[69]). Um die Meinung der Leute fragte er freilich niemals. Und so schrieb er auch Theologisches.

Sichere Spuren theologischer Schriftstellerei reichen bis ins Jahr 1525 zurück; ganz genaue Daten finden sich besonders in den Jahren 1530—1533, in welche, wie wir aus Hohenheims Lebensgang wissen, die intensivste, zum Teil ausschließliche Beschäftigung Hohenheims mit der Heiligen Schrift und den die Geister bewegenden theologischen Fragen fällt[70]).

In Schriften aus dieser Zeit finden sich Erwähnungen anderer theologischer Schriften, Verweisungen auf Traktate, die unter den

handschriftlichen Schätzen dann wirklich gefunden wurden [71]. Frühe finden sich auch in Ausgaben medizinischer Werke Erwähnungen theologischer Schriften, zunächst exegetischer Arbeiten Hohenheims, der Evangelien- und Psalmenkommentare [72], während die Abendmahlsschriften länger im Verborgenen blieben, Schriften, welche Hohenheim selbst einst ausdrücklich nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für den Kreis der Vertrauten bestimmt hatte [73]. Sie blieben denn auch längere Zeit in deren Händen, als teure Schätze wertgehalten [74].

Von den verschiedene Stücke der kirchlichen Lehre behandelnden Traktaten war 1577 einer (de imaginibus) im Anhang zu einer Archidoxenausgabe gedruckt werden [75]; erst zwölf Jahre darauf druckte Huser in seiner Gesamtausgabe vier Traktate.

Indessen freilich waren längst in der Stille eine ganze Reihe theologischer Traktate in Originalmanuskripten und Abschriften gesammelt worden. Als Huser zum Zweck der Vorbereitung seiner Gesamtausgabe seinen Amanuensis Paul Linckh nach Neuburg gesandt, mit der Instruktion, dort „Kopien von Hohenheimschen Schriften zu machen, sie seien theologisch oder nit" [76], und Linckh dort zunächst die vier Traktate gefunden hatte, welche Huser dann zum Abdruck brachte, da war dies nur der erste Blick auf zahlreiche theologische Schriften, die Ottheinrich für seine Bibliothek gesammelt und der Obhut Hans Kilians anvertraut hatte. Ottheinrich hatte gewiß keinerlei Parteiinteresse, sondern das reine unbefangene Interesse für die großen Männer und Schriftsteller seiner Zeit, sein Bibliothekar, durch die zahlreichen Autogramme medizinischer Schriften Erfahrung genug, um Echtes und Unechtes auch in den theologischen Erwerbungen Hohenheimscher Literatur sichten zu können, Echtes, Sicheres für seinen Fürsten zu erwerben. Das gibt den Neuburger, wie den Heidelberger Sammelhandschriften theologischen Inhalts ihren hohen Wert.

Das anerkannte auch ein Huser, der nach Vollendung seiner Gesamtausgabe medizinischer, philosophischer und chirurgischer Schriften Hohenheims auch an die Durcharbeitung theologischer Traktate sich machte. Unterm 10. Oktober stilo novo Anno 1594 bekennt er, zwei Faszikel Theologica, einen mit 25 Traktaten und

sieben Blättern Fragmenten, zusammen 99 Blätter, zum Kopieren von Hans Kilian erhalten zu haben, alle diese Tractatus Theophrasti Paracelsi sua manu scripti, einen weiteren Faszikel Interpretationes super quatuor Evangelistas, 76 Blätter. Ob auch von diesen letzteren Neuburg die Autogramme besaß, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Diese im Entleihungsverzeichnis aufgezählten Schriften, die verschiedensten Gebiete christlicher Lehre und christlichen Lebens umfassend, sind aus diesen Urkunden mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit, ja man darf sagen mit Sicherheit als echt bezeugt. Der Mann, dem die Hut Paracelsischer Schriften als Vertrauensposten und Lebensberuf übergeben war, bezeichnet sie als Theophrastisch, bezeugt sie zum Teil als sua manu scripti. Kein Wunder, daß Huser, als er sie dargeliehen erhielt, das schriftliche Versprechen zu geben hatte, „solche Tractatus so bald er dieselben durchsehen oder abcopiert werde haben, ganz und ohne Schaden auf seinen Unkosten wiederumb in Ir. F. G. Bibliothec gegen Neuburg zu liefern ganz treulich sonder gefahrden", ebenso wie Paul Linckh sechs Jahre zuvor zu „promittiren" hatte, „die Theophrastischen Autographa dem Herren Joh. Kiliano gegen Neuburg zu seinen Handen zuzustellen entwederε durch ihn selbs oder seinen Herren oder mit eignen gewißen Boten" [77].

Im Neuburger Verzeichnis fehlen Abendmahlsschriften. Ihre Spuren finden sich im Katalog des Stifts Osseg, der auch bis ins Jahr 1571 zurückreicht [78], und mit viel anderen theologischen Traktaten Hohenheims in der reichen Sammlung des Leidener Philologen Isaak Voß (1618—1689), des großen Gelehrten Gerhard Johann Vossens jüngsten Sohnes. Es sind in zwei Sammelhandschriften 80 bis 95 theologische Schriften, je nachdem man zählt, alles 20—30 Jahre nach Hohenheims Tod, zusammen 2000 Folioseiten, auf gleichem Papier, von gleicher Hand [79]. In diesen Sammelhandschriften sind wohl in Abschriften die Sammlungen des Johann Montanus erhalten, die selbst vollständig verschollen sind, bis auf einige Schriften einer in Görlitz befindlichen Handschrift, der ältesten unter allen vorhandenen Handschriften und eines ebenfalls in Görlitz geschriebenen, nun in Wolfenbüttel befindlichen Manuskripts [80]. Hierher auf Montanus oder auf die Quellen in Neuburg weisen die meisten auf

unsere Zeit gekommenen Handschriften zurück. Neben ihnen ist besonders für theologische Schriften Hohenheims der oben genannte Augsburger Arzt Dr. Karl Widemann ein eifriger Sammler und Abschreiber (im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts bis ins erste Viertel des 17. Jahrhunderts), ein hochbegabter Mann, der um seines evangelischen Glaubens willen verfolgt ins Elend geriet und genötigt war, die in 50 Jahren gesammelten Schätze zu verkaufen [81]. In Kassel und Wolfenbüttel sind Teile seiner Sammlung. Noch andere Bibliotheken sind im Besitz von Abschriften einzelner Traktate, welche in den Sammelhandschriften sich finden.

Viele dieser theologischen Schriften Hohenheims haben alle äußeren und inneren Zeugnisse der Echtheit für sich. Ehrenwerte Männer, denen im Interesse ihres verehrten Meisters jeder Betrug ferne gelegen, haben in den ersten Jahrzehnten nach des Verfassers Tod die zerstreuten Schriften gesammelt, denen ein widriges Geschick die Veröffentlichung im Druck versagt hatte. Ein Johannes Montanus, ein Widemann, mit ihnen noch andere, wollten für sich und die Welt retten, was zu retten war. Gönner der Wissenschaft aus fürstlichen Häusern traten mit dem Gewicht ihres Namens, ihrer Person für den Vielverkannten ein und sicherten sich die Schriften seiner Hand. Gewissenhafte Forscher, noch Zeitgenossen des Verfassers, verglichen prüfend die Schriftzüge und den Inhalt, um Echtes vom Unechten zu sichten.

Nicht minder gewichtig sind die inneren Zeugnisse. „Ich kenn Hohenheims stilum wohl," so hieß es schon damals. „Ich ken des Theophrasti stilum wol" — so kann mancher mit Bartholomäus Schobinger sagen [82]. Wer Hohenheims über allen Zweifel erhabene echte Schriften gelesen hat, vor allem seine Vorreden und Beschlußreden, in denen der temperamentvolle Mann sein Eigenstes gibt, der wird ihn in manchem theologischen Traktat wiedererkennen. Und spricht nicht aus der Eigenartigkeit des theologischen Standpunkts die Selbständigkeit desselben Mannes, der es auf keinem Gebiet des Geisteslebens vertrug, „eines anderen Knecht" zu sein. Ist's nicht dieselbe Persönlichkeit, die in ärztlichen Schriften den schriftkundigen Mann, in theologischen Traktaten und Kommentaren den Arzt und Naturforscher erkennen läßt, der Mann, der aus dem „Licht der

Natur" wie aus der Heiligen Schrift seine Beweisführung holt?[83]) Ist's nicht in vielen Schriften, die Theologisches und Kirchliches behandeln, derselbe geschlossene Gedankenkreis, wie er uns in einzelnen unzweifelhaften für seinen Namen gesicherten ärztlichen Büchern sich darstellt?

Wer wäre es denn sonst gewesen, wenn nicht Hohenheim selbst, der unter solchen Lebensumständen, wie sie aus diesen Schriften oft genug in ergreifender Weise entgegentreten, solches schrieb, der auch so, wie wir's eben von Hohenheim wissen, zu jener Zeit mit Gegnerschaft von allen Seiten beehrt worden wäre? Wer hätte die Selbstverleugnung gehabt, unter erborgtem Namen die eigenen Ergebnisse tiefen Denkens der Nachwelt zu überliefern, sich selbst in das Dunkel eines großen Unbekannten und Ungenannten zu hüllen? Wer hätte unter Hohenheims Namen geschrieben in einer Zeit, wo dieser, wie er aufs tiefste verletzt wieder und wieder bezeugt, „verachtet" war, „mit seinen Argumenten niemand gefallen konnte"[84]), wo der erborgte Name jedem nur das größte Hindernis gewesen wäre, öffentlich zu Wort zu kommen? Welcher Arzt sonst, der auf ärztlichen Ruf hinweisen konnte, — solche waren es ohnedies in jener Zeit nicht allzuviele, — hat damals sich tiefgehendster Schriftforschung gewidmet, wieder und wieder die Evangelisten kommentiert, und eines anderen Namen vorgeschoben und mit seiner Handschrift die manchem wohlbekannten, schwer leserlichen Schriftzüge nachgeahmt, welche Kenner, wie Hans Kilian, Bodenstein, Montanus, an Autogrammen unzweifelhaft echten, in ihrer Echtheit beurkundeten Schriften, wie die an die kärntischen Stände, kontrollieren konnten?

Die Zeugnisse sind überwältigend, die uns sagen, daß Hohenheim eine lange Reihe auch theologischer Schriften verfaßt hat, die uns in vielen Abschriften erhalten sind, wenn auch von keiner die Urschrift auf uns gekommen ist.

Wo sind sie geblieben, die Autographa, die ein Huser zu seiner Gesamtausgabe der Werke Hohenheims benutzen konnte, die anderen auch vorgelegen sind, nach denen ein Montanus seine Abschriften gemacht hat? Wo sind sie geblieben, die kostbaren Blätter, die Hans Kilian bis in sein Alter hütete? Als am 10. Oktober stilo novo Anno 1594 jene Reihe von Originalhandschriften theologischen

Inhalts, „tractatus Theophrasti Paracelsi sua manu scripti“, nach Köln an Erzbischof Ernst gesandt worden war, daß Huser sie bearbeite, da stund der gut katholisch gesinnte Verehrer Hohenheims angesichts ihres mehr als „suspekten“ Inhalts von der Veröffentlichung derselben ab. Es war genug an dem, was er harmlos und mit vorsichtiger Verwahrung in seiner ersten Gesamtausgabe gebracht hatte. Was sein Herr und Gönner über die Traktate der vetterlichen Bibliothek dachte, sagt uns eine urkundliche Weisung des Erzbischofs Ernst vom 11. September 1597 an seinen Rat und Medikus Huser: „Die buecher, so nichts richtiges enthalten, soll man nuhr verbrennen“ [85]).

Sie entgingen noch einmal ihrem Schicksal. Die Neuburger Schätze ruhten noch fast ein Jahrhundert in sicherer Hut der herzoglichen Bibliothek zu Neuburg. Am 21. Januar 1694 wurden sie auf Befehl des Kurfürsten Johann Wilhelm, Pfalzgraf bei Rhein, nach Düsseldorf gesandt [86]). Von da an verschwindet ihre Spur. Es kam wohl, wie hundert Jahre zuvor der Kölner Kurfürst Ernst geraten hat. In Düsseldorf hat die Handschriften Hohenheims ihr Geschick ereilt, dasselbe, das andere Gegner ihm selbst zugedacht hatten: — „dem Feuer zu!“

Auch des Montanus Autogramme und die der anderen, die sich solchen Besitzes erfreuten und rühmten, sind spurlos verschwunden. Aber nicht spurlos kann verschwinden, was Theophrast von Hohenheim der Nachwelt hinterlassen hat. Mußten wir auch vieles preisgeben, was seinen Namen trägt, es bleibt genug als Zeugnisse eines tiefen und reichen Geistes.

Anmerkungen



I

¹) Vergl. „Ware Contrafaktur deß wytberumpten fläckens Einsidlen mit
npt der gelägenheyt." Faksimile des Holzschnitts aus dem Jahr 1577, in
Netzhammer O. S. B. Theophrastus Paracelsus; Jahresbericht über die Lehr-
d Erziehungsanstalt des Benediktinerstifts Maria-Einsiedeln im Studienjahr
99/1900. Eins. 1900. S. 9. Der Originalholzschnitt befindet sich in der
ickschen Sammlung der Züricher Stadtbibliothek. Die Radierung in der Stifts-
liothek von Einsiedeln aus der Zeit um 1780 zeigt schon veränderte Gestalt.

²) Der Name Wilhelm Bombast von Hohenheim steht urkundlich in „Urkund
: Statt Villach / von des Theophrasti Paracelsi Vatters leben und absterben"
Mich. Toxites, Testamentum Philippi Theophrasti Paracelsi. Straßb. 1574,
r. durch Christ. Müller. Fol. Avjᵇ. Vom Sohne selbst genannt „Große
ndarzney" 2. B. III tr. cap. 1. Huser, Chir. Bücher und Schriften. Fol.
raßb. 1605. S. 101.

³) Toxites a. a. O.: „Theophrastus Bombast von Hohenhaim / baider Artzney
ktor / ain natürlicher Ehelicher Sohne vnd nächster Pluet Erb / den allain vor-
nelter Wilhelm Bombast für sein Ehelichen Sohn vnd nägsten Erben der in
en sey / gehalten vnnd gehabt." Fol. Avij.

⁴) Über die Bombaste in Württemberg vergl. Sattler, Geschichte des Herzog-
ns Würtenberg. Ulm 1768. 4⁰. 5. B. S. 165/68. Die Geschichte des Stamm-
losses der Bombaste, Hohenheim, reicht bis 1100 hinauf, die Nachweise über
mbaste von Hohenheim bis 1270. Eine Familie Bombast findet sich in Stutt-
rt 1350—1530, vergl. A. Bacmeister, Germanistische Kleinigkeiten, Stuttg. 1870.
. S. 18. Bis zum Jahr 1862 gab es Bombaste (sprich Bõmbast, Bõm,
wäbisch = Baum, nicht Bombást) oder Baumbaste in Wiflingshausen, Gemeinde-
zirk Eßlingen, ebenso bis ins 19. Jahrhundert herein in St. Bernhard und
äldenbronn, desselben Gemeindebezirks. Mitteilung des Evang. Pfarramts zu
t. Bernhard vom 14. Dez. 1900. Die Bombaste haben die Vogtei des halben
orfs Ober-Eßlingen zu Lehen getragen. (Sattler, Topograph. Gesch. des Her-
gth. Würtemberg, Stuttg. 1784. 4⁰. S. 612.) Der Mannesstamm des Adels-
schlechts erlischt mit Franz Bombast, der am 14. Juli 1574 von Jakob Christoph
n Winterstetten erschossen wurde (vergl. v. Alberti, Württ. Adels- und Wappen-
ch S. 335 und Besondere Beilage des Staatsanzeigers f. Württ. 1894, Nr. 13).
f einer Schrift, die zum erstenmal einen pomphaften Titel Hohenheims brachte,
om Ursprung der Pestilentz ed. Bartholom. Scultetus Görlicensis, bei Perna
74), heißt es: „Suevorum ex panegyricis nobilium"; K. Sudhoff, Biblio-
aphia Paracelsica, Berlin 1894, Nr. 167.

⁵) Toxites a. a. O. Fol. Avijᵇ.

[6]) Sattler, Gesch. des Herzogth. Würt. 1768. 5. B. S. 165/68 erwähnt drei Wilhelm von Hohenh., einen, urkundlich erscheinend 1366, einen zweiten ux. Agnes Spät aus einem württemb. Adelsgeschlecht; aber 1. diese ist nicht des Theophrasts Mutter; 2. müßte des Theophrasts Vater, da dieser urkundlich 1534 gestorben ist, und jener Wilhelm ux. Spät 1455—92 in Urkunden erscheint, mindestens 97 Jahre alt geworden sein. Der dritte von Sattler genannte ist ein Wilhelm Bombast von Riet. Er wäre bei der Inskription, Jan. 1482, 24 Jahre alt gewesen, wenn er derselbe ist, wie der als Vater des Theophrast bezeichnete, welcher 1491 34 Jahre alt war. Riet ist ein Dorf im württ. Oberamt Vaihingen, zirka 30 km von Hohenheim entfernt, 27,9 km von Stuttgart. K. Sudhoff besitzt einen württ. Lehensbrief vom Jahre 1473, der einen Wilhelm Bombast von Hohenh. nennt, vielleicht derselbe, der die Spät zur Frau hatte. Schubert-Sudhoff, Paracelsusforschungen II. Heft. 1889. S. 176 ff. v. Georgii-Georgenau führt im „fürstl. württ. Dienerbuch (Stuttg. 1877. gr. 8°. S. 538) einen „Wilhelm von Hohenh. genannt Bombast aet. 18" an. Dieser wäre 1534 88 Jahre alt gewesen.

[7]) Toxites a. a. O. Fol. Av.

[8]) Das Bild existiert zweimal, im Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg, Aufschrift 1491, Anno etatis sue 34, und irrtümlich für das des Sohnes gehalten auf dem Grabmal des Theophrast in der Vorhalle der St. Sebastianskirche daselbst. Die Nelke in der Hand Wilhelms bezeichnet ihn als Bräutigam, vermutlich gab's ein Gegenstück, Theophrasts Mutter, worauf das zweite Wappen des Bildes, der Ochsenkopf der Einsiedler Familie Ochsner, hinweist.

[9]) Siebmacher, Das erneuerte teutsche Wappenbuch Nürnb. 1655 II. Th. Taf. 87. Auf dem Bild des Wilh. v. Hohenh. sind die Farben anders (durch chemische Zersetzung?), wieder anders auf einem Bild des Sohnes im Museum Carolino-Augusteum in Salzburg.

[10]) Netzhammer a. a. O. S. 5.

[11]) Toxites a. a. O. Fol. Cviij. Quittung Anwaldts des Apts zuo Ainsidlen: „Nachdem ermelts Theophrasti Muotter ain Gottshauß-Fraw gewest."

[12]) Rodel der St. Meinhardsbruderschaft in Einsiedeln: „Ruödi Ochsner an der Sylbrugg und Els Schärerin sin husfrauw." Netzhammer a. a. O. S. 5. Auch Güter (die huswisen) eines Wessener stießen an die Sihl. Einsiedler Urbar v. J. 1501, ebenda S. 58, und die Wessener waren „Vetter" des Theophrast; so der Anwalt des Abts von Einsiedeln, Peter W., der in Salzburg den „Leibfall" holte. Toxites a. a. O. Fol. Dib.

[13]) Eine „Gottshaußfrau" war nicht, wie man früher von Theophrasts Mutter meinte, eine Wärterin oder Vorsteherin an einem klösterlichen Krankenhaus. Der Irrtum geht zurück auf des Bitiscus lateinische Übersetzung der deutschen Quittung des Anwalts des Abts von Einsiedeln betr. den Leibfall (Anhang der latein. Gesamtausgabe der Opera Pi, Genf 1658). Gottshaus übersetzt der Franzose, irregeleitet durch den französischen Ausdruck Hôtel-Dieu mit nosocomium und xenodochium. So wurde die Gottshausfrau superior hujus Nosocomij, der Anwalt Peter Wessener, der Gottshausmann, Nosocomus venerabilis Xenodochij, vergl. Netzhammer a. a. O. S. 58 und Toxites a. a. O. Fol. Ciijb, „verheurat mit einer ehrlichen Person / dem Apt daselbst / oberkait halben zuogehörig /." Die Hörigkeit ging meist von der Mutter auf die Kinder über, wenn der Vater frei war, nach der Regel, daß die Kinder der böseren Hand folgen.

[14]) Toxites a. a. O. Fol. Ciij ff. Quittung Anwaldts des Apts zuo Ainsidlen.

[15]) Ebenda.

[16]) Programm von 1527: „Theophrastus Bombast ex Hohenheim Eremita." Originaldruck verschwunden. Nächster Druck in „libri XIIII Paragraphorum Ph. Th. Parac. ed. Toxites 1575. Bibl. Parac. Nr. 160. Huser, Fol. Ed. I, 950. „Waldesel von Einsidlen." Vorr. Paragr. I 203. „nach der Zungen meiner geburt vnd landssprachen, der ich bin von Ainsidlen, des lands ein Schweytzer." Große Wundarzney, Beschlußred zum 1. B. Chir. B. u. Schriften 56. — Die Bezeichnung als Eremita auf einzelnen Ausgaben, z. B. 1562 de gradibus, de compos. et dosibus Recept. ac Naturalium libri VII (Mühlh., Pet. Schmid) oder 1563 libri V de causis signis et curationibus morb. ex Tartaro utilissimi (Basel, P. Perna) hat in Spangenbergks Adelsspiegel 1594 II, S. 191 zu folgendem Mißverständnis Anlaß gegeben: „Theophr. v. Hohenh. des Geschlechts, die sich Bombst (sic!) nennen, im Wirtemberger Land, nannte sich Paracelsum, anfanglich ein Münch Eremiter Ordens, sich darnach für einen Artzt ausgeben." Vergl. Aberle a. a. O. S. 26.

[17]) Das Geburts**jahr** steht fest. In der Pernaschen Sammelausgabe von 1575, Aur. Th. Paracelsi Operum latine redditorum Tom. II steht „vixit annos xliij; ein andermal heißt's „48 anno currente" und „47 annos natus". Auf den von Augustin Hirschvogel († 1553) nach dem Leben gezeichneten Holzschnittbildern Hohenheims heißt es: „Aureoli Theophr. ab Hohenh. effigies sue aetatis 45. 15 AH 38", und: „sue aetatis 47. 15 AH 40" (vergl. Aberle, Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophr. Paracelsus. Salzb. 1891. Tafel V, a u. b). So gewiß nach Hohenheims eigener Angabe. Auf dem spätestens kurz nach seinem Tod gemalten Ölbild im Sterbehaus zu Salzburg steht: „Zu Einßideln geborn 1493 / starb in disem Hauß Aõ: 1541 /." Aberle a. a. O. S. 388. Hohenheim ist also geboren zwischen dem 25. Sept. u. 31. Dez. 1493. — Der Geburts**tag** ist nicht so gewiß. Die älteste Angabe in Leonhard Thurneyssers zum Thurn „ἑρμηνεία das ist onomasticon oder erklerunge vber die frembden Wörter Paracelsi ꝛc., 1574, hat den 10. **November** (Geburtsjahr durch einen Lapsus 1483 statt 1493); wörtlich nach Thurneyssers Wortlaut der älteste Biograph Hohenheims, Jacques Gohory (1567) u. a. Das Geburtsdatum 17. **Dezember**, das in den Angaben der Konversationslexika zu lesen ist, steht zum ersten Male in der Nouvelle édition der Biographie universelle von 1863, ist also sehr später Herkunft und durch nichts gesichert, vergl. Sudhoff, Zu Hohenheims Geburtstag. Beil. zur Allg. Zeitung 1893, Beilage Nr. 261.

[18]) Tyrtamos Theophrastos von Eresos auf der Insel Lesbos, ein Schüler des Aristoteles, von diesem selbst hochgeschätzt und mit dem Beinamen Theophrastos d. h. der göttlich Redende ausgezeichnet; nach des Meisters Tod Haupt seiner Schule; gestorben fast neunzigjährig 286 vor Chr.

[19]) Lib. Paragr., Vorr. I, 199. Fragmenta I, 131: „nemmen mir meinen Tauffnammen Theophrastum."

[20]) Zwei Briefe an Bonifac. Amerbach vom Jahr 1528 dat. Colmar. Originale im Basler Kirchenarchiv C. I. 2. Tom. I. f. 316. 317, älteste Originalurkunden seiner Namensunterschrift, im ersten dat. 28. Febr. 1528: Theophrastus Hohenheimensis Doctor, im zweiten dat. 4. März 1528: Theophrastus bombast ex Hohenheim D. Briefe an den Rat von Memmingen 1536, deren Ächtheit durch die völlige Übereinstimmung des bei Christ. Gottl. v. Murr, Neues Journal zur Lit.- u. Kunstgeschichte, Leipz. 1799, II, S. 257/59 abgebildeten Handsiegels mit

dem Originalwachsabdruck der Basler Briefe sicher gestellt ist. Brief an Dr. Clauser in Zürich 1526, I, 951, an die Studenten in Zürich I, 953; Dedikationen an Lazarus Spengler, Nürnberg, Ch. B. u. Schr. S. 149, an Wolfgang Thalhauser in Augsburg, ebenda Fol. 4.

[21]) Aulus Cornelius Celsus, berühmter Arzt und Schriftsteller. Hauptwerk de medicina libri VII. 50 n. Chr.

[22]) Hieronymus gegen Jovinian: „exstant aureoli Theophrasti libri."

[23]) Widmung des 3. B. der Großen Wundarzney an König Ferdinand: „A. Theophr. v. H. 4. Juni 1537", Ch. B. u. Schr. 129. Widmung an die Stände von Kärnten, gegeben zu St. Veit in Kärnten 24. Aug. 1538: „Aureolus Theophr. v. H." I, 249. „Tirthemii Theophrasti gegen mir Aureolo Theophrasto", Paragr. Tr. 1. I, 206.

[24]) J. B. R. Finkenstein, Paracelsus u. die Syphilis, Zeitschr. für Wundärzte und Geburtshelfer. Stuttg. 1861. 1. Heft, S. 27. Brügger, Illustr. internat. balneolog. Ausstellungszeitung, Frankf. a. M. 1881, Nr. 16 u. 17.

[25]) Albr. v. Haller, Bibliotheca med. pract. Band II, S. 2 (1777), unter Berufung auf briefliche Mitteilungen des Laurentius Zelweger. Ist das eine Instanz gegen die urkundlichen Beweise?

[26]) Escher in Ersch u. Grubers Enzyklopädie 3. Sekt. 11. Th. S. 285 (1838). Johann Caspar Zellweger, Geschichte des Appenzellischen Volkes, 3. B., 2. Abt., S. 371 (1840).

[27]) Johannes Keßler, Zeitgenosse Hohenheims, Sabbata oder St. Gallische Reformationsgeschichte, gedruckt in den Mitteilungen zur vaterl. Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen, Band V—X, 1866—67. Band II, 288. — Für Sigwarts Vermutung, „Höhener" sei im Mund des Volks aus „Hohenheim" korrumpiert worden (Kleine Schriften 1. Reihe, Freib. u. Tüb. 1881, S. 48), ist keinerlei Anhaltspunkt vorhanden, vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O., Heft II, S. 96 ff.

[28]) Toxites a. a. O., „Vrkund der Statt Villach". Fol. Avjb.

[29]) Ch. B. u. Schr. 101/02. Astron. magna (Phil. sagax). 1. B. II, 403: „Lasset euch das nicht seltzam seyn, daß ich herfür zeuch, daß es allen noch nicht wissendt ist gewesen. Dann anderst bin ich ..... berühme mich keines Menschen als allein deß, der mich geboren hatt u. mich Jung auffgeweißt hatt."

[30]) Paramir. l. I. c. 3. I, 6.

[31]) Prol. zu: de secretis secretorum Theologiae. Cod. Voss. 2. Bl. 431a in Sudhoff, Parac.-Handschr. (Berl. 1899) S. 406.

[32]) 6. Defension I, 261.

[33]) De meteor. II, 108.

[34]) De bona et mala fortuna II, 208.

[35]) 6. Defens. I, 261.

[36]) Ebenda.

[37]) Chronik des Landes Kärnten I, 251.

[38]) Ebenda.

[39]) Aberle a. a. O. S. 40. Brief des Lokalforschers K. Ghon in Villach an Aberle vom 23. Aug. 1880.

[40]) Widmung an die Stände von Kärnten 24. Aug. 1538 I, 248.

[41]) 4. Defens. I, 258.

[42]) Meyers Konvers.-Lexikon 1889. III. B. S. 982.

[43]) van Helmont, Tartari historia 1682: „Pater Paracelsi bibliotheca insigni dives."

[44]) Ch. B. u. Schr. 102, Bischof Scheydt in Stettgach, richtiger Seckach, astrol. magn. II, 403 (Seckach zwischen Würzburg u. Heidelberg). Bischof Erhart oder Eberhard Baumgartner zu St. Andreä im Lavanttal in Kärnten. Phrysingen = Freysing. Sponheim Benediktinerabtei im oberrhein. Kreise. Ihr berühmtester Abt der gelehrte Johannes Trithemius, Lehrer Theophrasts (?), geb. 1462, † 1516.

[45]) Vergl. Fragmente zur mineralogischen u. botanischen Geschichte Steiermarks und Kärntens, 1783.

[46]) Ch. B. u. Schr. 101.

[47]) Philos. sagax (Astron. magn.) B. 1, II, 403.

II

[1]) Über die Kenntnis des Lateinischen vergl. u. Anm. zu Kap. III, 50—52.

[2]) Die älteste Quelle für diese Angabe ist Hermann Sude, Der gelehrte Criticus, dritter u. letzter Teil. Leipz. 1706, S. 998. Vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 24.

[3]) An die Stände von Kärnten I, 248.

[4]) Fragm. I, 627.

[5]) Vergl. Hirsch, Dr. Aug., Geschichte der Medizinischen Wissenschaften in Deutschland, München u. Leipz. 1893, S. 11 ff.

[6]) Von den tartar. Krankheiten, Kap. 3, I, 288.

[7]) Gr. W.-Arzn., Ch. B. u. Schr. 110.

[8]) Vorr. zur Gr. W.-Arzn., ebenda ohne Fol.-Zahl.

[9]) De secr. secr. Theol. Cod. Voss. 25. Parac.-Handschr. Nr. 89, S. 406.

[10]) Von Franz. Blattern, Ch. B. u. Schr. 289.

[11]) Gr. W.-Arz., Widmung des 2. B. an Kön. Ferdinand, Ch. B. u. Schr. 58.

[12]) Neander mit Namen, vergl. M. B. Lessing, Paracelsus, sein Leben u. Denken. Berlin 1839, S. 16.

[13]) Fragm. I, 627.

[14]) Param. I, 2.

[15]) Spitalbuch, Vorr., Ch. B. u. Schr. 310.

[16]) Ebenda.

[17]) Lab. med., Vorr. I, 264.

[18]) Von d. tart. Krankh. I, 288.

[19]) Ebenda I, 286.

[20]) Gr. W.-Arzn., Ch. B. u. Schr. 101.

[21]) Lab. med., Vorr. I, 265.

[22]) Von d. tart. Krankh. I, 285.

[23]) Johannes Trithemius, geb. 1. Feb. 1462, vergl. Silbernagel, Johannes Trithemius. Regensb. 1885. 2. Aufl.

[24]) Gr. W.-Arzn., Ch. B. u. Schr. 102.

[25]) Ebenda.

[26]) Ein alter Irrtum, daß an Stelle des Sigmund Füger, wie Hohenheim schreibt, ein Sigmund Fugger aus dem Augsburger Geschlecht genannt wird. Er rührt her aus der 2. Auflage der Schrift Herm. Conrings: „De Hermetica medi-

cina", Helmstadt 1669, S. 373, wo das richtige „Füger" der 1. Aufl. von 1648 S. 343 in Fugger umgewandelt ist, wohl als Druckfehler. Seither wurde diese falsche Angabe abgeschrieben. Hohenheim schreibt den Namen der Augsburger Handelsherren stets „Fucker" (Ch. B. u. Schr. 252, 257, 288). „Der Edle vnd vöste Junckherr Sigmundt Fieger" ist fürs Jahr 1520 urkundlich als Mitbesitzer „am Loblichen Hittwerch im Fumerpach" (1/2 Stunde oberhalb Schwaz) festgestellt (Bergwerksakten, Manuskr. in Erlangen. Nr. 1714, Fol. 1136 u. 116a). Der fürstl. Fuggersche Archivar Dr. Dobel in Augsburg konnte keinen Sigmund Fugger auffinden. Weitere urkundliche Belege darüber bei Schubert-Sudhoff, Parac.-Forschungen, II. Heft, 1889, S. 84 ff.).

27) In einer Zusammenstellung bedeutender Männer in Deutschland nennt A. v. Bodenstein, der Herausgeber Hohenheimscher Werke, in der Vorrede zum Paramir. II (Mühlhausen 1562) neben Hutten, Trithemius, Luther, Erasmus u. a. auch „Sigmund Füger von Schwatz", Schubert-Sudhoff a. a. O. S. 85.

28) Benedikt Figulus, Thesaurinella Olympica aurea tripartita, Franckfort 1608, S. 210 f. „Tractatus VI. De Lapide Philosophorum, Theoria Brevis, Domini Georgii Fuegerii, Suaviacensis Chymici, cujus avus Theophrasto fuit familiarissimus". Schubert-Sudhoff a. a. O. S. 86.

29) So aus dem 16. Jahrh. Peter Breughel der Ältere († 1569), aus dem 17. Jahrh. noch David Teniers der Jüngere († 1690) u. Christoph Weigel 1698.

30) Ch. B. u. Schr. 102.

31) Ebenda 101.

32) Ebenda 104.

33) S. Anm. 75.

34) Ch. B. u. Schr. 101.

35) Ebenda 104.

36) Ebenda 110.

37) Ebenda 105.

38) Ebenda 104.

39) Ebenda.

40) Agrippa v. Nettesheim, Declamatio de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium c. 90: Permulta adhuc de hac arte (Alcumistica) dicere possim, nisi juratum esset de silentio.

---

41) Widmung zu dem Buch von den tartar. Krankh. I, 282.

42) Ch. B. u. Schr. 110.

43) Labyr. medic. I, 273.

44) Ebenda I, 272.

45) 4. Defens. I, 259.

46) Gr. W.-Arzn. Vorr. zum 1. Trakt. Ch. B. u. Schr. ohne Seitenzahl.

47) Ebenda.

48) Ebenda.

49) Paragranum I, 199.

50) Brief Dr. Wolfgang Thalhausers v. Augsburg an Hohenheim. Ch. B. u. Schr. Fol. *4.

51) Gr. W.-Arzn. Vorr. zum 1. Trakt. Ch. B. u. Schr. ohne Seitenzahl.

52) Spitalbuch, Vorr. Ch. B. u. Schr. 310.

[53]) Ebenda.

[54]) V. d. Blattern u s. w. 10. B. Ch. B. u. Schr. 301.

[55]) Die meisten Bilder stellen ihn mit großem Schwert dar, s. Aberle a. a. O. die Bildertafeln.

[56]) Spitalb., Vorr. Ch. B. u. Schr. 310.

[57]) Gr. W.-Arzn. 1. B. 2. Tr. Ch. B. u. Schr. 22. Im 4. Band der Abhandlungen der Kgl. Sozietät der Wissenschaften zu Kopenhagen findet sich nach Escher in Ersch u. Grubers Enzyklop. S. 286 der Nachweis, daß Hohenheim als Arzt bei den Truppen König Christians II. gedient habe.

[58]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 22.

[59]) V. d. Bergkrankh. 1. B. I, 649.

[60]) Gr. W.-Arzn. Vorr. z. 1. Trakt. Ch. B. u. Schr. ohne Seitenzahl. V. Franz. Bl. 1. B., ebenda 258. „Da ich verdarb in Siebenbürgen."

[61]) Ebenda S. 48.

[62]) Spitalbuch, Vorr. Ch. B. u. Schr. 311.

[63]) Ebenda S. 310.

[64]) V. d. tartar. Krankh. I, 286.

[65]) Fragm. med. I, 143 Die genaue Kenntnis der Verwundungen durch Pfeilschüsse (Ch. B. u. Schr. 345. 469 f. 500 f. 563) weist wohl auch auf Kriegserfahrungen in Türkenkriegen. In der abendländischen Kriegführung waren im 16. Jahrhundert meist Feuerwaffen im Gebrauch.

[66]) V. d. tartar. Krankh. I, 285.

[67]) Eingabe an den Rat von Basel, „fursten vnd stett". Original Staatsarchiv Basel-Stadt St. 73 D 17. Schubert-Sudhoff a. a. O. S. 10 ff. Den Entwurf s. b. Huser, Ch. B. u. Schr. 679.

[68]) „In Tabernen, Krügen vnnd wyrdtshäusern", de seps. punctis Idolatriae Christ. 1. Cod. Voss. Parac.-Handschr. Nr. 88, S. 333, „mit gemeinen Leuten Gesellschaft gehalten", de secr. secretor. Theolog. 2. Cod. Voss. a. a. O., S. 408.

[69] V. natürl. Dingen I, 1032.

[70]) Gr. W.-Arzn. 1. B. 1. Tr. Ch. B. u. Schr. 1.

[71]) Ebenda. 1. B. 2. Tr., S. 28.

[72]) Lab. med. I, 272.

[73]) Gr. W.-Arzn. 1. B. 2. Tr. Ch. B. u. Schr. 22.

[74]) Ebenda 1. Tr., S. 1.

[75]) Ebenda 2. Tr., S. 22.

[76]) Ebenda.

[77]) Philos. occulta II, 299.

[78]) De caus. morbor. invis. I, 112.

[79]) Gr. W.-Arzn. Vorr. Ch. B. u. Schr. ohne Seitenzahl.

[80]) 4. Defens. I, 257/59.

III

[1]) V. d. tart. Krankh. I, 285.

[2]) Eingabe an den Rat v. Basel 1527, „beider artznyen doctor". Schubert-Sudhoff a. a. O., S. 15. Vorr. zu den „Franz. Blattern", Kolmar 1528. Ch. B. u. Schr. 249. Widmung der Großen Wundarzn. an König Ferdin. 1536. Ebenda

Fol. 5. Brief an Wolfg. Thalhauser 1536. Ebenda Fol. 4. Brief an den Magistr. v. Memmingen 1536, nach dem Original in Christoph Gottlieb v. Murr. Neues Journal zur Literatur- und Kunstgeschichte. Leipz. 1799. II. T., S. 257/58.

[3]) 6. Defens. I, 262.

[4]) Widm. der Gr. W.-Arzn. 2. B. an König Ferdin. Ch. B. u. Schr. 58. Dazu de morb. ex tartaro 3. cap., „vnsre arbeit vnd sawre erfahrenheit" I, 486.

[5]) Fragm. I, 131/132.

[6]) Vorrede z. Spitalbuch. Ch. B. u. Schr. 310.

[7]) Fragm. I, 131.

[8]) Bertheoneae, Vorr. Ch. B. u. Schr. 335. Fragm. ebenda 648.

[9]) B. Franz. Bl., ebenda 291.

[10]) Fragm. de morb. gall., ebenda 649.

[11]) Spitalb., Vorr., ebenda 310. Gr. W.-Arzn. 2. B., ebenda 48, erwähnt er als Ort, wo er u. a. gewesen, „Maria Loret", und „einen kunstreichen Erzmann von Sicilia".

[12]) Eingabe an den Rat v. Basel (Entwurf), ebenda 679.

[13]) B. off. Schäden, ebenda 600.

[14]) Ebenda 616. Eingabe an den Rat v. Basel, ebenda 679.

[15]) Fr. Wieger, Gesch. der Medizin und ihrer Lehranstalten in Straßburg. Straßb. 1885.

[16]) Von natürl. Bädern I, 1113.

[17]) Bürgerbuch der Stadt Straßburg von 1526. Schubert-Sudhoff a. a. O. II. H., S. 3. [Ein Bild von Hohenheim (bartlos) war in der Stadtbibliothek in Straßburg und ist 1870 mit dieser zu Grund gegangen.]

[18]) Ebenda.

[19]) Wieger a. a. O., S. 2.

[20]) Lab. med. I, 279.

[21]) De podagr. I, 576, vergl. Fragm. Ch. B. u. Schr. 649.

[22]) Schmähgedicht auf Hohenheim, Staatsarchiv v. Basel-Stadt, St. 73 D. 18, abgedruckt in Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 35.

[23]) Wendelinus Hock, ein geborener Schwabe aus Brackenau oder Brackenheim in Württemberg, längere Zeit Arzt in Italien, von 1514 nachweislich in Straßburg, nach Druckschriften von 1514 u. 1517, Schriftsteller auf dem Gebiet der französ. Krankheit und als das Gegner Hohenheims, der auf demselben Gebiet Spezialist war. Hock ist als Plagiator und „Zusammenstoppler" abgetan in Hensler, Gesch. der Lustseuche. Altona 1783. Näheres in Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 48 ff.

[24]) Marginal zum Schmähgedicht in Basel, ebenda S. 35.

[25]) Libellus de virg. sancta Theodoca (sic!), Görlitzer Handschrift. Parac.-Handschr. S. 296.

[26]) Fragm. I, 132.

[27]) Per me cum a gravissimis vinculis, in quae ab imperitis illis apud Italos creatis Doctorculis conjectus fuerat, tum a morbo etiam ipso liberatus. Hohenheims Brief an die Züricher Studenten I, 952.

[28]) Unparteiischer Krankheitsbericht im Brief des Erasmus an Joh. Emstedius. (Erasmi Roterod. Epistolae L. 31, Londini 1642. L. 23. pag. 1256.) Näheres bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 99 ff.

[29]) „Ille, quem Basileae clarissimum habui amicum" .... „ille, quem perinde atque oculos meos amavi, Johannes Frobenius, omnium doctorum et bonorum (nimium ipse quoque doctus et bonus) virorum parens ac tutor,

omnigenaeque eruditionis diligentissimus propagator." Brief an die Züricher Studenten I, 952.

[30]) Brief des Erasmus an Hohenh., Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 105. Froben druckte u. a. die berühmte von Erasmus besorgte Ausgabe des griechischen Neuen Testaments.

[31]) Der Briefwechsel, wiederholt in seiner Echtheit angezweifelt, ist durch die Auffindung des Originals von Hohenheims Gutachten unter den Briefen aus Erasmus' Briefsammlung als unzweifelhaft echt sichergestellt. Näheres bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 99 ff. Hohenheims Gutachten ist das früheste unter den uns erhaltenen Geisteszeugnissen, nach Form und Inhalt gleich merkwürdig zur Kenntnis Hohenheimischen Geistes.

[32]) Programma I, 951.

[33]) Widm. de gradibus ꝛc. an Chr. Clauser in Zürich: „quarto Idus Novembris Anno XXVI. I, 951/52.

[34]) Jociscus, oratio de ortu, vita et obitu Joannis Opocini. Argentort. 1569. 8°. p. A 8r.

[35]) Ochs, Geschichte der Stadt u. Landschaft Basel. Basel 1821, S. 542 ff.

[36]) Ebenda S. 545.

[37]) Brief des Oporinus an Solenander und Wierus in Dan. Sennerti Opera omnia (Lib. de Chymicorum cum Aristotelicis et Galenicis consensu ac dissensu). Ed. Lugduni 1676, Fol. Vol I, p. 188. Nach dieser Ausgabe wird gewöhnlich zitiert. Ich benützte die Ausgabe Venetiis MDCXXXXI. Vol I. P. II. p. 12/13.

---

[38]) Vergl. E. Probst, Bonifatius Amerbach. Basel 1883. S. 22.

[39]) Wilh. Vischer, Gesch. der Universität Basel. Basel 1860. S. 75.

[40]) Ch. B. u. Schr. 678/79.

[41]) Widm. an Chr. Clauser I, 951.

[42]) Meteor. 1. B. II, 108.

[43]) Vorr. Paragr. I, 197.

[44]) Jäger, Mitteilungen zur schwäb. Reformationsgeschichte. Stuttg. 1828. 1. B. S. 363.

[45]) Paragr. alt. I, 235.

[46]) Paragr. I, 225.

[47]) Vita Oporini: Theophrastum magna prima cum admiratione et numerosa sectatorum etiam eorum, qui sapientiae et eruditionis ea in arte eximiae laude erant celebres, frequenta docentem Oporinus diligenter audivit. — Unter den regelmäßigen Hörern Hohenheims war u. a. der ältere der beiden Brüder Amerbach, der Humanist Basilius A., geb. 1488, der schon Philosophie, Theologie und Jurisprudenz in Paris und Freiburg studiert hatte. Nach einer von ihm gefertigten Nachschrift druckt Huser die Praelectiones chirurgicae de vulneribus, Ch. B. u. Schr. 459 ff., und einzelne kürzere Abschnitte, I, 1001 und 1003. Ebenso gab Benedikt Figulus 1608 dieselbe Vorlesung nach der Niederschrift des Basil. Amerbach heraus. Sudhoff, Bibliographia Paracelsica Nr. 284, S. 485. — In einer selten gewordenen Streitschrift gegen Hohenheim: Epistola Δηλωτική, De Medicina Praestigiatrice Paracelsi 1570, ist die Rede von einem incredibilis auditorum concursus Ungelehrter und Gelehrter. Näheres bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 21 Anm.

[48]) Von Franz. Bl., Vorr., Ch. B. u. Schr. 250.

[49]) Konr. Gesner, Bibl. Universalis, Tigur. 1545 f. p. 644, „ob imperitiam opinor latinae linguae". Vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 89 Anm.

[50]) Bertheoneae, Vorr., Ch. B. u. Schr. 334. 4. Defens. I, 259.

[51]) Toxites libr. XIIII Paragraphorum Ph. Th. Parac. Straßb. 1575, S. 2: „Paragraphos Paracelsus ipse latinos fecit . . . discipulis suis inter dictandum partim latinis partim vero Germanicis verbis ut eo saeculo consuetudo fuit exposuit."

[52]) Abdruck der Briefe an Erasmus u. Amerbach nach den Originalen, z. T. in Faksimile in Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 61 ff. 99 ff. Brief an Clauser u. die Züricher Studenten I, 950 ff.

[53]) V. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 265.

[54]) Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 88.

[55]) Ch. B. u. Schr. 679.

[56]) „Erkanntnißbuch" des Rats von Basel, 1481/1504, Fol. 232. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 7.

[57]) Eingabe an den Rat v. Basel. Ebenda II, 12.

[58]) Toxites a. a. O., Fol. 24. Inventarium Paracelsi.

[59]) Brief Bullingers bei Erastus, Disputationes, 1571, I, 239 f. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 55.

[60]) Oporin bei Sennert, S. 188.

[61]) De separation. rer. nat. I, 906.

[62]) Gr. W.-Arzn., Ch. B. u. Schr. 42.

[63]) Aberle a. a. O. Taf. II. III. V.

[64]) Heyd, Melanchthon u. Tübingen, 1839, S. 78.

[65]) Vorr. Paragr. I, 199. Paragr. alt. I, 237.

[66]) Paragr. alt. I, 238.

[67]) B. d. tart. Krankh. I, 307.

[68]) Paragr. I, 201.

[69]) B. d. tart. Krankh. I, 316.

[70]) Jociscus Vita Opor.: „Ita artem suam probavit, ut propter summam felicitatem in desperatis morbis curandis in magna esset admiratione."

[71]) Fr. Miescher, Die medizinische Fakultät in Basel. Basel 1860. S. 5 f. W. Vischer, a. a. O. S. 41 u. 301 f.

[72]) Eingabe an den Rat von Basel. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 10.

[73]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 46.

[74]) Ebenda 44.

[75]) Entwurf der Eingabe. Ebenda 679.

[76]) Francus, Discursus de Chimicorum quorundam . . . . . Medicina etc. Budissinae 1616: „Latina Intimatione (ut vocant) impressa et Basileae publice affixa." Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 79.

[77]) 950/51. Originaldrucke sind verschwunden. Abdruck von Toxites 1575 in den libri XIIII Paragraphorum.

[78]) Vorr. Paragr. I, 200.

[79]) De caduco matr. I, 610.

[80]) Paragr. alt. I, 233.

[81]) Vorr. Paragr. I, 202. Fragm. med. I, 143.

[82]) „Der Arzt soll zu besserem Grund für und für arbeiten, lernen all Stund und Tag." Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 502. „Ne ullum sine linea, ut aiunt, diem transigemus." Praefatio de ur. ac puls. I, 732, vergl. Param. I, 50, de separat. rer. natur. I, 906.

[83]) 1. De gradibus et compositionibus receptorum et naturalium. 2. De urinarum ac pulsuum judiciis et Physiognomia, „1527, Basileae praelectus libellus" I, 731. 3. De morbis ex Tartaro oriundis, „libri publicis praelectionibus illustrati, Basil. 1527", I, 392. 4. De icteribus, „ab ipso Autore publicis praelectionibus in Academia Basiliensi explicatus", I, 444. 5. XIV libri Paragraphorum, „in publica praelectione illustrati", I, 456. 6. Von offenen Schäden u. Geschwüren „zu Basel in öffentlicher Lektion darüber gethan", Ch. B. u. Schr. 570. 7. Praelectiones Chirurgicae de Vulneribus „in publica lectione exceptae", ebenda 359. 8. De modo pharmacandi. 9. De modo phlebotomandi I, 197. Vielleicht noch 10. Auslegung der Aphorismen des Hippokrates. 11. De Praeparationibus. 12. Scholia et observationes in Macri poëmata de virtutibus herbarum. 13. De caduco Matricis, I, 608. Siehe Schubert-Sudhoff a. a. O. I, 57.

[84]) „Anno 1527. Basileae . . . discipulis suis privatim in diebus Canicularibus praelectus", I, 731. Die Hundstage „fahen an im xvij tag des Hewmonat vnd enden sich des xxj tag des Augsts". Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 27.

[85]) Entwurf einer Eingabe an den Rat v. Basel. Ch. B. u. Schr. 678.

[86]) Paragr. I, 205.

[87]) Param. I, 56.

[88]) Fragm. I, 1095. 1100. De cad. matr. I, 608.

[89]) Lab. med. I, 274.

[90]) Paragr. I, 190 u. 219.

[91]) Paragr. I, 219.

[92]) De cad. matr. I, 608.

[93]) Ebenda.

[94]) Paragr. I, 211.

[95]) De cad. matr. I, 609.

[96]) Von d. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 174. Franz. Bl., ebenda 302. Fragm., ebenda 625.

[97]) Fragm. I, 143.

[98]) Vita Oporini: ad dictanda excipienda excitabat, quae tam expedite recitabantur, ut daemonum instinctu ea suggeri Oporinus se putasse saepe affirmaret.

[99]) „Erzogen, ernährt, gespeist und getränkt, vorgearbeitet und in sie gossen wie den Wein ins Faß, und das, so ich mit schweren Sorgen erfahren hab, angezeigt, ohn Scrupel gelehrt," v. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 302.

[100]) Brief des stud. Frantz bei Mich. Neander, Orbis Terrae Partium succincta explicatio, Lips. 1589, p. 61.

[101]) Fragm., Ch. B. u. Schr. 625. Welch zweifelhafte Leute damals auf Hochschulen sich fanden, deuten die Wittenberger leges v. 1596 an. „Non sitis fures, neminem defraudate, non rapite res alienas". Siehe Tholuk, Das akad. Leben I, 32.

[102]) V. d. Franz. Bl., ebenda 255.

[103]) Ebenda 174.

[104]) Oporinus (Sennert 188): „Ego ipsi familiariter per biennium fere convixi."

[105]) Z. B. folgenden Scherz, den er sich mit Oporinus erlaubte: Als er ein-

mal geäußert hatte, das Temperament eines Menschen könne man am sichersten aus dem Niederschlag im Harn dann erkennen, wenn der betreffende drei Tage lang gefastet habe, unterwarf sich der leichtgläubige Famulus dieser Kasteiung. Als er dann, des Ausspruches seines Meisters harrend, das Uringlas brachte, warf dieser es lachend an die Wand. (Vita Oporini a. a. O.)

[106]) Über die Glaubwürdigkeit Oporins vergl. die Äußerungen des Mich. Toxites 1. in seiner an den Schüler Hohenheims, Georg Vetter, nachmals Pfarrer in Beerfelden, gerichteten Vorrede zum Testamentum Ph. Theophr. Paracelsi a. a. O. Aij[V]. dat. 12. Martij 1574: „Ich will auff mein guotten Freund Joannem Oporinum kein vnwarheit sagen. / Das aber kan ich zumelden nit vnderlassen / vnd reds mit warheit / dz er mir bekennt / er habe kein glück zu Theophrasto gehabt / ...... Item / das er dazumal nie verstanden / das Theophrastus so ein gelerter mann gewesen / wie er hernach erfarn / vnd haben jhn zwey stuck vbel gerewet / Erstlich das er die Bücher / so er von Theophrasto gehabt / als seine gantze praeparationes vnnd ander Ding / andern leuthen verlihen hat. Zum andern / das er die Epistolam von Theophrasto an Doctorem Vuierum geschriben." Auf diesen Brief an Johann Weyer u. Reinerus Solenander, Leibärzte der Herzoge von Cleve, gehen üble Nachreden über Hohenheim zurück. 2. In „Onomastica II", Argentor. 1574 (Praefatio vom 15. März 1574), S. 451: „Oporinum paenituit Epistolae, quam ad D. Vvierum de Theophrasto scripsit dixitque eodem tempore mihi ab ipso fuisse emendicatam epistolam neque eam scripturam fuisset si scivisset, ita in vulgus prodituram."

[107]) Oporins Brief an Solenander a. a. O. 188.

[108]) V. d. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 174.

[109]) Ebenda 254. Franz. Bl., ebenda 302. Fragm. med. I, 143.

[110]) 5. Defens. I, 260.

[111]) V. d. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 159.

[112]) V. d. Franz. Bl., ebenda 304.

[113]) Ebenda 301.

[114]) V. d. Franz. Bl., ebenda 173.

[115]) V. d. franz. Bl., ebenda 301.

[116]) Fragm. med. I, 143.

[117]) Ebenda.

[118]) Vergl. Fragm., Ch. B. u. Schr. 625: ich hab meinen Feind u. Verräter nicht erkennt, der mit mir gessen hat u. das meine getrunken. Von Franz. Bl. I. B., ebenda 255. Solcher Schälck hat mir Basel, als ich Ordinarius der Hohen Schul gewesen, auch andere Ort vil geben, die nachdem sie genug gesehen hatten, nit allein wider mich stünden, sondern verlugen und verrieten, wie ihre Art war. Vergl. auch v. Franz. Bl., ebenda 302: In Basel besonders drei Lecker, die er erzogen u. ernährt, gespeist und getränkt, die ihn hundertfach gelästert haben, „als wäre Galenus da". (Andeutung einer Stelle in einem Schmähgedicht, siehe u. Anm. 150.)

---

[119]) Vorr. Paragr. I, 197 ff Fragm. med. I, 142 f.

[120]) Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 302.

[121]) Vorr. Paragr. I, 202.

[122]) Eingabe an den Rat von Basel, „hinderwert min in clöstern", Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 10.

[123]) Basler Chroniken (Leipzig 1882), S. 408 (Narratio rerum, quae eformationis tempore Basileae . . . . auctore fratre Georgio Carpentarii e Brugg Chartusiani): „Lutheranos et Antilutheranos", Schubert-Sudhoff . a. O. II, 16.

[124]) Vorr. Paragr. 202.

[125]) Ebenda u. Fragm. med. I, 143.

[126]) Ebenda.

[127]) Fragm. med. I, 143.

[128]) Vorr. Paragr. I, 202.

[129]) Ebenda 203.

[130]) Paragr. 3. B. I, 224.

[131]) Fragm. I, 131. 132. Paragr. alt. 239. 240. 247. De podagr. I, 566.

[132]) Paragr. I, 224.

[133]) Ebenda Vorr. I, 210.

[134]) Paragr. alt. I, 240.

[135]) De podagr. I, 566.

[136]) Vorr. Paragr. I, 199. Fragm., Chir. B. u. Schr. 661.

[137]) Fragm. I, 144. Vom Terpentin I, 1064.

[138]) Vorr. Paragr. I, 198.

[139]) Entwurf der Eingabe an den Rat v. Basel. Ch. B. u. Schr. 679 u. Eingabe bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 14.

[140]) 7. Defens. I, 262.

[141]) B. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 299.

[142]) B. off. Schäd., ebenda 401.

[143]) De tart. I, 314.

[144]) Param. I, 75.

[145]) Brief an den coetus studiosorum Tigurinorum I, 952/53.

[146]) Genaues über Frobens Krankheit u. Tod ebenda.

[147]) Vorr. Paragr. I, 203.

[148]) Zweite Eingabe an den Rat v. Basel. Original im Staatsarchiv Basel-Stadt, St. 73, D. 18, mitgeteilt von Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 33 ff.

[149]) Schedula de grad. ac compos. I, 996.

[150]) Beilage zur 2. Eingabe an den Rat v. Basel. Schubert-Sudhoff a. a. O. I, 35/36, vergl. Franzöſ. Bl., Ch. B. u. Schr. 302: „sie haben mich hundertfach gelästert, als wäre Galenus da."

[151]) 2. Eingabe &c. Schubert-Sudhoff II, 33 ff.

[152]) 6. Defens. I, 261.

[153]) Vorr. Paragr. I, 201. Fragm., Chir. B. u. Schr. 661.

[154]) Vorr. Paragr. I, 203.

[155]) Berichte darüber bei Jociscus, Vita Opor.; in Christian Wurstisen, Baßler Chronik, Basel 1580, Fol. (p. Dlvj); in Mich. Toxites, Vorr. zum Testamentum Th. P. a. a. O. p. Aijr.

[156]) Bei Wurstisen a. a. O.

[157]) Schedula, Ch. B. u. Schr. S. 55.

[158]) Brief Hohenheims an Bonifatius Amerbach: „Tanta in me procella maris, nec me tutum fuisse nec esse credidj, sciuj." Original Basler Kirchenarchiv. Mitget. v. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 61.

[159]) Vorr. Paragr. I, 197: „auch daß sie mich in die Insuln Pilati Pontij

genannt zu Relegieren vnterstanden." An den Pilatussee auf dem Pilatusberg knüpfen sich grausige Sagen.

[160]) Der plötzliche Abbruch der Vorlesungen Hohenheims infolge seines fluchtartigen Weggangs zeigt sich im Abbrechen des Textes der Praeparationes lib. II. Er bricht ab im 1. Trakt. des 2. Buchs, so bei Huser I, 862/79, wie in den früheren Drucken ed. Bodenstein 1569, ed. Ad. Schröter, Krakau 1569. „Secundi libri tractatus primus abruptus." Sudhoff, Bibliogr. Paracelf. 165 u. 169.

IV

[1]) Vorr. Paragr. I, 201.

[2]) 2. Brief an Bonifatius Amerbach v. 4. März 1528. Original im Basler Kirchenarchiv. Mitget. v. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 72 ff. Faksimile im Anhang.

[3]) Ebenda.

[4]) Vorr. Paragr. I, 203.

[5]) Param. I, 50.

[6]) Vorr. Paragr. I, 202/203. Fragm. I, 143.

[7]) Paragr. I, 202.

[8]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 59.

[9]) Vorr. Paragr. I, 198.

[10]) Fragm. med. 143.

[11]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 59.

[12]) 1. Brief an Bonifatius Amerbach v. 28. Febr. 1528. Original im Basler Kirchenarchiv. Mitget. v. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 61. Faksimile ebenda, Anhang.

[13]) Param. 3. B. I, 51.

[14]) Lab. med. I, 282.

[15]) Ebenda I, 269.

[16]) Param. Vorr. 3. B. I, 50. 51.

[17]) Ebenda 2. B. Beschlußrede I, 50.

[18]) Ebenda 3. B. Vorr. I, 51.

[19]) Paragr. I, 198. Paragr. alt. I, 232.

[20]) Param. I, 50.

[21]) Buch von den Jungfrauen 2c. Parac.-Handschr. 296.

[22]) Paragr. alt. I, 233.

[23]) De caduc. matr. I, 610.

[24]) Param. 3. B. I, 62. Paragr. 202.

[25]) B. tart. Krankh. I, 314.

[26]) B. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 252.

[27]) Paragr. alt. I, 238.

[28]) Paragr. I, 202.

[29]) Fragm. med. I, 150.

[30]) Vorrede Husers zum I. Band der „Opera Th. Par." ij.

[31]) Vorr. Paragr. I, 204.

[32]) Bertheon. Ch. B. u. Schr. 342.

[33]) B. Franz. Bl., ebenda 251.

[34]) 6. Defens. I, 262.
[35]) Ebenda I, 261.
[36]) Z. B. Fragm. med. I, 142. 151. V. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 257.
[37]) 1. Brief an Bonifatius Amerbach dat. ex Colmaria 6. ante Invocavit ano 28. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 61.
[38]) 2. Brief an dens., dat. ex Colmaria ante Reminiscere feria anno 28. benda II, 71.
[39]) 1. Brief, ebenda II, 61.
[40]) De meteor. II, 101. Vergl. Quenstedt, Sonst und Jetzt. Tüb. 1856. . 262. 268.
[41]) Boltz, alias Botz. In lib. sermonem in Antichristos et Pseudoprohetas Vet. et Nov. Testamenti. Das ist: Ein Büchlein wider die Antichristen, lsche Propheten vnnd Lehrer, so wohl alts als neves Testaments. Philippi heophrasti Paracelsi ab Hohenheim, Scriptus ab ipso Salisburgi anno 1540. rankfurt a. M. bei Lukas Jennis, anno 1619. 4°. S. 53 ff. Sermones quinque Incantatores, Maleficos, Anabaptistas etc. Tüb. Bibl. Gi., 310. Bibl. arac. X. Nr. 311. Parac.-Handschr. S. 414. Dr. Valentin Boltz war ein gelehrter umanist, Herausgeber von 6 Komödien des Terenz. Deutsch. Tüb. Ulrich Morrdt, anno MDXL. 153 Bl.
[42]) 1. Brief an B. Amerbach a. a. O. II, 61. „Cum flatum dimisi, Certiora uesivij, Modica solemnia."
[43]) Ebenda: „Sum optimus familie et apud totam civitatem."
[44]) Fries, Spiegel der artzney 1532, S. Aij^{v}. Vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O. , 69. Anm.
[45]) 1. Brief an B. Amerbach, ebenda II, 61.
[46]) Oporin bei Sennert S. 188: „In Alsatia tanquam alter Aesculapius mnibus admirationi fuit."
[47]) 11. Juni 1528, Widmung der 10 B. v. Franz. Blattern u. s. w. an Hieron. oner. Ch. B. u. Schr. 249. 8. Juli 1528, Widmung der 7 B. von offenen chäden u. s. w. an Konrad Wickram, ebenda 376. Boner war ein gelehrter umanist, Übersetzer des Ovid, Thukydides, Demosthenes, Herodot u. a. Allg. eutsche Biographie, 3. B., S. 120.
[48]) Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 71. Heinr. Rocholl, Die Anfänge der Reforation in Kolmar. Leipz. 1875.
[49]) „Gar so nindert bleiblich." 4. Defens. I, 257. „Licet terra me fixum on dedit nec parens immobilem Theophrastum genuit." Epistola cuidam ripta. I, 638.
[50]) Spitalbuch, Vorr. Ch. B. u. Schr. 311.
[51]) V. d. Pestilentz an die Stadt Sterzing, Vorr. I, 356.
[52]) Vita Opor. a. a. O. „In Alsatiam est comitatus."
[53]) Ebenda: „Relictis Oporino vasis Chymicis."
[54]) 2. Brief an B. Amerbach a. a. O. II, 71.
[55]) Lib. vexat. I, 932.
[56]) V. Franz. Bl. 2. B. Ch. B. u. Schr. 174.
[57]) Vita Opor. a. a. O.: Das Heilmittel sollte ihm bald bei plötzlicher hwerer Erkrankung treffliche Dienste leisten.
[58]) Das Haus an der Pliensau (St. Blasiusau) in Eßlingen, das der Übereferung nach das Paracelsushaus ist, kann urkundlich nicht als Besitztum der

Familie der Hohenheime nachgewiesen werden. Ein Besitzer überlieferte dem andern die Sage von dem Wohnen und Wirken des Theophr. Paracelsus. Auch die Erinnerung an das Gewölbe, in dem er seine chemischen Arbeiten machte, blieb erhalten, das Gewölbe selbst, „Paracelsuskellerle“ genannt, bis 1882. In diesem Gewölbe war noch zu Zeiten des Vorbesitzers ein 20 cm langer, zierlicher, doppelseitiger Hammer mit Stil aus einem Stück Eisen geschmiedet und ein hoher eiserner Mörser mit Schlegel vorhanden; beide von uraltem Aussehen. Mitteilungen von G. Ströhmfeld an Dr. Karl Aberle, vergl. Aberle a. a. O. S. 14 u. 532 ff. Vergl. „Mein Elend zu Eßlingen“. Ch. B. u. Schr. 626.

[59]) Ebenda, S. 534. Vergl. Kurz Vorred I, 626.

[60]) 1529, 23. Nov., Widmung an Lazarus Spengler, dat. Nürnberg. Ch. B. u. Schr. 149. 1530, 1. März, Sendbrief an die Herren v. Nürnberg, dat. Beritzhausen, jetzt Beratzhausen, an der Schwarzen Laber, auf dem Weg von Regensburg nach Amberg, ebenda 679/80 und Fragm. med. I, 146. 1530, 12. Juli, Fragm., Vorrede, dat. Amberg Zienstag vor Margaretae, ebenda 626 (nach Amberg von Regensburg aus. „Vorred“, ebenda S. 626). 1530, 19. Juli, Zimmern (Kloster Zimmern bei Nördlingen oder Zimmern bei Weißenburg-Pappenheim). „Außlegung der Psalmen Davidts des letzten Vierteils.“ Nördlingen. Von der Pestilentz I, 361.

[61]) Von Franz. Bl. 2. B. Ch. B. u. Schr. 174. B. Franz. Bl. 10. B., ebenda 302.

[62]) Bertheon, ebenda 335.

[63]) Gr. W.-Arzn., ebenda 2.

[64]) Fragm. med. I, 132. I, 634.

[65]) Ebenda 634. B. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 301 f. B. Franz. Bl., ebenda 159.

[66]) 6. Defens. I, 261.

[67]) Ebenda.

[68]) Ebenda, Knechte = Schüler, v. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 173: „Meine Knecht, die sich der Artzney hin vnd her erhalten.“

[69]) Ebenda 174.

[70]) Fragm. med. I, 131.

[71]) Param., Beschluß I, 50. „Geflissen Tag und Nacht mit arbeiten.“ Vergl. Brief an einen Nürnberger Arzt I, 638: nec tempus rapit horam nec Venus, sed continuus labor, jam jam in his, jam jam in aliis, item ut incepi, quae scribere placet, scribo etc.

[72]) Opor. bei Sennert a. a. O. 188.

[73]) De imagin. II, 308.

[74]) B. Gebärung des Menschen I, 131: „Hic calamum autor deposuit.“ Astron. magn. II, 483: „Hier hat Theophrastus in Mitten deß Blats zuschreiben auffgehört.“ Fragm. de re herb. I, 1103: „In media pagina desiit Author scriptionem.“

[75]) De mineral. II, 138.

[76]) Opor. bei Sennert a. a. O. 188. — Johann Rütiners Tagebuch (1534): „Laboriosissimus est, raro dormit nunquam se ipsum exuit ocreis et calcaribus ad 3 horas in lectum prostratus cubit subinde subinde scribit.“ Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 125.

[77]) Brief an d. coetus studior. Tigurin. I, 692.

[78]) Fragm. med. I, 131.

[79]) Spitalb., Vorr. Ch. B. u. Schr. 311. Lib. princip. I, 1092.

[80]) Spitalb., Vorr. Ch. B. u. Schr. 311.

[81]) Lib. antimed. Ch. B. u. Schr. 531, vergl. S. 142.

[82]) Hilaris profectus ..... animum laxo. Brief an d. coet. stud. Tig. I, 692.

[83]) Gr. W.-Arzn., Vorr. Ch. B. u. Schr. 59.

[84]) 1529 scheint Hohenheim auch in St. Gallen gewesen zu sein, wie das Bild Hohenheims in St. Gallen mit der Jahreszahl 1529 andeutet, einst ein Erbstück in der Familie Schobinger. Ein Mitglied dieser Familie, Bartholomäus Schobinger, ein reicher Mann, war ein eifriger Alchimist und mit H. befreundet. 1531 stand H. wieder in nahen Beziehungen zu Bartholomäus und zu dessen Bruder Hieronymus Schobinger; dem letzteren half H. eine culina, eine chemische Küche, einrichten. (Rütiners Tagebuch. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 133 u. 140 ff.) Hohenheim trug damals einen Vollbart („mein Bart hat mehr erfahren, als alle ewre Hohe Schulen". Paragr. I, 203). Über das Bild vergl. Aberle a. a. O. 304 ff.

[85]) Man vergleiche die verschiedenen Entwürfe zur Vorrede für sein Buch Paragr. I, 142. I, 197.

[86]) L. Hofmann, Geschichte der Bücherzensur. Berl. 1819. S. 62.

[87]) Widmung an Lazarus Spengler. Nürnberg, 23. Nov. 1529. Von den Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 149.

[88]) Ebenda.

[89]) Brief an einen Arzt I, 638: „Quae astra et quae tellus imperant, ausas sum depictis illis Physicis scribere et imprimi facere."

[90]) V. d. Franz. Bl., 1. B. Ch. B. u. Schr. 155.

[91]) V. d. Franz. Bl., Beschlußred, ebenda 162.

[92]) Entwurf eines Sendbriefs an den Rat v. Nürnberg. Ch. B. u. Schr. 680.

[93]) Sendbrief an den Rat v. Nürnberg, 1. März 1530, ebenda 679/80.

[94]) Ebenda u. Gr. W.-Arzn. 2. B. Ch. B. u. Schr. 109.

[95]) Lib. antimed., ebenda 531.

[96]) Fragm. med. I, 144.

[97]) Fragm. med. Ch. B. u. Schr. 648.

[98]) Gr. W.-Arzn. 2. B., ebenda 109.

[99]) Gr. W.-Arzn. 1. B., ebenda 41.

[100]) Gr. W.-Arzn. Widm. an König Ferdinand, ebenda Fol. 5b.

[101]) Brief Wolfgang Thalhausers an Th. v. H., dat. Augspurg den xxiiij Julii anno XXXVI, ebenda Fol. 4.

[102]) Brief an Thalhauser, 23. Juli 1536, ebenda Fol. 3b.

[103]) Gr. W.-Arzn. 1. B., ebenda 41.

[104]) Gr. W.-Arzn. Widmung an König Ferdinand, ebenda Fol. 5a.

[105]) Fragm., ebenda 626.

[106]) Ebenda.

[107]) Param. 3. B. I, 51.

[108]) Ußleg. des Cometen u. s. w. II, 637. Es war der Halleysche Komet, sichtbar im August 1531.

[109]) Brief an Barthol. Schobinger. Cod. Voss. Leyden, mitget. v. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 144.

[110]) Keßler, Sabbata, S. 285.

[111]) Aus Rütiners Tagebuch. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 133 ff., vergl. übrigens die Regenwurm-Kur, lib. princip. I, 1092.

[112]) Nach Escher in Ersch u. Gruber, Encyklopädie, 3. Sekt., 11. Th., S. 285, sei noch 1838 zu Huntwil und Urnäsch im Appenzellischen die allgemeine Sage

gewesen, H. habe einige Jahre in der Gemeinde Urnäsch gelebt. Seine Wohnung sei aber sehr unstet gewesen, von der ersten Mühle an in dieser Gemeinde an der Grenze von Huntwil bis in den Roßfall hinten im Tal. In Urnäsch habe er zum Dank einen mäßigen Folioband Handschriften hinterlassen, der zuletzt in den Händen eines Mannes in Huntwil war. Als dieser 1760 starb und sich die Verwandten über den Besitz des Kleinods nicht einigen konnten, seien die Blätter verteilt worden.

113) Siehe oben S. 7 u. Anm. 25 zu Kap. I.

114) Quod Sanguis et Caro Christj sit in Pane et Vino etc. 2. Görlitzer Handschrift. Parac.-Handschr. Nr. 84, S. 279, vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 158.

115) De Coena Domini l. XI. ad amicos et sodales, Schlußrede. Parac.-Handschr. 292.

116) Param. I, 25.

117) Gr. W.-Arzn. Vorr. 1. Tr. Ch. B. u. Schr. Fol. 6a.

118) Ebenda.

119) B. d. Pestilentz an die Stadt Sterzing I, 356.

120) Vorredt vber die vier Euangelisten. Heidelb. Cod. Palat. germ. 476. Fol. 1a ff. Parac.-Handschr. Nr. 90, S. 438.

121) B. d. Pestilentz an die Stadt Sterzing I, 356.

122) De Coena Domini l. XI. Schlußrede. Parac.-Handschr. 292.

123) B. d. Pestilentz u. s. w. I, 356.

124) Nach dem k. k. Statthalt.-Archiv, Kopialbuch Tyrol 1531—1534, trat die Pest in Sterzing 1534 auf, im Juni im Spital, 16. Juli in der Stadt. 5. Aug. Verbot des Kirchtags wegen der Pest. 1538—1540 ist nichts von der Pest in Sterzing in den Akten; dagegen von andern Teilen Tyrols erwähnt. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 167.

125) Widmung an den Rat der Stadt Sterzing I, 356.

126) Gr. W.-Arzn. 1. B. Ch. B. u. Schr. 54. Da die Große Wundarzney 1536 gedruckt wurde, beweist die Erwähnung seiner Reiseroute („also auch vber das Penser Joch lauffen. Weiter der Krymlerthaurn, der Felberthaurn, die Fuschk, der Raurischerthaurn vnnd dergleichen", a. a. O. 54), daß Hohenheim vor 1536 hier war.

127) Erst in der letzten Tartarusschrift 1537—1538 wird die auffallende Immunität der Bewohner des Veltlin gegen „tartarische Krankheiten" erwähnt. Von den tart. Krankh. 15. c. I, 308, in den früheren Tartarusschriften nicht. Ebenso wird jetzt erst der Sauerbrunnen von St. Moriz erwähnt, ebenda 309, also im Engadin und Veltlin vor 1537, nach 1531.

128) Von natürl. Bädern I, 1104 ff.; von offn. Schäden, Ch. B. u. Schr. 603.

129) Consilium für den Abt von Pfäffers; handschriftl. im St. Galler Stiftsarchiv, mitget. v. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 171.

130) Von des Bads Pfeffers . . . Tugenden u. s. w. I, 1116 ff.

131) Memmingen vielleicht etwas später, auf anderer Route. Zwei Briefe an den Rat von Memmingen, Okt. 1536, im Original noch von Chr. G. v. Murr gesehen 1799 u. von ihm abgedruckt. v. Murr, Christ. Gottl., Neues Journal z. Literatur- u. Kunstgeschichte. Leipzig 1799, II, 257/58. Faksimile und Handsiegel, das v. Murr gibt, ist übereinstimmend mit anderen Handschriften und so die Echtheit der leider jetzt verlorenen Orginalbriefe unzweifelhaft.

132) Consilium für Ab. Reyßner I, 685. Mich. Toxites hörte dies aus Reyßners eigenem Munde, ebenda.

[133]) Bibl. Paracelsica Nr. 14.
[134]) Ebenda Nr. 15, actum Auguste, 24. Juni (1536).
[135]) Ebenda S. 19. Vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O. I, 42.
[136]) Dat. Münchenrath am 7. Mai 1536 (heute Mönchsroth bei Dinkelsbühl, ayr. Mittelfranken). Chir. B. u. Schr. Fol. 5. Widmung des „Andern Buchs", geben zu Augspurg am 11. Augusti im 36." Ebenda 58/59.
[137]) Schon Februar 1537 zweite Auflage. Bibl. Paracels. Nr. 20 und 21.
[138]) 23. Aug. 1536 bei Heinr. Steiner.
[139]) Fragm. med. I, 131.
[140]) Die erste Schrift unter dem Namen des Basilius Valentinus ist 599 in Eisleben erschienen: „Ein kurtz Summarischer Traktat ...... Von dem rossen Stein der Vralten", herausgeg. v. Joh. Thölde. Das ist für Basilius Va- entinus die äußerste Zeitgrenze. Die Schriften unter dem Namen der beiden saac Hollandus, die zum ersten Male von B. G. Penotus in seinem Denarius, Bonn 1608, S. 202, als Quelle für Hohenheims Schriften angegeben werden, önnen kaum über das Jahr 1570, höchstens 1560 zurückdatiert werden. Ihr In- alt, wie der des Basilius Valentinus, ruht, was die Chemie betrifft, auf Hohenheim. Mit Sudhoff (Parac.-Forschungen I, 76 ff.), dem gründlichsten Kenner der medizi- iischen u. chemischen Literatur der vergangenen Jahrhunderte, stimmen überein Hermann Kopp, Die Alchemie in älterer u. neuerer Zeit I, 7, Heidelberg 1886, S. 30 nd 31, und Kurt Laßwitz, der gelehrte Geschichtschreiber der Atomistik, in einem Artikel in der Wochenschrift „Die Nation", vom 23. Dez. 1893. Die bei Krato von Kraftheim auftauchende Fabel von dem mit paracelsischen Schriften leichlautenden Manuskript eines Mönches steht völlig in der Luft. Heinr. Rohlfs, er in seiner Kritik über „Friedr. Mooks Theophrastus Paracelsus, eine kritische Studie, Würzb. 1876" (erschienen in seinem Deutschen Archiv für Geschichte der Medizin u. Medizinische Geographie, 5. Jahrg, Leipz. 1882, S. 213 ff.) auch hier oll Unkenntnis über Hohenheim und leichtfertig in seinen Behauptungen über essen Schriften den Satz schreibt: „es sei außer Zweifel erwiesen (von wem?), aß sehr viele echte Schriften des Theophrastus da seien, die Th. zwar geschrieben abe, deren geistiger Verfasser aber nicht er, sondern Basilius Valentinus . a. waren" (Rohlfs a. a. O. S. 235), ist von Schubert-Sudhoff, Parac.-Forsch., Heft I, kritisch vernichtet worden.
[141]) Fragm. med. I, 131. Eine Entgegnung auf das verleumderische Wort n dem Basler Schandgedicht: Quid te furtivis jactas, cornicula, pennis." Schubert- Sudhoff a. a. O. II, 35.
[142]) B. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 270.
[143]) Aberle a. a. O. Tafel V a. u. b.
[144]) De felici liberalitate. Parac.-Handschr. 232.

---

[145]) Param. I, 84.
[146]) Ebenda I, 79.
[147]) Lab. med. I, 272.
[148]) Ebenda, Vorr. I, 265.
[149]) Paragr. I, 206 ff. 230 f. B. tart. Krankh. I, 291 ff. u. a.
[150]) Ebenda I, 212 u. Paragr. alt. I, 234.
[151]) Vom Terpentin I, 1062.

[152]) Philos. sag. II, 403.

[153]) Paragr. alt. I, 234.

[154]) Param. I, 26.

[155]) Paragr. 2. Trakt. I, 212.

[156]) Param. I, 6. 7. Das Ens astrale, der Einfluß der Gestirne, der auf den Menschen wirkt, ist nicht eine astralische Konstellation, „sie inklinieren nichts", sondern „das ist der Geruch, Dunst, Schweiß von den Sternen, vermischt im Lufft, dann daher kommt Kälte, Wärme, Trückne und Feuchte u. dergl. Welcher Mensch der ist, der also genaturt ist, auß seim natürlichen Blut, demselbigen Dunst widerwärtig, der wird krank: der aber nicht wider das genaturt ist, dem schadets nichts". I, 7.

[157]) Paragr. 3. Trakt. I, 219.

[158]) Zum Namen „Spagirik" vergl. Melchior Adami, Vitae German. medic. Heidelb. 1620, 8°, S. 28: „Alchemiam Theophrastus vir in hoc genere ad miraculum usque excellens Spagiricam nuncupavit: non inepta ut videtur originatione quandoquidem ἐν τῷ σπᾷν καὶ ἀγείρειν, in extrahendo sive separando et congregando sive coagulando tota occupatur."

[159]) Gr. W.-Arz. Ch. B. u. Schr. 104.

[160]) Lab. med. I, 272.

[161]) Param. I, 9 f. Parag. Vorr. I, 200.

[162]) Lab. med. I, 267.

[163]) 3. Defens. I, 256/57.

[164]) Ernst v. Meyer, Geschichte der Chemie, Leipzig 1889, S. 60: „Die Pharmazie verdankt Paracelsus alles."

[165]) Vergl. das klassische Gutachten über des Erasmus Krankheit. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 103 f.

[166]) Von offn. Schäden. Ch. B. u. Schr. 395. Gr. W.-Arzn., ebenda 34.

[167]) Vom Urspr. der Franz. Bl, ebenda 207. Gr. W.-Arzn., ebenda 2.

[168]) Jus jurandum, Ch. B. u. Schr. 650. Epistola ebenda.

[169]) Gr. W.-Arzn., ebenda 5.

[170]) Paragr. I, 230.

[171]) Gr. W.-Arzn. Vorrede ohne Seitenzahl.

[172]) Ebenda S. 2. 3. Fragm. med., ebenda 664.

[173]) Ebenda 93.

[174]) Brief Thalhausers, ebenda Fol. 4b. Gr. W.-Arzn. 2. B. S. 121.

[175]) Ebenda Vorrede, ohne Seitenzahl.

[176]) De podagr. Fragm. I, 576.

[177]) Von offn. Schäden. Ch. B. u. Schr. 582.

[178]) De magnete I, 1019.

[179]) Gr. W.-Arz. Ch. B. u. Schr. 22.

[180]) De magn. I, 1019. Lessing hat schon 1769 in Betreff des Magnetismus Hohenheim die Priorität zugeschrieben gegen Mesmer; vergl. G. E. Lessings Collektaneen zur Literatur. Herausgeg. v. J. J. Eschenburg, 1790, II, 117—119.

[181]) De vita longa I, 831.

[182]) De orig. morb. invisib. I, 104.

[183]) Philos. de vera influentia rer. II, 218; de inventione artium II, 222: „So es der Natur nicht mag zugelegt werden, so legen sie's dem Teufel zu, was dann die größte Lästerung ist."

[184]) Lib. vexat. I, 930.

[185]) Param. I, 56.
[186]) Ebenda.
[187]) Paragr. Vorr. I, 199.
[188]) Ebenda 202.
[189]) Bibliogr. Parac. Motto.
[190]) Paragr. I, 229.
[191]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 56. Vergl. ebenda 30. 59.
[192]) De orig. morb. invis. I, 116.
[193]) Ebenda.
[194]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 40. 48.
[195]) De nat. rer. I, 917.
[196]) Von podagr. Krankh. I, 587.
[197]) Bertheon. Vorr., Ch. B. u. Schr. 332.
[198]) Vom Cometen deß 31. Jars II, 643.
[199]) Param. I, 5. 6.
[200]) De Re Templi, Ecclesiastica. Parac.-Handschr. 259.
[201]) 1. Defens. I, 260.
[202]) Z. B. Practica auf Europen 1529. Prognostication, Innhaltend 4. Jahr, nemlich vom 1530. biß auff des 34. Außlegung des Cometen, Anno 1531 erschienen. Außlegung des Cometen vnd der Virgulten, im Jahr 1532 erschienen. Prognostication auff das Jahr 1537. Prognosticon auff das 1539. Jahr, geschrieben an Carolum V., Römischen Keyser, II, 626—656.
[203]) Practica auf Europen 1529. An die astronomos II, 629.
[204]) Bibl. Parac. Nr. 3. 4. 5. 6. 7. Schubert-Sudhoff a. a. O. I, 60/61.
[205]) Z. B. Lorenz Fries von Colmar: Prognostication oder Weissagung auß des hymmels lauff. Auff das jar MCCCCCXXXI. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 70. — Danach ist zu würdigen das ganz unhaltbare Urteil in Fr. v. Betzolds Geschichte der deutschen Reformation. Berl. 1888. S. 226: „H. habe ein ganzes Heer von Goldmachern und astrologischen Ärzten großgezogen."
[206]) Johannes Rütiner, Joh. Keßlers Freund, Zeitgenosse Joachim v. Watts. Sein Tagebuch in der Sammlung Vadiana in der Stadtbibliothek St. Gallen. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 123. 131.
[207]) Außlegung der Figuren, so zu Nürnberg gefunden seyn worden, II, 589. Dazu die Stelle: „Nun ist der Kayser sein Herr und hat ihm zu gebieten. So er nun aber will sein Regiment brauchen über ihn, so mags der Bapst nit leiden." Ebenda 574.
[208]) Date Caesari etc. Cod. Voss. 24, Bl. 393b ff. Parac.-Handschr. Nr. 88, S. 375/76. Heidelb. Handschr. Cod. Pal. germ. 476, Bl. 223. Ebenda Nr. 90, S. 459.
[209]) Interpretatio vaticiniorum Lichtenbergii II, 610. 611. Johann Lichtenberger, ein elsässischer Astrologe, der Anfänger der „Prognosticationen". In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts begann er seine Prophezeiungen herauszugeben, mit denen er neue politische, revolutionär angehauchte Anschauungen zu verbreiten suchte. (Allg. deutsche Biogr. B. 18, S. 538—542.)
[210]) De meteor. II, 108.
[211]) Prologus in Vitam beatam. Görl. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 250.
[212]) Vergl. v. Betzold a. a. O. oben Anm. 205. Adelung, Geschichte der

menschlichen Narrheit oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher 2c. u. anderer philosophischen Unholden. 7. T. Leipz. 1789. 8°. [73. Theophrastus Paracelsus, ein Cabalist und Charlatan.] Aus neuer Zeit Hase, Kirchengeschichte, der überhaupt sehr unkritisch dies und das über H. nachschreibt: „Er hat sich auch gerühmt Gold zu machen." III. T., I. Abt., S. 339.

[213]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 101.

[214]) Ebenda 146. Dazu noch die Stelle v. Terpentin I, 1063: „Nicht die Alchimey, die da gebraucht wird, Silber und Gold zu machen, dann alle Länder voll solcher Buben sind, sondern die Alchimiam mein ich, die da lehret voneinander scheiden ein jeglich Mysterium in sein sonderen reservaculum."

[215]) Brief des Stud. Frantz bei Mich. Neander a. a. O.

[216]) Auf solche Scherze geht wohl auch die Sage zurück, H. habe bei einem Aufenthalt in Wien einen auf den Boden geworfenen Pfennig in ein Goldstück verwandelt, um dem Wirt die Zeche zu bezahlen. Aberle a. a. O. S. 22 nach Gräffer, Kl. Wiener Memoiren II, S. 287 ff.

[217]) De natura rerum, 9 Bücher, I, 880 ff.

[218]) De nat. rer. I, 880/81.

[219]) Ebenda I, 883. Hase a. a. O. S. 339 nimmt nach seiner oberflächlichen Information über Hohenheim auch diese durchsichtige Satire für Ernst.

[220]) Oporin bei Sennert S. 188: Mirari non raro soleo, cum tam multa proferri video, quae ab ipso scripta et posteritati relicta affirmantur, quorum ego ne somnium quidem unquam illi objectum puto. — Brief des Bartholom. Schobinger an Alex. v. Suchten, dat. Apr. 1576: Es hat Theophrastus, den ich gar wol kent, vnd in 27. wochen in mines Hern schwehers sellig Haus ghalten, fil buecher .... hinder im verlassen .... es werden auch noch vil buecher vnder sin nammen getruckht, die Theophrastus weder gesehen noch gemacht hat. Dan ich ken des Theophrasti stilum wol, wie sein brauch in seinem schreiben gewesen ist. Cod. Voss. Chym. Leiden Fol. Nr. 2. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 143/144.

V

[1]) Fragm. med. I, 143.

[2]) B. Dessenius, Medicinae veteris et rationalis defensio. Colon. Arg. 1573, p. 202; auch bei Herm. Conring, De Hermetica Aegyptiorum vetera et Paracelsiorum nova Medicina etc. Helmst. 1648 u. Erasti Disputationes de medicina. Basil. 1571. Nach diesem alle Verleumder.

[3]) Lab. med. I, 267. B. Franz. Bl., Vorr. Ch. B. u. Schr. 249.

[4]) De meteor. II, 78.

[5]) Paragr. I, 227.

[6]) Param. I, 21.

[7]) 1. Defens. I, 254.

[8]) Param. I, 22.

[9]) De orig. morb. invis. I, 112.

[10]) Ebenda I, 111.

[11]) Brief des Stud. Frantz bei Mich. Neander a. a. O.

[12]) De orig. morb. invis. I, 113. 114.
[13]) Param. I, 41.
[14]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 18.
[15]) De philos. occulta II, 285/86. Philos. de invent art. II, 232.
[16]) De daemon. et obsess. II, 264.
[17]) Außlegung oder Bericht Theophrasti Paracelsi vber die Wort Sursum corda, das ist: wie man sein hertz alle zeit zu Gott erheben soll. Frankf. Jennis 1619. 4°. S. 20. Bibl. Parac. Nr. 312. 313. Vielfach handschriftlich erhalten vom Jahr 1564 an. Parac.-Handschr. S. 385. 471. 593. 611.
[18]) Surs. corda S. 14 u. 20.
[19]) Von Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 302: „Betrachts aber ein jeglicher, wie schwer es zu verantworten wird werden, so wir Rechnung sollen geben." 5. Defens. I, 260: „Die Arzney .... eine Kunst, die mit großer Gewissne, und großer Erfahrung gebraucht soll werden, auch mit großer Furcht Gottes." Lab. med. I, 281.
[20]) De cad. I, 590.
[21]) 2. Defens. I, 255. Lab. med. I, 268.
[22]) De orig. morb. invis. I, 111. Lib. philos. de inv. artium II, 232.
[23]) 2. Defens. I, 254.
[24]) De cad. I, 609.
[25]) Ebenda I, 592.
[26]) Ebenda I, 593.
[27]) Paragr. I, 226.
[28]) Spitalbuch. „Doctor Theophrastus allen Artzten sein Gruß." Ch. B. u. Schr. 309.
[29]) De cad. I, 590.
[30]) Ebenda I, 609.
[31]) Spitalbuch. Ch. B. u. Schr. 309.
[32]) Paragr. I, 226.
[33]) Ebenda I, 229.
[34]) De orig. morb. inv. I, 41.
[35]) Paragr. I, 229.
[36]) V. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 302.
[37]) Ebenda.
[38]) Bertheon. Vorr. ebenda 645.
[39]) 7. Defens. I, 262.
[40]) Brief an Stud. Frantz a. a. O.
[41]) De coena Domini I. XI. Schlußwort ad amicos et sodales, 26. Mai 1533. Parac.-Handschr. 292.
[42]) 5. Defens. I, 260.
[43]) Lib. princip. I, 1092.
[44]) Lab. med. I, 281.
[45]) Gr. W.-Arzn. 1. B. Vorr. Ch. B. u. Schr. 17.
[46]) Ebenda, Widm. an König Ferdinand, Fol. 5b.
[47]) Ebenda, ferner Widmung des 2. Buchs 58 f., des 3. Buchs 126. Von Franzosen an Lazar. Spengler, ebenda 149. Von Franz. Bl. an Hieron. Boner, ebenda 249. Von off. Schäden, ebenda 376.
[48]) Von off. Schäden, ebenda 376.

[49]) De caduc. I, 609.

[50]) Lib. phil. de luniaticis II, 173.

[51]) Spitalbuch. Ch. B. u. Schr. 311/12.

[52]) Ebenda 312.

[53]) Lab. med. I, 278.

[54]) Spitalbuch. Ch. B. u. Schr. 312.

[55]) De remiss. peccatorum. Heidelb. Cod. Pal. germ. 476, Bl. 122. Parac.-Handschr. 452.

[56]) Uhlhorn, Geschichte der christlichen Liebestätigkeit nennt Hohenheim nicht. Seine Worte an die Reichen im „Spitalbuch" und seine ganze persönliche Stellung rechtfertigen seine künftige Erwähnung.

[57]) De ordine Doni. Görlitzer Handschr. der Oberlausitzer Gesellsch. der Wissensch. T. VI. 146, S. 360 f. Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 265. Codex Voss. Chym. Nr. 24, S. 326; ebenda Nr. 88. Cod. Palat. 476, S. 149. Parac.-Handschriften Nr. 90.

[58]) Ebenda.

[59]) Ex libro de alienis rebus non concupiscendis. Görl. Handschr. a. a. O. 351 f. Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 264.

[60]) De honestis utriusque divitiis. Cod. Voss. Chym. Nr. 24 f. 410. Parac.-Handschr. Nr. 88, S. 379.

[61]) Date Caesari quae sunt Caesaris etc. Cod. Voss. Chym., ebenda 393 f. Parac.-Handschr. 375. Cod. Palat. germ. 223 f. Parac.-Handschr. 459.

[62]) De alien. reb. non concup. a. a. O. Parac.-Handschr. 264.

[63]) Ebenda.

[64]) De hon. utr. divit. a. a. O. Parac.-Handschr. 379.

[65]) De alien. reb. non concup. a. a. O., ebenda 264.

[66]) De felici liberalitate a. a. O., ebenda 379.

[67]) De mirac. Christi super infirmos. Cod. Voss. a. a. O. Parac.-Handschr. 400.

[68]) Ch. B. u. Schr. 649/50.

[69]) Ebenda 650. Daß die Wertschätzung Hohenheims trotz aller Verleumdung nie ganz verloren ging, ist aus Prozeßakten der Vogtei Cannstatt aus dem Jahr 1744 betr. einen Abenteurer, Paul Benedikt de la Rivière, zu entnehmen, welcher dem damaligen Besitzer des Schlosses Hohenheim, Hauptmann Ad. Fr. v. Dehl, „den Schatz des Paracelsus" in Hohenheim zu heben versprach. Vor Gericht redete sich de la Rivière damit hinaus: „Was Dehl von ihm begehrt, den Schatz des Theophrastus Paracelsus zu erlangen, sei veritablement von ihm geleistet worden. Denn dieser Schatz sei hauptsächlich darin bestanden, daß Paracelsus den Armen Gutes getan, Geduld, Frömmigkeit, Buße, Beten &c. gelehrt. Alles das habe er dem Herrn Hauptmann beigebracht, nicht zehn Jesuiten hätten so viel bei demselben zu seiner Bekehrung wirken können!" Es wurde gnädigst resolviert, auf Vorwort des Königlichen französischen Gesandten den Inquisiten ohne weitere Bestrafung des Arrests zu entlassen. [Besondere Beil. des Staatsanz. f. Württ. 1894, Nr. 13, mitgeteilt von J. H. (Oberstudienrat Dr. Julius Hartmann).]

[70]) Brief an den Rat v. Nürnb. Ch. B. u. Schr. 680.

[71]) Es existiert ein Brief mit der Aufschrift: „Den christlichen Brüedern Martino Luthero vnd J. Pomerano doct: Philippo Melanthonj, den Apostolischen mennern," mit der Unterschrift Heremita und der Jahreszahl 1525. Der Brief, Hohenheim zugeschrieben, ist wiederholt handschriftlich vorhanden, so in einer der

zuverlässigen Görlitzer Handschriften (1. Görl. Handschr. Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 236), auch in zwei alten Verzeichnissen aufgeführt, welche bis in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichen; gedruckt als Anhang zu der Philosophia de limbo aeterno etc. ed. Staricius 1618 (ad Theologos Wittebergenses). In diesem Brief nennt der Verfasser die Wittenberger Theologen „Brüderliche Liebhaber der Wahrheit, in Christo, Christliche, Ersame, Hochgelerte Herren und brüeder" und bekennt, es habe ihn eine gute Zeit her gedürstet, mit ihnen den Brunn der Wahrheit zu trinken, aber durch andere Pflichten gebunden habe er nicht bei ihnen erscheinen mögen. Er schickt ihnen die ersten 5 Kap. Matthäi, kommentiert, mit der Bitte, daß sie dieselben aus brüderlicher Treue als eine Kundschaft von ihm annehmen und ihm christlichen Unterricht geben, wenn sie darin „eine trübe Pfütze" finden. Der Brief kündigt sodann noch eine Reihe weiterer Schriften über einzelne Bücher des N.T.s an, die wir tatsächlich als paracelsisch handschriftlich besitzen. Aber eben diese eifrige schriftstellerische Tätigkeit auf theologischem Gebiet aus einer Zeit, in der Hohenheim eben erst von weiten Reisen zurückgekehrt zu denken ist, macht uns mißtrauisch gegen die Echtheit des Briefs, gegen den auch Sudhoff (Bibliogr. Paracelsica S. 510 und Paracelsushandschriften S. 237) seine großen Bedenken äußert.

[72]) „Religionis nomine ab Oecolampadio susceptus et magistratui commendatus." Jociscus Vita Opor. a. a. O. S. A 8r. „Doctrina Evangelica non multum ab eo curabatur." Oporin bei Sennert S. 188. — Bullinger hatte an H. auszusetzen, daß er während des Ferienaufenthalts in Zürich fast nie in die Kirche gekommen sei, um Zwingli zu hören. Thom. Erastus, Disputationes de medicina nova Paracelsica, P. I, p. 239, bei v. Murr a. a. O. II, S. 206.

[73]) Paragr., Vorr. I, 202.

[74]) Fragm. med. I, 143.

[75]) Ebenda I, 150.

[76]) Eingabe an den Rat v. Basel. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 10.

[77]) Die Vorrede zum Buch Paragranum ist unter dem frischen Eindruck der in Basel erfahrenen Unbill und mit steter Beziehung darauf geschrieben.

[78]) Paragr., Vorr. I, 202.

[79]) Fragm. med. I, 143.

[80]) Theod. Zwinger, Theatr. vitae humanae 1586, Fol. Vol. XII, p. 2583: „Sed et Joannem Oporinum .... saepe narrantem audivimus dicere, solitum Paracelsum mirari se Lutheri et Zwinglii scripta tanto applausu excipi, so es doch eitel Bacchanten werck sey. Wenn er anfieng zu schreiben, wolte er sie vnd den Bapst erst recht in die Schul füren." Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 77.

[81]) An den Rat der Stadt Nürnb., Entwurf. Ch. B. u. Schr. 679.

[82]) An dens., ebenda 680.

[83]) Param. I, 24. 25.

[84]) „Meine Zeit zu San Gallen, die ich jetzt verzehr." Param., ebenda. „Theophrastus v. Hohenheim zu der Zeit hie zu Sant Gallen wonend" (Aug. 1531). Keßler, Sabbata. II, 288.

[85]) Watt war Anhänger der alten galenischen Medizin. Dazu kam der besondere Anlaß, daß Hohenheim zur Übernahme der ärztlichen Behandlung des Bürgermeisters Christian Studer berufen worden war, den vielleicht zuvor Watt behandelt hatte. Höchst auffallend ist's jedenfalls, daß Watt in seinem Diarium weder Th. v. Hohenheim noch den verdienten Bürgermeister Studer, mit dem er wiederholt im Amt wechselte, mit Namen nennt.

[86]) B. d. Franz. Ch. B. u. Schr. 149.

[87]) B. Franz. Bl., ebenda 249. 7. B. v. off. Schäden, ebenda 376.

[88]) II, 637.

[89]) Handschriften dieser Schrift 2 in Wolfenbüttel, Parac.-Handschr. Nr. 84 u. 109, 2 in Salzburg, ebenda Nr. 108 u. 113, je 1 in Leiden, ebenda Nr. 88, in Kopenhagen Nr. 114, in Rom Nr. 116. Ich zitiere die von mir durchgesehene Salzburger Handschrift, Museum Carolino-Augusteum, Paracelsiana 160. 106 + 98 Bl.

[90]) Außlegung des Cometen, erschienen im Hochgebirg, zu mitlem Augsten anno 1531, II, 637—643.

[91]) Matthäus-Kommentar in der Görlitzer Handschr. „Finis nach dem Tauff Christi 1495 im End des Monats Martij. Anno Christi 1525." Parac.-Handschriften 245.

[92]) „Geben zu Zimmern am Zinstage vor Jacobi [25. Juli]. Im 1530." Ebenda 481.

[93]) „Wiewol das ist, das Inn denn 1532. Jaren, von der gepurt Christi her gar manicher .... sich vnnderstannden u. s. w." Vorredt vber die vier Euangelisten. Heidelb. Cod. Pal. germ. 476, ebenda 435; auch sonst handschriftlich vorhanden und in sicheren Verzeichnissen als paracelsisch aufgeführt.

[94]) Ebenda 438.

[95]) Prologus in Vitam Beatam. Heidelb. Cod. Pal. germ. a. a. O. 457/58. Ebenso Görlitzer Handschr. Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 250/51, nachweislich nach Autogramm.

[96]) Prologus Totius Operis Christianae uitae. Cod. Voss. Nr. 25, ebenda Nr. 89, S. 406 f.

[97]) Gesner, Bibl. univers. Tigur. 1545, S. 644: „Composuit etiam ad abbatem S. Galli nescio quae theologica opera, quae publicata non puto."

[98]) Mich. Toxites a. a. O. Fol. Evj. „Biblia in Parua forma."

[99]) Sudhoff, Paracelsushandschriften, zählt 17 hierher gehörige Schriften zum N. T., 8 zum A. T. auf, a. a. O. S. 788 ff.

[100]) Vorredt vber die vier Euangelisten a. a. O. 437/38. „Datum in Mills In G .... (?)" Graubünden? Harpersdorfer Handschrift a. a. O. S. 505, vergl. Tartar. Krankh. I, 316: „Wie übel stünde es einen Theologen an, der die Evangelisten nit kennte."

[101]) Schon 1530 Außlegung Der Psalmen Dauids ꝛc. A. Theophrasti vonn Hohenhaim der hailligen Geschrifft Doctorem vnd baiden Ertzney. Parac.-Handschr. Nr. 92, S. 482. Ob hier schon von ihm selbst gebraucht oder vom Abschreiber so geschrieben? — Epistola ad Amicum (über die Kometenschrift, also c. 1532). „Th. H. S.(acrarum) L(iterarum) Professor vtriusq. Medicinae artiūq. Doctor," II, 643. — 1533. De Coena Dom. Lib. XI. Theophr. Hohenheimen Sacrarum Literarum Medicinarumque Doctoris." Parac.-Handschr. Nr. 84, S. 279. — „Coena Dominj .... Declaratio Aureolj Theophr. Paracelsi S. Litterarum Doctoris." Ebenda Nr. 88, S. 308. — 1534. Von der Pestilentz an die Statt Stertzingen. Vorrede. „Theophrastus Von Hohenheym der Heyligen Schrifft Professor, Beyder Artzneyen Doctor." I, 356. — 1536. 2 Briefe an den Rat von Memmingen. Unterschrift: „Theophrastus vonn Hohenhaim der heiligen gschrifft vnd beder Artzney Docter." v. Murr a. a. O. S. 259 u. 261, vergl. Praefatio Lambert Wackers zu einer seiner Handschriften: „Ich habe aber Sorge es wurde

bey Inenn kaum geltenn werden, er zeigte dann testimonia, wo Er gestudirt, promouirt, ordinirt." Parac.-Handschr. S. 300.

[102]) Siehe Anm. V, 85.

[103]) De secr. secretor. Theol. Christian. Cod. Voss. Chym. Parac.-Handschr. Nr. 89, S. 407.

[104]) Vorr. über die 4 Evangel. a. a. O. S. 438.

[105]) Ebenda.

[106]) Von der Pestilentz an die St. Stertzingen, Vorr. I, 356.

[107]) „Soviel Häupter soviel Sinn", Vorr. über die 4 Evang. a. a. O. S. 435. — Sermo in incant. a. a. O. S. 58. — De secr. secret. Theol. Chr., Prologus: „Hab gehört der andern Predigt und disputationes, so ists gegen einander gewesen wie ein Müller und Köhler," a. a. O. S. 407.

[108]) De mirac. super obsessos. Cod. Voss. Chym. Parac.-Handschr. Nr. 89, S. 398/99. Schubert-Sudhoff., Parac.-Forsch. II, 154. — Sermo in similitud. Euangel. Cod. Voss. a. a. O. Nr. 89, S. 396/97. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 153.

[109]) In incant. malef. Anabapt. in: De Antichristis. Frkf. a. M. 1619. S. 57. Vergl. Bibliogr. Parac. Nr. 311 u. Parac.-Handschr. S. 412 ff. — De orig. morb. invis. I, 94. 95. Vergl. das von Schubert-Sudhoff Mitgeteilte, Schubert-Sudhoff a. a. O. 153 f.

[110]) Prolog. in Beat. Vit. Parac.-Handschr. 458.

[111]) De Coena Domin. ad Clementen VII. Salzb. Handschr., Carol.-August., 1170 P—Z, Fol. 27b. 28.

[112]) Ebenda, Fol. 28.

[113]) Ch. B. u. Schr. Fol. 6.

[114]) Schlußrede De Coena Dom. L. XI ad amic. et sodal. Parac.-Handschr. S. 292.

[115]) Ebenda.

[116]) De secr. secret. Th. Chr. a. a. O. S. 408.

[117]) Quod Sanguis et Caro Christi sit in Pane et Vino etc. „Editum Rockenh. . . . . ad socios fideles." Görl. Handschr. a. a. O. S. 578/79, gedruckt in Arnolds Kirchen- u. Ketzerhistorie S. 1500 ff.

[118]) „Ad amicos & sodales." Parac.-Handschr. S. 279.

[119]) Schlußrede De Coena Dom. a. a. O. 292. Ein wahrhaft apostolischer Brief. „Geben zu . . . . . . (unleserlich) Montag nach Ascens. Dom. im 33ten.

[120]) Ebenda.

[121]) De superst. et ceremon. II, 251/52.

[122]) Schlußrede De Coena Dom. a. a. O. 292.

[123]) Von der Pestil. a. d. St. Stertzingen I, 356.

[124]) Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 152.

[125]) Von der Pestil. a. d. St. Stertzingen I, 356.

[126]) De mir. supr. obsess. Parac.-Handschr. S. 399.

[127]) II, 574.

[128]) Im Kartäuserkloster in Nürnberg fanden sich 30 alte Papstbilder, wahrscheinlich auf den Minoritenabt Joachim von Floris († 1201) zurückgehend, Spottbilder auf den Papst und die Kirche. Andreas Osiander (1498—1552) ließ sie im Holzschnitt reproduzieren und veröffentlichte sie mit scharfen Deutungen auf den Papst unter dem Titel: „Eine wunderliche Auslegung von dem Bapsttum, wie es ihm bis ans Ende der Welt gehen soll, in Figuren oder Gemälde begriffen, gefun-

den in Nürnberg, im Cartheuser Kloster und ist sehr alt. Mit guter verständlicher Auslegung, durch gelehrte Leut erklärt, welche Hans Sachs in deutsche Reime verfaßt und dazu gesetzt hat. Im MDXXVII Jahre."

[129]) Außlegung der Figuren, Vorr. II, 574.

[130]) De mir. sup. obs. Parac.-Handschr. S. 399. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 155.

[131]) De secr. secr. Th. Chr., a. a. O. S. 411.

[132]) De mir. s. obs., ebenda S. 398, u. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 155. Scharfe Urteile über Luther, Zwingli, Eck, Klemens VII. in De confessione, de poenitentia et remissione (Phil. mystica, Newstadt, Jennis, MDCXVIII, S. 29), ferner in Commentarius in Prophetam Danielem: „Der h. Geist ist auf keiner Seiten", ebenda S. 56. 87, in De Coena Dom. ad Clem. VII. Salzb. Handschr. Fol. 62.

[133]) Sermo in incantat. Jennis, Frankf. a. M. 1619, S. 58, und De mir. s. obs. a. a. O. 398.

[134]) De imag. II, 304.

[135]) Matth.-Kommentar. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 154.

[136]) De mirac. Christi super infirmos, ebenda.

[137]) Sermo in Antichristos, 1540, gedruckt bei Jennis, Frankf. a. M. 1619, S. 43.

[138]) Matth.-Kommentar. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 153.

[139]) De secr. secr. Th. Chr. Parac.-Handschr. 411.

[140]) Buch der Erkandtnuß. 1. Heidelb. Handschr. Bl. 43a. Parac.-Handschr. Nr. 90, S. 448. — Commentar. in Proph. Dan. (Phil. myst.) a. a. O. S. 79: „Das Letzte allemal das Ärgste, also wird das 4. Tier ärger sein denn die 3 andern das ist: das Reich der falschen Propheten."

[141]) Bekenntnis vom Abendmahl Christi, 1528.

[142]) Außlegung über die Epistel S. Jakobi. Bei Jennis, Frankf. a. M. 1619, S. 94, ebenso Heidelb. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 90, S. 445. Vergl. R. J. Hartmann, Th. v. Hohenheim, Blätter f. Württ. Kirchengesch. 1894, S. 18.

[143]) De confessione a. a. O. S. 27/28.

[144]) Sermo in Antichr. a. a. O. S. 26.

[145]) Ebenda S. 39.

[146]) Sermo in similitud. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 153/54.

[147]) Sermo II in incant. a. a. O. S. 63 u. 65.

[148]) 1. Brief an den Rat von Memmingen; v. Murr a. a. O. S. 258.

[149]) Sermo in Antichr. a. a. O. S. 5 u. 8.

[150]) Außlegungen der Psalmen Dauids, a. a. O., Parac.-Handschr. Nr. 92, S. 490. Ebenso De septem punctis Idolatriae Christianae, 1. Cod. Voss. Chym. Nr. 24, a. a. O. S. 340. Scharf gegen den Papst auch die Sermones in similitudines etc., de mirac. Christi sup. obsessos, de mirac. Chr. sup. infirmos, das Buch der Erkandtnuß. Auslegung des 1. Kap. St. Mathej (Görl. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 240: „Der neue Herodes, die neuen hierosolimischen Gleisner, das sind die romanischen Stuhlbesitzer." De secr. secr. Th. Chr. a. a. O. S. 410: „Sehet an den Bapst, was Falsch er mit dem Euangelio getrieben hat."

[151]) De orig. morb. invis. I, 116.

[152]) Außleg. der Fig. v. Nürnb. II, 579; vergl. ebenda S. 578, 581, 586.

[153]) Ebenda 581.

[154]) Sermo, ob der Glaub zuestraffen sey. Wolfenb. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 98, S. 554.

[155]) Ebenda u. Fig. v. Nürnb. II, 581.

[156]) Fig. v. Nürnb. II, 576.

[157]) De Coena Dom. ad Clem. VII. Salzb. Handschr. Fol. 98.

[158]) In incant. a. a. O. S. 63.

[159]) Fig. v. Nürnb. II, 592.

[160]) Ebenda II, 583.

[161]) In incant. a. a. O. S. 74; in Antich., ebenda 12. 13. 15.

[162]) De sept. punctis Idolatr. Chr., a. a. O. S. 340.

[163]) Fig. v. Nürnb. II, 574. 576. Comment. in proph. Dan. a. a. O. S. 63.

[164]) Matth.-Kommentar 3. Kap. Görl. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 242. De Re templi Ecclesiastica, ebenda S. 259. De Coena Dom. Salzb. Handschr. Fol. 23b. De confessione a. a. O. S. 26.

[165]) In Antichr. Serm. VI, a. a. O. S. 39. 40. De confess. a. a. O. S. 26. Comment. in proph. Dan. a. a. O. S. 68.

[166]) In Antichr. S. IV, S. 25; S. VI, S. 39.

[167]) Ebenda S. VII. S. 45. Auch De sep. p. Idolatr. Chr.: „Ich widerrede euch heiligen Vätern!", a. a. O. S. 335. Vergl. R. J. Hartmann, Th. v. Hohenh. Bl. f. Württ. K.-Gesch. 1894, S. 21.

[168]) De sept. p. Idolatr. Chr., a. a. O. S. 340.

[169]) Außlegung des 3. Kap. Mathei a. a. O. S. 242; ebenso Lib. I. Exposition. Decem Praeceptor. Lamb. Wackers Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 86, S. 303. „Ihr verfluchten Munchenn vnndt Nonnen. Der teüffell hat Euch Erdacht vnndt nicht Gott, dann all Euer Ordnung seindt aus dem teüffell." Mönche sind falsche Christen. Fragm. alt. Tract. de Coena Domin. Parac.-Handschr. 285. Gleisner, De confess. a. a. O. S. 26.

[170]) Lib. I, Expos. Dec. Praecept. a. a. O. S. 303.

[171]) De conf. a. a. O. S. 26: „All ihr Ding ein Betrug übers Volk; die Mönche lieber bei Huren, denn im Gebet; die Nonnen auf dem Haupt Nunnen und sonst Huren."

[172]) In Antichr. a. a. O. S. 22. 23. Sursum corda, a. a. O. S. 15.

[173]) Matth.-Komment. 4. Kap. a. a. O. S. 243.

[174]) De votis alienis II, 242.

[175]) Matth.-Komment. a. a. O. S. 244.

[176]) De vot. alien. II, 233/34. Lamentat. in secund. praeceptum. Harpersdorfer Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 95, S. 522.

[177]) Aus dem Closter lauffen, ebenda S. 524. De caduc. I, 609.

[178]) Matth.-Komment. 5. Kap. a. a. O. S. 243.

[179]) De destructione Regnorum et generatione. Görl. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 83, S. 254.

[180]) De caus. morb. invis. I, 91. 106. Vergl. De sept p. Idol. Chr., a. a. O. S. 239.

[181]) De imag. II, 301/02: „Das hohl Haubt der schönen Maria zu Regenspurg."

[182]) Fragm. med. I, 138.

[183]) Außleg. der Psalmen Dauids a. a O. Parac.-Handschr. S. 490. Fragm., Harpersdorfer Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 95, S. 529. Vergl. De votis alien. II, 240. De superstit. II, 249. f.

[184]) De caus. morb. invis. I, 91. De venerandis sanctis, 2. Cod. Voss. Chym. Parac-.Handschr. Nr. 89, S. 386.

[185]) De votis alien. II, 241.

[186]) De caus. morb. invis. I, 106. De geneal. Chr., 2. Cod. Voss. Chym. Parac.-Handschr. Nr. 89, S. 405.

[187]) Sudhoff, Parac.-Handschriften, zählt 9 Marienschriften auf, S. 796.

[188]) De imag. Idolatriae, 1. Cod. Voss. Parac.-Handschr. Nr. 88, S. 384.

[189]) De imaginibus II, 301.

[190]) De superstit. et ceremon. II, 249. De phil. occulta II, 286. Fragm. med. I, 138. In incant. a. a. O. S. 86. De re templi eccl. a. a. O. S. 451 (auch S. 259 u. 527).

[191]) De caus. morb. invis. I, 114 f.

[192]) Außlegung der Ps. Dauids a. a. O. Parac.-Handschr. S. 489.

[193]) In incant. a. a. O. S. 81. Comment. in Proph. Dan. a. a. O. S. 57 und 74.

[194]) Vorrede zu De sept. p. Idolatr. Christ. a. a. O. S. 333.

[195]) Ebenda S. 334/36.

[196]) Ebenda S. 335.

[197]) Phil. occulta II, 285. Fragm. II, 265.

[198]) De secr. secr. Theol. Chr. a. a. O. S. 407. De superst. et ceremon. II, 251.

[199]) Phil. occulta II, 286.

[200]) De caus. morb. invis. I, 111, vergl. I, 89. De re templi eccl. a. a. O. Parac.-Handschr. S. 259. Lib. princip. I, 1093.

[201]) Comment. in Proph. Dan. a. a. O. S. 60.

[202]) Lab. med. I, 276.

[203]) De superst. II, 248. Quod Sanguis et Panis etc., bei Arnold a. a. O. 1502b.

[204]) De superst. II, 251.

[205]) De generat. I, 120.

[206]) De caus. morb. invis. I, 90.

[207]) De vot. alien. II, 237 f.

[208]) De superst. II, 250.

[209]) Ebenda II, 249.

[210]) Prol. in Vit. Beat. a. a. O. Parac.-Handschr. S. 458.

[211]) De justitia (Phil. mystica) a. a. O. S. 18. 21, z. T. sehr scharf.

[212]) De vot. alien. II, 240. Auß dem Closter lauffen a. a. O. Parac.-Handschriften 524.

[213]) De sept. p. Idol. Chr., ebenda 340. Von Kauffleiten, Wolfenbüttl. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 68, S. 550. Fig. v. Nürnberg II, 580.

[214]) Epist. S. Jacobi a. a. O. S. 94. Von tartar. Krankh. I, 316.

[215]) De poenit. a. a. O. S. 7. De mir. s. inf. Parac.-Handschr. S. 400.

[216]) De caus. morb. invis. I, 95.

[217]) De secr. secr. Th. Chr. a. a. O. S. 411.

[218]) Ep. S. Jacobi a. a. O. S. 94.

[219]) De Coen. Dom. Salzb. Handschr. Fol. 27b.

[220]) De sept. p. Idol. Chr., Vorr. a. a. O. S. 333 u. 1. Punkt S. 338. Elias Schadaeus, Judicium de Theophrasti scriptis Theologicis, 1616; in Th. Cruser Vergnügung müßiger Stunden. Th. 4, Leipz. 1715, S. 99.

[221]) De cad. matr. I, 609.

[222]) Sudhoff, Paracelsus-Handschriften, bespricht 30 ihm bekannte Abend-

mahlsschriften unter dem Namen Hohenheims, darunter einige durch gewichtige innere u. äußere Zeugnisse sicher echte, so: De Coena Domini libri VII ad Clementem VII papam (I, 530). Philosophiae lib. primus de limbo aeterno perpetuoque homine novo secundae creationis. Quod Sanguis et Caro Christi sit in Pane et Vino et quomodo fidelibus intelligendum (ad socios fideles). Coenae Domini nostri Jesu Christi declaratio. Vom Nachtmahl aus dem natürlichen Licht u. s. w. Die Gleichartigkeit der eigentümlichen Auffassung in diesen und andern handschriftlich erhaltenen Abendmahlsschriften spricht für die Verfasserschaft eines Mannes.

[223]) De Coena Dom. ad Clem. VII. Salzb. Handschr. Fol. 1 ff. Fol. 7: „Unser limbus ist Christus, daraus wir geboren werden. Sein Wort accipite ist sein Fiat." Fol. 9. 16. 25b. 27. De limbo aeterno. Salzb. Handschr. Fol. 32b. Quod Sanguis et Caro etc. bei Arnold a. a. O. S. 1500 ff. Coenae Domini declaratio. Görl. Handschr., Parac.-Handschr. Nr. 84. S. 285. De usu Coena Dom., ebenda S. 288/89: „Was wir im Nachtmahl genießen, wird in uns zum limus der neuen Creatur." De Coena Dom. ex Ep. Petri, ebenda S. 283. Vom Nachtmal auß dem Naturl. Liecht. 1. Cod. Voss., ebenda Nr. 88, S. 323. Fragm. de fundam. Sap. II, 333.

[224]) Vom Nachtmal auß dem Naturl. Liecht a. a. O. S. 323. — Außlegung über das Euangel. Joh. am ersten, ebenda 328.

[225]) De Coena Dom. Salzb. Handschr. Fol. 29b.

[226]) De modo Missae sumendj Sacram. 1. Görl. Handschr. Parac.-Handschr. Nr. 84, S. 289/90.

[227]) Fragm. med. I, 139.

[228]) De Coen. Dom. Salzb. Handschr. Fol. 17b. 18. 22.

[229]) Ebenda Fol. 11b.

[230]) So wird, nach den angeführten Proben aus Hohenheims theologischen Schriften, das Urteil der hochverdienten Paracelsusforscher Schubert und Sudhoff (Paracelsusforschungen S. 152/153) modifiziert werden müssen: „Man kann vielleicht finden, daß er in den Jahren vor 1531 einige Hinneigung zur Reformation Luthers u. Zwinglis fühlte, vielleicht nur insofern er bei denen, welche in Glaubenssachen mit dem Althergebrachten gebrochen hatten, auch eine größere Geneigtheit voraussetzte für seine reformatorischen Ideen auf dem Gebiet der Heil- und Naturkunde . . . . . . Später — nach dem Jahre 1531 — ist von einer Schonung der Protestanten keine Rede mehr. Im Gegenteil, wenn er auch die römische Hierarchie und die äußeren Formen des Gottesdienstes und die sonstigen Ceremonien bekämpft, so verwirft er alle dissentierenden religiösen Parteien als „Sekten" fast noch heftiger." — P. Netzhammer, O. S. B., in einer Abhandlung: Theophrastus Paracelsus, im Jahresbericht über die Lehr- und Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln, im Studienjahr 1899/1900, eignet sich Schubert-Sudhoffs Resultat an., Sein eigenes Urteil über Hohenheims Stellung zur katholischen Kirche faßt er in folgende bemerkenswerte Sätze zusammen: „Daß er mit diesem Prinzipe freier, jede Auktorität, auch die der Kirche, verleugnender Forschung den Boden der katholischen Glaubenslehre verließ, weiß jeder Gebildete. Aber nicht nur durch dieses Prinzip als solches, sondern noch weit mehr durch die praktische Durchführung desselben entfernte er sich vom Glauben seiner Väter: er bekämpfte die hierarchische Einrichtung der Kirche, ihre Schlüsselgewalt, ihr Mönchtum, ihre Ceremonien, ihre äußeren Gebete und Andachten; er verwarf die Predigt

unter den Christen, welche sich aus der Schrift belehren sollen.... Durchlieſt man aufmerksam die handschriftlich erhaltene Theologie des Paracelsus, so wird man keinen einzigen Glaubensartikel in unverfälscht reiner katholischer Lehre dargestellt finden," a. a. O. S. 48. u. 49. Dies P. Netzhammers Urteil, auf Grund der „mit allen Zeichen der Echtheit gestempelten theologischen Abhandlungen Hohenheims". Ebenda S. 48. Wie scharf Hohenheim gegen Papst, Kirche, Konzilien, Mönchswesen, Zeremonien, gegen Lehren und Einrichtungen der römischen Kirche schrieb, verschweigt P. Netzhammer; er hebt aber die hohe Verehrung Hohenheims für die heil. Jungfrau heraus und führt wörtlich scharfe Urteile gegen Luther, Zwingli und Sekten an.

[231]) Matth.-Kommentar. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 154.

[232]) De martir. Christi etc. 1. Heidelb. Handschr. Parac.-Handschr. Nr. 90, S. 450.

[233]) Außleg. des 2. Kap. S. Mathei. 1. Görl. Handschr., ebenda Nr. 83, S. 240/41.

VI

[1]) Mich. Toxites a. a. O. Fol. 7/8.

[2]) Riedt, E., Die Goldbergbaue Kärntens (Österreich. Zeitschrift für Berg- u. Hüttenwesen) u. Separatabdr. S. 16. Wien 1873.

[3]) Vorr. d. tart. Krankh. I, 282.

[4]) Ebenda (Tartarus = krankheitbildende Niederschläge, Sand, Gries, Stein, Gallensteine, Blasensteine u. a.).

[5]) Ch. B. u. Schr. S. 126.

[6]) Philos. sagax. Beschlußrede II, 426.

[7]) Philos. sag. II, 483: „Hier hat Theophrastus in Mitten deß Blats zu schreiben auffgehört." Huser.

[8]) Erastus, Disput. a. a. O. IV. S. 159: „Reliquisse Cromaviae cistam librorum, quos partim secum attulerat, partim dictaverat." Die Angabe eines zweijährigen Aufenthalts, a. a. O. S. 160, stimmt nicht mit den aus Hohenheims Datierungen selbst erhobenen und sichergestellten Wanderwegen. Es war nur ein Teil des Jahres 1537.

[9]) Consilium für Joh. v. Leipnick I, 888.

[10]) Kammerrechnung im Archiv der Stadt Preßburg (bei Strunz, Theophr. Parac. Leben und Persönlichkeit. S. 73. Leipz. 1903).

[11]) Widmungsschreiben an die Stände von Kärnten I, 248.

[12]) Ebenda.

[13]) Bermann, Alt- und Neuwien, 1880, S. 687 ff. Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, 1845, S. 289—293.

[14]) Spitalb., Ch. B. u. Schr. S. 311.

[15]) Crato v. Crafftheim (Leibarzt Kaiser Maxim. II.), Ep. 139 ad Theod. Zwingerum, v. Murr. a. a. O. 233.

[16]) De rer. nat. Widmung an Joh. Winkelsteiner I, 881.

[17]) Chronica des Landes Kärnten I, 251.

[18]) Mich. Toxites a. a. O. Fol. 8.

[19]) I, 247 u. 248.

[20]) Widmung v. tart. Krankh. I, 282.

[21]) Widmung an die Stände v. Kärnten I, 248.

[22]) Widmung v. tart. Krankh. I, 282. Auch in der „Vorred an den Leser" zu den Defensionen (19. Aug. Villach) I, 252 und in der Beschlußred zum labyr. medicorum I, 282.

[23]) Widm. an die Stände v. Kärnten I, 248.

[24]) Defens. I, 253. 254. 256. 257. 259. 261. 262.

[25]) Defens. I, 252.

[26]) Lab. med. I, 264 u. 282.

[27]) Schreiben der Landstände von Kärnten an Th. v. H. I, 317.

[28]) Consilium für Sebald Treyling I, 690.

[29]) Mich. Neander, Orb. Terrae Partium succincta explicatio, Lips. 1598, p. 57, bei Marx, Dr. K. F. H., Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim, Göttingen 1842, S. 58.

[30]) Toxites a. a. O., Inventarium Fol. 24: „Eine Böhaimische Reütkappen. Ein schwartzer abgetragener Wappen reüt Rock. Ein par Stiffel / Reütseck / vnd Sporn. Ein schwartzer Reüthuot."

[31]) Von Augustin Hirschvogel. Originale in der K. u. K. Hofbibliothek in Wien. Aberle a. a. O. Tafel Vb. Augustin Hirschvogel, Zeichner, Geometer u. Ingenieur, damals in Wien ansässig. Nagler, Künstlerlexikon B. VI. S. 194. — Die meisten Bilder Hohenheims stellen ihn mit dem Schwerte dar. Aberle a. a. O. S. 484 ff. Aberle hält die Aufbewahrung der berühmten Laudanumpillen im abschraubbaren Schwertknopf für wahrscheinlich. Auf einigen Bildern ist die Querlinie der Kugel deutlich, a. a. O. S. 333 f. Auffallend, daß im Inventar das Schwert fehlt; aber es findet sich darin „Ein geschrauffte sylberine Kugel, an einem sylberin Khettl." Toxites a. a. O. Fol., vergl. Bircher, 52. Jahresbericht der Schweizer. Naturforschergesellschaft Eins., 1868, S. 9. Sage über Paracelsus, er habe einen wunderlichen Degen gehabt, in dessen Knopf sich sämtliche vier Elemente befanden.

[32]) Reimmann, Einl. in die Hist. Liter., Th. 3, Halle 1713, S. 562.

[33]) Erastus, Disp. III, 212. Zu der Frau des Patriziers Langenmantel berufen. Marx a. a. O. S. 58, Anm. 209.

[34]) Vorr. zur Erklärung der ganzen Astronomey II, 502.

[35]) Nicht Graz in Steiermark, wie mannigfach zu lesen, sondern Grätz in Schlesien, auf dem Weg nach Breslau. Curatio morb. per incant. Schriftchen an Meister Ulrich Beckh von Wienn. Tüb. Univ.-Bibl.-Handschriften, vergl. auch Aberle a. a. O. S. 21 Anm. 17. Übrigens ist die Echtheit des Schreibens nicht über allen Zweifel erhaben.

[36]) Gräffer a. a. O. S. 289—293, bei Aberle S. 22.

[37]) Daher wohl die Verwechslung mit Strobl am St. Wolfgangsee, die da und dort zu finden ist. Ein Ruprecht Strobel kommt als Testamentszeuge Hohenheims vor. Toxites a. a. O. Fol. 23.

[38]) Consilium für J. Töllinger I, 692.

[39]) Consilium für Fr. Boner I, 685/86.

[40]) Sermo von der Erkanndtnuß ad Cl. Sept. 1. Cod. Voss. Parac.-Handschr. 373.

[41]) Toxites a. a. O. Fol. Bvj. Testamentum Parac.: „diser zeit beherbergt." opp. „gewöhnliche Herberg", „Behausung" Inventarium Fol. Cvij.

[42]) Die Zeugen wohnten meistens in den Häusern nebenan, auch Michael Setznagel, einer der Testamentvollstrecker, hatte dort sein Haus. Aberle a. a. O. S. 10.

[43]) Toxites a. a. O., Fol. Biiij.

[44]) Aberle a. a. O. S. 7 ff. Am Platzl Nr. 3. Am Haus war früher ein Wandgemälde und eine Inschrift; letztere ist neuerdings erneuert worden.

[45]) Etliche Tractatus, ed. Toxites 1570. Bibliogr. Parac. Nr. 120, S. 197. „Defect. immatura morte preuentus non absoluit." Vergl. das Datum des lib. de sancta Trinitate, „geben zu Saltzburg Ahn vnser lieben Frawen Abendt Nativitatis der wenigern Jarzahl Jm 40ten Jare." Parac.-Handsch. S. 347.

[46]) Toxites a. a. O., Inventarium Fol. Cvij.

[47]) Aberle, „Professor der Medizin und kaiserl. Leibarzt", hält den Gesichtsausdruck auf dem Ölbilde Nr. 50 seiner Aufzählung für „vereinbar mit dem Zustand beim Testamentieren". Aberle a. a. O. S. 391 u. 392.

[48]) Paragr. 4. Tr., I, 230.

[49]) Toxites a. a. O., Fol. Aiiij. Die Echtheit des Testaments ist außer allem Zweifel. Vergl. Widmungsschreiben des Toxites an Görgen Vetter: „So hab ich diß Büchlin auß den versigelten Originalen / so ich noch bei Handen hab / wie viel guoter leuth gesehen / zusammen verfasset / . . .

[50]) Toxites a. a. O., Fol. Biiij.

[51]) Pilgram, Calendarium. Ostersonntag 1541 am 17. April, also der 24. September ein Samstag. Der Todestag „Anno MDXXXXI die XXIII Septembris" ist auf dem Grabmal in Salzburg angegeben. Die Jahreszahl 1551 kommt her von einer verdruckten Datierung eines Holzschnittes aus dem Byrckmannschen Verlag in Köln. „Mortui Anno 1451" anstatt 1541. (Großh. bad. Landesbibliothek.) Vergl. Aberle a. a. O. S. 33.

[52]) De vita rer. natur. I, 891.

[53]) Param. I, 44.

[54]) Comment. in Proph. Dan. in Phil. myst. Neustadt 1681, S. 97.

[55]) Außlegung des 2. Kap. S. Mathei. Parac.-Handschr. S. 240. „Denn wir haben hie auf Erden nur ein Tagewerck, dasselbig sollen wir uns nicht lassen brechen, ... sondern wir sollen warten der Abendstund, damit wir ausrichten das ganze Tagwerk."

[56]) De meteor. II, 108.

[57]) De limbo aeterno. Salzb. Handschr. Fol. 3.

[58]) Surs. corda. 2. Heidelb. Handschr. Parac.-Handschr. S. 472.

[59]) De limb. aet. Salzb. Handschr. Fol. 98.

[60]) Joh. Pet. Frank, Medizin. Polizei 4. B. S. 711. Verordnung des Karl Borromaeus auf der 6. mailänd. Kirchenversammlung. Rituale de funeribus S. 5. Vergl. Aberle a. a. O. S. 35.

[61]) Wenn Sprengel, Gesch. der Arzneikunde, Halle 1801, III. Tl. S. 383, schreibt: „Im Spital zu St. Stephan", so ist das eine doppelte Verwechslung, des Sterbehauses mit der Begräbnisstätte zu St. Sebastian.

[62]) Toxites, Test. Theophr. a. a. O. Fol. Biiij.

[63]) v. Murr a. a. O. S. 242.

[64]) 1519 war Staupitz nach Salzburg berufen, bald darauf aber Speratus

verjagt und der ehemalige Barfüßer Georg Schärer wegen seines evangel. Glaubens enthauptet worden.

[65]) Toxites a. a. O., Fol. Bij: „ain behayrather Clerickh Saltzburger Bistumbs".

[66]) Jos. Mezger 1692 in seiner Histor. Salisb.: „Sepultus in coemeterio (unde constat eum pro orthodoxo habitum) ad S. Sebastianum." Heinrich Pichler Diarium Salisburgense 1745/47: „Daß dieser Theophrastus ein Orthodoxer gewesen, ist auf disen abzunehmen, weillen er in ein geweichten Orth lige; also spricht Josephus Mezger in Histor. Salisb." Aberle a. a. O. S. 5.

[67]) Huser I, ij[b], Widmung an Kurfürst Ernst von Köln.

[68]) Toxites a. a. O., Fol. Biiij.

[69]) Huser, Widm. an Kurf. Ernst I, ij[b].

[70]) Ebenda.

[71]) Toxites a. a. O., Fol. Cvj. (Inventarium).

[72]) Ebenda Fol. Cij. Ein ungar. Goldgulden Wert 20 Mk.

[73]) Ebenda Cviij. Quittung Anwaldts des Apts zuo Ainsidlen.

[74]) Ebenda (Inventar.).

[75]) Aur. Theophr. Parac. Opera. Sammelausgabe von Perna, II. Tom.: „Saxum hoc Theophrasto Philippo N. Setznagel (N. statt M. = Michael) cujus Salzb. testamentarius, pietatis ergo P." Bibl. Parac. S. 285.

[76]) Wolfgang Menzel, Gesch. der Deutschen II, 667.

[77]) Nach eigener Beobachtung.

[78]) Elias Joh. Heßling, Theophrastus redivivus illustratus etc. Zofingen 1662 und Hamburg 1663, S. 133. Heßling war ein württemb. Pfarrer, geborener Thüringer.

[79]) Ausführliches darüber bei Aberle a. a. O.

[80]) Ebenda S. 45.

[81]) Ebenda Tafel II, Fig. 3 u. 4.

[82]) Ebenda Tafel III, Fig. 10.

[83]) Ebenda Tafel IV, Fig. 11. Vergl. Paragr., Vorr. I, 203: „Mein Bart hat mehr erfahren, dann alle ewre Hohe Schulen."

[84]) Aberle a. a. O., Tafel V, Fig. 17 u. 18, vergl. S. 317. Die Bilder sind aus den Jahren 1538 und 1540. Augustin Hirschvogel wanderte in Österreich, Ungarn, Siebenbürgen und war zeitweise in Wien ansässig, so 1540. 1538 war er zu Laibach. Letztere Angabe ist auf einem Stich des gleichzeitigen Joh. Baysius von Haßfurt handschriftlich bemerkt. Aberle a. a. O. S. 70.

[85]) De separ. rer. nat. I, 906. Vergl. oben S. 47.

[86]) Man sagte ihm nach, er sei ein Entmannter gewesen, in verschiedenen Versionen, deren keine begründet ist.

[87]) „Nec tempus rapit Horam nec Venus, sed continuus Labor." Ep. ad. medic. quendam, I, 638. „Der Venus kein zuotitler", Vorr. an die Stadt Sterzing I, 356. „Das ist, sie sind in ihrer Microkosmischen art beraubt der grossen Potenz, so der Mann hatt: ist gleich als zween Beyel, nemlich, die da schmecken vnd die Wilden Beyel, die da nit schmecken." De cad. matr. I, 622, zu vergl. die Stelle Philos. sag. II, 403. Auch Oporin bezeugt es in jenem Briefe, in dem er Hohenheim manches Schlimme nachsagt: „Mulierum nullam curam habuit, ut cum nulla unquam illi rem fuisse credam." Oporin bei Sennert a. a. O. S. 188.

[88]) Fragm. prolog. in libr. de herbis I, 1095.

[89]) Paragr. I, 228.

[90]) Ch. B. u. Schr. 650.

[91]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 11.

[92]) So einer der ärgsten Verleumder Herm. Conring, De Hermetica Aegyptiorum vetera et Paracelsiorum nova medicina liber unus etc. Helmstadii 1648. Vor ihm war es Thomas Erastus, so in seinen Disputationes de medicina etc. Basil. 1571.

[93]) Paragr. 2. Tr. I, 218.

[94]) Adelung, Gesch. der menschl. Narrheit zc. 7 Th. Leipz. 1789, Nr. 73: Theophrastus Paracelsus, ein Cabalist und Charlatan.

[95]) Das böse Wortspiel geht zurück auf einen englischen Galeniker Walter Harris in seiner Pharmacologia Anti-Empirica: Or a Rational Discourse of Remedies both Chymical and Galenical, London 1683, S. 19: „Bombastical Paracelsus." S. 40: „Thy Bombastick Names shall perish and be despised." Siehe Schubert-Sudhoff, Parac.-Forsch. II. Heft, S. 95. — So auch mit einem Anachronismus Konrad Ferdinand Meyer in seinem „Huttens letzte Tage": „Bombastus nennst du dich und sprichst Bombast!"

[96]) Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation. Berl. 6. Aufl. 1880, V. B. S. 342.

[97]) Chr. v. Sigwart, Kleine Schriften. 1. Reihe. Freiburg und Tübingen. 2. Aufl. 1889, S. 7.

[98]) Schubert-Sudhoff, Parac.-Forsch., Vorwort zum I. Heft S. III.

[99]) Marx (Dr. K. F. H.), Zur Würdigung des Theophr. von Hohenheim. Göttingen 1842.

[100]) Sigwart a. a. O. S. 46.

[101]) Von Franz Bl. Ch. B. u. Schr. 151.

[102]) Paramir. I, 37.

[103]) Fragm. med. I, 144. Curam vitamque oder curam vtramque?

[104]) De cad. matr. I, 608.

VII

[1]) De viribus memb., Nachwort I, 322.

[2]) Von Gebärung des Menschen I, 122.

[3]) Praefatio zu 2 Handschriften v. Lambert Wacker 1569. Parac.-Handschr. Nr. 86/87, S. 298. Wohl mit dem bekannten Handsiegel, das sich an den Originalbriefen an Bonif. Amerbach findet (Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 98) u. der Abbildung von Murrs zufolge in gleicher Weise an den Briefen an den Rat von Memmingen, v. Murr, a. a. O. II, S. 258, und im Inventar des Nachlasses aufgeführt ist: „Mehr bemelts Doktors silberin Puetschafft." Toxites a. a. O. Fol. Cvj.

[4]) Erastus, Disp. IV, p. 159. Vergl. ob. Anm. Kap. VI, 8.

[5]) Huser I, 24.

[6]) So von Paramir. 4, statt 5, I, 24; von den Archidoxen fehlt das 10. Buch I, 786.

[7]) Toxits a. a. O, Invent. Fol. Cvij.

[8]) Ebenda. Widmung an G. Vetter. Fol. Av.

[9]) Ep. ad. medic. quend. I, 638.

[10]) Vom Holz Guaiaco 1529. Bibl. Parac. Nr. 1; von der französ. Krankh., 3 Bücher, 1530, ebenda Nr. 8.

[11]) Ebenda Nr. 3—7; 9. 13; 17—19; 22. 23.

[12]) Ebenda ohne Nummer, S. 38. Huser II, 574 ff.

[13]) Bilb. Parac. Nr. 13.

[14]) Ebenda Nr. 14—16; 20. 21.

[15]) Eingaben an den Rat v. Nürnberg. Chir. B. u. Schr. 679/80.

[16]) Widmung an die Landsch. Kärnten I, 248.

[17]) Brief an Clauser in Zürich: „Proinde hoc, quicquid est, libelli tibi de dico, ut in Typis excudendo eo commendatum tibi habeas" I, 952.

[18]) Widmung an Wickram in Colmar (v. offnen Schäden), Ch. B. u. Schr. 377.

[19]) Lab. med., Beschlußred I, 282.

[20]) Bibl. Parac. Nr. 30.

[21]) Ebenda Nr. 32. 35. 36.

[22]) Spitalbuch ed. Bodenstein 1562. Bibl. Parac. Nr. 44.

[23]) Th.ⁱ Par.ⁱ schreiben von tribus Principiis aller Generaten, ed. Bodenstein 1574, Vorr. Bibl. Parac. Nr. 153.

[24]) Mod. pharmacandi, Köln 1562. Ebenda Nr. 48, S. 75.

[25]) Pierre Hassard berichtet über seine Bekanntschaft mit Montanus in der französ. Ausgabe der Gr. Wundarzney: „La grande vraye et parfaicte Chirurgie" 1567. Ebenda Nr. 83, S. 126.

[26]) Akten im Münchner Reichsarchiv. Pfalz-Neuburg A, VIII, Nr. 5: „Acta, die in Neuburg verwahrten Manuskripte der philosophisch-medicinischen Werke des Theophrastus Paracelsus, deren Verleihung an Erzbischof Ernst v. Köln u. a. betreffend, 1585—1694." Parac.-Handschr. S. 3. — Möglich, daß die Manuskripte über Salzburg an Ottheinrich gelangten, wo der Herzog in Bayern u. Pfalzgraf bei Rhein Ernst 1540—1554 Erzbischof war, also zur Zeit des Aufenthalts und des Todes Hohenheims in Salzburg. Die Jahreszahl 1554, Tod des Erzbisch. Ernst, fügt sich in die mutmaßliche Zeit der Erwerbung gut ein.

[27]) Parac.-Handschr. S. 2. Johann Kilian „Fürstlicher Renntschreiber" und „Chemicus". — Welch großer Wert auf diese Handschriftenschätze gelegt wurde, beweist die Bestellung Hans Kilians und die „Condition, daß Er Sy also verwaren well, damit Sy seiner Churfürstlichen gnaden successor des Fürstenthumbs Neuburg .... daselbs nach sein Kilians todt alle bei einander finden und zu seiner fürstlichen gnaden handen nemen mög." Parac.-Handschr. S. 3. So war es denn Hans Kilian, der persönlich dem Kurfürsten Ernst, als dieser die theophrastischen Schriften sich erbeten hatte, 6 Bände in Freising und 2 in Neuburg übergab. Es waren das „Theophrastische bücher seiner Handschrift, den 2. May A.º 85 mit mir gein Freising genommen", wie H. Kilian urkundlich niederlegt, während 104 alchimistisch-philosophische Bücher in 3 Kisten verpackt über Augsburg nach Köln abgingen. Ebenda S. 3. 4. Die Echtheit dieser so sorgfältig behandelten Manuskripte, über die ein urkundliches Verzeichnis aufgestellt wurde, ist damit über allen Zweifel erhaben.

[28]) Heidelb. Cod. Palatin. Germ. 476. 26. 51, 1560—70 geschrieben. Parac.-Handschr. Nr. 90—92. — Pfalzgraf Philipp Ludwig bezeugt selbst, daß diese „Theophrastische Bücher" an ihn „erblich gelangt" seien. Ebenda S. 2.

[29]) Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl.-Handschr. des Dr. Karl Widemann. Randbemerkung Widemanns. Ebenda Nr. 98, S. 549.

[30]) Münchner Reichsarchiv a. a. O., Bl. 30. 31. Ebenda S. 10 f.

[31]) Urkunden u. Regesten des K. u. K. Haus,- Hof- u. Staatsarchivs; bei Aberle a. a. O. S. 532, Anm. 143. Dort ist Kaiser Ferdinand I. als der genannt, welcher die Schriften Theophrasts sich erbat. Sudhoff a. a. O. nennt als Empfänger der Manuskripte den Erzherzog Ferdinand (v. Tirol), den Gemahl der Philippine Welser, geb. 1529, † 1595, der damals in Wien sich befand. Wohl wegen der Anrede „Durchleüchtigister hochgeborner Fürst, eur fürstlich durchleücht.“ Parac.-Handschr. S. 13. Mit Recht. An Kaiser Ferdinand hätten sie schreiben müssen: „Großmächtigster, durchleüchtigster Fürst, Euer Röm. Maj.“ (so Theophr.).

[32]) Aktenstück des K. u. K. Statthaltereiarchivs in Innsbruck. Abdruck in Sudhoffs Parac.-Handschr. S. 13/14.

[33]) Parac.-Handschr. S. 29. Faksimile des Catalogus librorum Theophrasti bei Strunz a. a. O., Taf. V.

[34]) Von podagr. Krankh. Bibl. Parac. Nr. 55, S. 83.

[35]) Metamorphosis, ed. Bodenstein 1572. Bibl. Parac. Nr. 137, S. 229: „Die hart zu lesende Schrift Theophrasti.“

[36]) Zwei Handschr. v. Lambert Wacker 1569, 1570. Parac.-Handschr. Nr. 86. 87, S. 299: „Aus des Authoris Eigenn Handschrift wie woll die bös zü lesenn.“

[37]) Huser, Opera. Vorred an den Leser. Fol. iij. „Des Paracelsi Handschrifft vberauß vnleßlich, vnnd eine lange vbung vnd grossen fleiß erfodert.“

[38]) „Etliche Traktate“, ed. Byrckmann, Köln 1563. Bibl. Parac. Nr. 63, S. 96.

[39]) „Von ersten 3 Principia“, ed. Bodenstein 1563, ebenda Nr. 56, S. 84: „qui sibi ipsis ascribunt, quae suxerunt ex libris Paracelsi, welches ich de verbo ad verbum beibringen möcht.“

[40]) Th.i Par.i schreiben von tribus Principiis aller Generaten, ed. Bodenstein 1574. Ebenda Nr. 33, S. 52: „Und so ich nicht allgereit ihm werck hergegen etliche wiste, die jre arbeit bettlerisch nichtswertig Ding underm nammen Paracelsi feil hettē, glaubte ichs kaum.“ — Ein derartiges Machwerk war z. B. „Für Pestilenz“, gedr. in Salzburg 1554. Ebenda Nr. 33, S. 52.

[41]) Huser, Vorred an den Leser. Fol. iij.

[42]) Von den Franzosen IX Bücher, ed. Perna 1577. Bibl. Parac. Nr. 178, S. 312.

[43]) Von tartar. Krankheiten u. s. w. samt Baderbüchlein, ed. Bodenstein 1563. Ebenda Nr. 57, S. 86.

[44]) Paramir., ed. Toxites 1574. Ebenda Nr. 163, S. 279.

[45]) Archidoxen, ed. Toxites 1574. Ebenda Nr. 158, S. 268.

[46]) Kleine Wundarzney, ed. Forberger 1579, S. 412. Ebenda Nr. 182, S. 317.

[47]) Archidoxae (sic!) Phil. Theophr. Paracelsi Libri X. Schröter, Krakau 1569. Ebenda Nr. 108, S. 169.

[48]) Archidoxorum X Bücher. Basel, Perna, 1570. Ebenda Nr. 116, S. 183.

[49]) Perna, Bibl. Parac. Nr. 116, 117. Toxites Nr. 118. Wimpinaeus Nr. 119. Byrckmann Nr. 121. Dorn-Perna Nr. 123.

[50]) Wimpinaeus, Vorrede: „wie sie inn eil möglich gewesen.“ Schlußred: „hab das erstmal müssen eilen, damit dises werck bald vilen zu gut inn truck verfertigt wurd.“ Dies als Entschuldigung für errata. Ebenda Nr. 119, S. 192 und 195. Neudruck aus demselben Jahr 1570. Ebenda Nr. 129.

[51]) Ebenda Nr. 121.

[52]) Ebenda Nr. 165 u. 166.

[53]) 1576 als das zuerst genannt in der Ausgabe des Toxites: „Von den Krankheiten, so den Menschen der Vernunft berauben.“ Ebenda Nr. 170., S. 292. Ausdrücklich bemerkt Toxites, Huser habe „bei Herrn Johanne Montano Gelegenheit, sein, des Toxites, Buch aus besseren Exemplaren zu korrigieren und in integrum zu restituieren.“

[54]) Ebenda Nr. 216.

[55]) Vorred an den Leser in der Quart- u. Fol.-Ausgabe.

[56]) Akten im Münchner Reichsarchiv. Vergl. ob. Anm. 26 u. Parac.-Handschriften S. 3 f.

[57]) Huser, Opera, Vorred I, Fol. iij.

[58]) Ebenda — auch die Namen der einzelnen Besitzer.

[59]) Die Nachweise in den Inhaltsverzeichnissen der Huserschen Ausgaben.

[60]) Schon angesichts dieses Ergebnisses fällt die mit seltener Unkenntnis des wahren Sachverhalts und unter oberflächlichster Beschäftigung mit Paracelsica vorgetragene Behauptung Rohlfs (a. a. O.), Hohenheim habe nur wenig geschrieben, dahin; vergl. die gründliche Abfertigung Rohlfs durch Schubert-Sudhoff, Parac.-Forsch. Heft I.

[61]) Aktenstücke darüber in Parac.-Handschr. S. 8.

[62]) Huser, Widmung an Kurfürst Ernst I, Fol. iij^{b}.

[63]) Archidoxa, ed. Wimpinaeus, 1570, S. A$_3$^{r}. Bibl. Parac. Nr. 119, S. 194.

[64]) Kleine Wundarzney, ed. Figulus 1607. Ebenda Nr. 284, S. 485.

[65]) Chirurgia Vulnerum, ed. Khunrat 1595. Ebenda Nr. 236, S. 418, ebenso ein Leidener Manuskript aus dem Ende des 16. Jahrh. Cod. Voss. Nr. 36. Parac.-Handschr. Nr. 54, S. 153/54 Auch ein frommes Gedenken an die Jungfrau Maria im I. Buch Meteorum bei Huser II, 108, steht im ersten Druck von 1566 nicht (briefliche Mitteilung von Dr. K. Sudhoff).

[66]) Bibl. Parac. Nr. 231 u. 232.

[67]) Frankfurt bei Joh. Wechels Erben. Bibl. Parac. Nr. 254, 255.

[68]) I. Aufl. 1603. Ebenda Nr. 256, 257. Chir. Bücher u. Schriften 1605. Ebenda Nr. 267. II. Aufl. 1616—18 Ebenda Nr. 300. 301. 302.

[69]) Salzb. Manuskr. Fol. 36. Vergl. De secr. secr Theol. Prologus: „Der Teil, der wider ihn gewesen, habe ihn freilich hoch verhindert, denn es habe ihnen nicht geschmeckt, was in seiner Feder gewesen; so habe er eine Zeitlang den Mund zugehalten, damit ihm das Wetter und der Donder nit in den Acker schlage.“ Parac.-Handschr. S. 406.

[70]) Matthäuskommentar: „Finis nach dem Tauff Christi 1495: am End des Monats Martij Anno Christi 1525.“ Ebenda S. 245. — Psalmenkommentar: „Geben zu Zimern am Zinstage vor Jacobi (25. Juli), Im 1530.“ Ebenda S. 481. — De Coena Dom. ad pap. Clem. 1530. Salzb. Manuskr. u. Parac.-Handschr. S. 272. — De Coena Dom. ad amicos etc. „Geben zu (?) am Montag nach Ascensionis Dominj den 33ten.“ Ebenda S. 292. — Lib. de potentia „itzt anno 1533“. Ebenda S. 255.

[71]) In „De Coena Dom. ad pap. Clem.“ seine „große Auslegung des alten Testaments.“ Ebenda S. 276.

[72]) Z. B. in lib. de vita longa, ed. Bodenst. 1560: „commentaria sive diarium scriptum supra evelationem Johannis.“ Bibl. Parac. Nr. 39, S. 61. — In „Onomastica“, ed. Toxites 1574: „Commentar. in Psalmos, Explicatio super Matheum“. Ebenda Nr. 154, S. 261. — In „Fasciculus Paracels. Medicinae“,

ed. Dorn 1581: „Expositiones Euangeliorum, Psalterij, aliorumque sacr. libr." Ebenda Nr. 185, S. 324.

[73]) De Coena Dom. ad amicos etc. Schlußwort: „Drumb bitte Ich wollet solche bucher bein euch behalten vnd nit offenen. Dann Ihr alle wissent, wie die Ertzet von den Pfaffen verschmechet sein, vnd von den Predigern, Also sollens nichts können, vnd Jr maul zuhalten: So wil ich aber von Jrer hoffart vnangetast sein, Gott wirds auch wol selbst herfurbringen, zu seiner Zeit, wie sein Gottlich willen ist. Ebenda S. 292.

[74]) Siehe Anm. zu IV, Nr. 112.

[75]) Bibl. Parac. Nr. 149, S. 239.

[76]) Akten des Münchner Reichsarchivs, Bl. 1. Parac.-Handschr. S. 17.

[77]) Ebenda S. 10 ff.

[78]) Ebenda S. 29 ff.

[79]) Cod. Vossian. Chymicus in Fol. Nr. 24 u. 25. (Leiden, Univers.-Bibl.) c. 1567—70. 544 u. 566 beschriebene Blätter. Ebenda Nr. 88 u. 89.

[80]) Görlitz, Oberlausitzer Gesellsch. der Wissensch. Th. VI, 146, 4° u. Wolfenbüttel, Herzogl. Biblioth. Cod. Extrav. Nr. 160. Ebenda Nr. 83 u. 84.

[81]) Ebenda S. 581.

[82]) Brief v. Barth. Schobinger an Alex. v. Suchten, 1576. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 143/144.

[83]) Z. B. De Coena Dom ad. pap. Clem. VII. „VI. Buch: auff das Licht der Natur." Vergl. auch hier den theophrastischen Ausdruck: „Magnalia arcana naturae"; „bei der Arzney, der ich mich bißhero ernehret habe." Salzb. Manuskr. Fol. 37a f. — De secr. secr. Theol., Parac.-Handschr. S. 406: „anndere sachen meiner Facultet .... alls die Astronomey vnnd auch die Medicin." — „Zuerst was da antrifft daz liecht der Natur vnnd lasße ein spähtern herpst fallen zu der h. geschrifft." — Die ganze „Vorredt vber die vier Euangelisten." Ebenda S. 435/38.

[84]) De secr. secr. Theol. Ebenda S. 406. Vorredt vber die vier Euangl. Ebenda S. 435 und 438.

[85]) Akten des Münchner Reichsarchivs (a. a. O. Bl. 36). Ebenda S. 12.

[86]) Ebenda Bl. 85: „Ihr sollet die von dem Theophrasto in unserem darobigen Archiv befindlichen Manuscripta alsbald hiehero sicher abschicken." Befehl vom 6. Januar 1694. Nach Bericht vom 21. Jan. gingen „solche in 37. libellen bestehende manuscripta" ab. Die letzte Spur dieser Autogramme Hohenheims. Parac.-Handschr. S. 4. 5.

Literatur

A. 1. Handschriftliches: Handschrift des Museum Carolino-Augusteum in Salzburg, 1170. P.Z. (Paracelsica 160). Inhalt: De Coena Domini, Theo: Paracel., Ad Clementem 7 Pontificem, Año 1530. — De limbo Aeterno perpetuoque homine nouo secundo Creationis ex Christo filio Dej. — Das Libel von dem Sacrament Corporis Christj Einzunemmen zu der Seeligkeit. — Declaratio Coenae Dominj ex 6. cap: Joh: 2c. — De Coena Domini Ex 1. 2. 3. 4. cap. Joh. — De Caena Domini ex cacteris Euangel: Antheritatibus (sic!). — Coena (sic) Domini Declaratio. — Declaratio. Spiritus sanctus supereniet in te etc. —

2. Gedrucktes. Aur. Ph. Theophrasti Bombasts von Hohenheim Opera ed. Joh. Huser. Fol. Straßburg 1603. 2 Bände, zitiert mit I. u. II.

Ph. Theophr. Bombast von Hohenheim. Chirurgische Bücher und Schrifften ed. Joh. Huser. Fol. Straßb. 1605. Zitiert mit „Ch. B. u. Schr."

Philosophia Mystica, darinn begriffen Eilff vnterschidene Theologico-Philosophische / doch teutsche Tractätlein | zum theil auß Theophrasti Paracelsi zum theil aus M. Valentini Weigelii / bißhero verborgenen manuscriptis. Newstadt MDCXVIII. Inhalt: De Poenitentia. — De Justitia. — De Confessione Poenitentia et remissione. — Astronomia Olympi Novi. — Commentarius in Proph. Danielem.

Philosophia de limbo aeterno etc. ed. Joh. Staricius 1618. Darin neben andern, oben genannten Abendmahlsschriften Declaratio super dictum Luc. 1, 35. — Außlegung des Vater-Unser. — Außl. des Ave Maria. — Außl. des Magnificat. — Außl. des Nunc dimittis. —

Liber sermonum in Antichristos et Pseudodoctores Veteris et Novi Testamenti. Frankfurt. Jennis 1619. — VII Serm. Dazu V in incantatores, Maleficos, Anabaptistas etc. — Vorrede u. Außlegung vber die Epistel S. Jacobi & Judae.

Außlegung oder Bericht Th.i Parac.i vber die Wort Sursum corda etc. Frankf. Jennis 1619.

Tractatus de coena Domini: Quod sanguis et caro Christi sit etc. in Gottfried Arnolds unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie, Schaffh. 1740 S. 1500 ff.

Auszüge aus Paracelsusschriften in Sudhoff, Paracelsus-Handschriften. Berlin 1899. (s. u.).

Klage Theophr.i Parac.i uber seine eigenen Discipel 1594.

Testamentum Ph.i Theophr.i Paracelsi ed. Mich. Toxites. Straßburg 1574.

B. Aberle, Dr. K., Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus. Salzburg 1891.

(Abelung) Geschichte der menschl. Narrheit oder Lebensbeschreibung berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher 2c. und anderer philosophischer Unholde. 7. Th. 1789.

Ersch u. Gruber, Allg. Encyklopädie der Wissenschaften III. Sect. 11. Th. 1838. (Escher.)

Hartmann, R. Jul., Theophr. v. Hohenheim, sein religiöser Standpunkt und seine Stellung zur Reformation. (Blätter für württ. Kirchengesch. 1894, Nr. 1—4.)

Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin. 3. Aufl. Jena 1881.

Hirsch, Geschichte der medizinischen Wissenschaften 1893.

Lessing, Mich. Ben., Paracelsus, sein Leben und Denken. Berl. 1839.

Marx, K. F. H., Zur Würdigung des Theophr. v. Hohenheim. Göttingen 1842.

Mook, Fr., Theophrastus Paracelsus. Eine kritische Studie. Würzb. 1876.

Murr, Christ. Gottl. v., Neues Journal zur Liter.- u. Kunstgeschichte II. 1799.

P. Netzhammer O. S. B., Theophrastus Paracelsus. (Jahresbericht über die Lehr- u. Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln im Studienjahr 1899/1900).

Schubert, Ed. u. Sudhoff, Karl, Dr. Dr. Med., Paracelsusforschungen, I. Heft 1887, II. Heft 1889. Zitiert mit „Schubert-Sudhoff".

Sennert, Dan., De Chymicorum cum Aristotelicis et Galenicis consensu ac dissensu. Venetiis MDCXXXXI.

Sigwart, Christ., Kleine Schriften 1. Reihe. 2. Aufl. 1889.

Sudhoff, Karl, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften, I. Teil: Bibliographia Paracelsica. Berlin 1894. Zitiert mit „Bibl. Parac."
II. Teil: Paracelsus-Handschriften. Berlin 1899. Zitiert mit „Parac.-Handschr.".

(Strunz, Franz, Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance. Leipzig 1903, erschien nach Vollendung der vorliegenden Arbeit.)

Andere nachgeschlagene Werke siehe in den Anmerkungen.

Namenregister

Sachregister

A

B

C

D

E

F

G

H

I

K

Die Lehre Spinozas

Von

Theodor Camerer

Geheftet 8 Mark

Spinoza und Schleiermacher

Die kritische Lösung des von Spinoza hinterlassenen Problems

Von

Theodor Camerer

Geheftet 4 Mark

B. de Spinozas Sämtliche Werke

Aus dem Lateinischen mit einer Lebensgeschichte Spinozas

Von

Berthold Auerbach

Mit dem Bildnisse Spinozas. — Zweite, sorgfältig durchgesehene und mit den neu aufgefundenen Schriften vermehrte Auflage

Zwei Bände. Geheftet 17 Mark

Spinoza

Ein Denkerleben

Von **Berthold Auerbach**

Geheftet 1 Mark 20 Pfg. In Leinenband 1 Mark 70 Pfg.



